

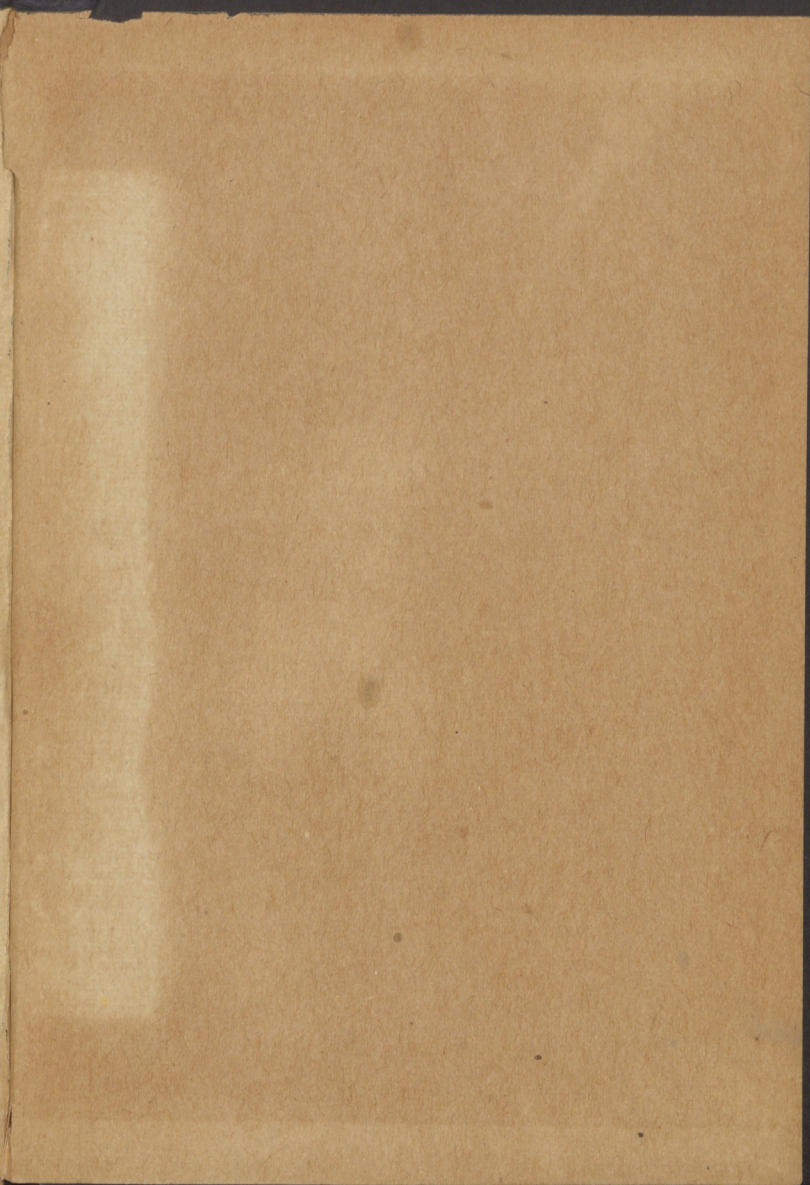
Gebo von Zobeltitz

Besser Herr  
als Knecht













Besser Herr als Knecht



# Ullstein-Bücher

Eine Sammlung  
zeitgenössischer Romane



---

Ullstein & Co / Berlin und Wien

# Besser Herr als Knecht

Roman von

Fedor von Zobeltitz



---

Ullstein & Co / Berlin und Wien







82-3

821.112.2-3 = 112.2

Neu bearbeitete Ausgabe

**Wojewódzka Biblioteka Publiczna  
w Olsztynie**



010-043567

Alle Rechte, insbesondere das der Übersetzung, vorbehalten.  
Amerikanisches Copyright 1917 by Ullstein & Co, Berlin.

Akc. D Nr 48 / 02/02

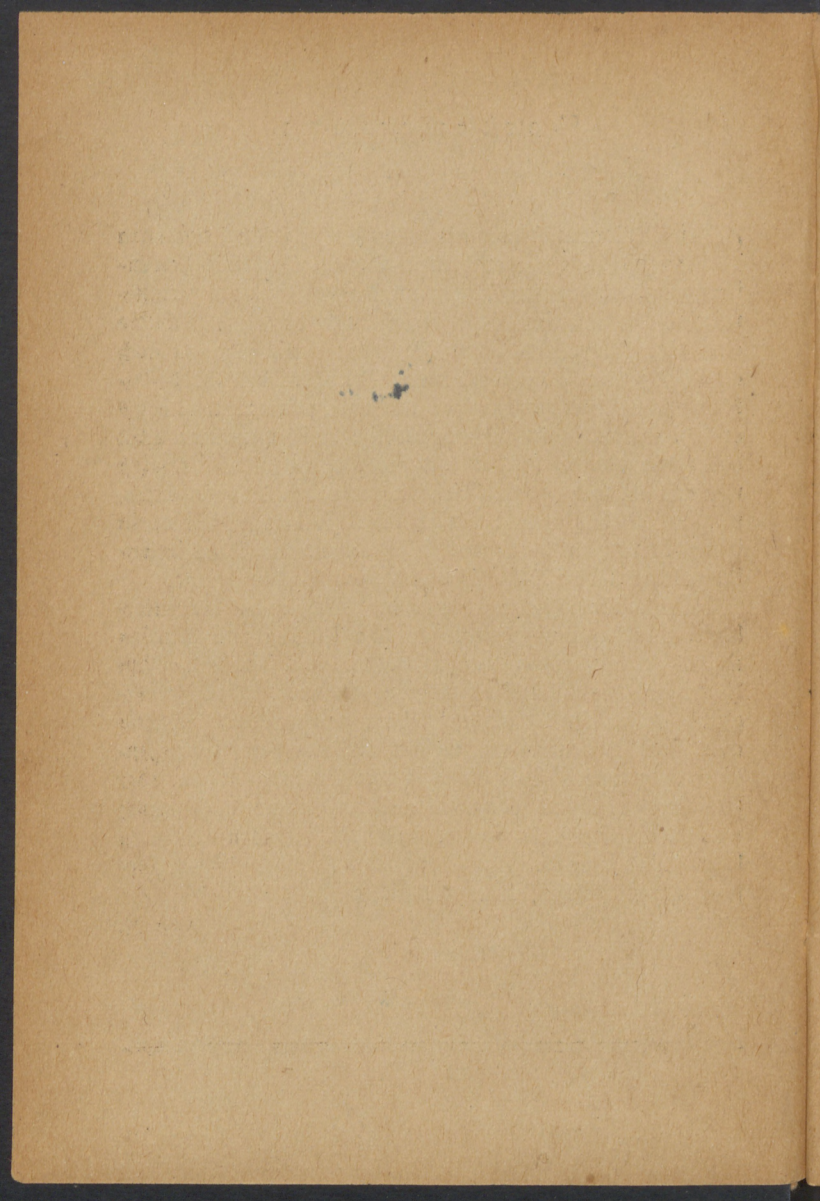
## V o r b e m e r k u n g

Dieser Roman ist in seiner ersten Fassung schon vor etwa zwei Jahrzehnten erschienen. Der erste Teil knüpft an Erinnerungen aus meiner Jugend an, die Fortsetzung an Erinnerungen, die sich inzwischen dem Buch der Weltgeschichte eingefügt haben. Als Fürst Alexander von Bulgarien noch als Prinz von Battenberg beim Regiment der Garde-du-corps stand, war ich häufiger mit ihm zusammen, und als er den Thron bestiegen hatte, weckte mein unruhiger Geist das Verlangen in mir, in sein Heer einzutreten. Er selbst riet mir ab, und aus den Briefen, die er mir damals schrieb, klingt schon das Gefühl der Unsicherheit hervor, der er in seiner berühmt gewordenen Erklärung an die Deputiertenkammer vom Mai 1881 schließlich Herr werden konnte.

Selbstverständlich sah ich nur die Erscheinung des ritterlichen Prinzen vor mir, als ich den Fürsten von Syrien meines Romans schuf, der kein historischer sein will. Nun haben die Zeitverhältnisse Bulgarien abermals in den Vordergrund großer Interessen geschoben, und da darf vielleicht auch eine Neubearbeitung meiner Erzählung auf Entgegenkommen rechnen. Daß ich bei dieser Umarbeitung in jeder Beziehung gleichfalls von meinem Schriftstellerrecht Gebrauch machte, die Phantasie frei nach meinem Gefallen walten zu lassen, wird man verständlich finden. Ich habe eine „Geschichte“ geschrieben, keine Geschichte.

F. v. B.





Je bois à la santé de Sa Majesté l'empereur d'Allemagne et roi de Prusse et à la santé de l'impératrice et reine! . . .“ Der Schah sprach diesen kurzen Toast mit ziemlich leiser Stimme, so daß ihn nur die umsitzenden Allerhöchsten und Höchsten Herrschaften verstehen konnten.

Es war noch zu Zeiten des alten Kaisers. Der reiseflustige Beherrscher von Persien hatte die Reichshauptstadt mit seinem Besuche beehrt, und, um ihn zu feiern, fand im Weißen Saale des Schlosses eine große Galatafel statt.

An der Tafel der Majestäten reihte sich Fürstlichkeit an Fürstlichkeit mit den Trägern berühmter Namen. Da sah man die Siegfriederscheinung des Kronprinzen, und ein paar Plätze weiter den Prinzen Friedrich Karl in seiner roten Attila, wie er soeben das Sektglas erhob, um seiner ältesten Tochter freundlich zuzutrinken, der Prinzessin Elisabeth, die neben dem Herzog Olimar von Oldenburg saß. Da sah man auch noch die meisten der Paladine des alten kaiserlichen Herrn — den schweigsamen Moltke mit seinem ausdrucksvollen Cäsarenkopf, Roon, Manteuffel, Goeben und den gewaltigen Eisenfresser Steinmetz mit seiner schönen jungen Gattin. Nur Bismarck war daheim in seinem Sachsenwalde geblieben; die Neuralgie plagte ihn wieder, und so hatte er darauf verzichten müssen, sich im Glanze Persiens zu sonnen.

Wirklich — Persien glänzte. Auf der Uniform des Schahs flammten die Brillanten, und die Brustseiten seines Gefolges

flaminten nicht minder. Aber der exotische Gast schien trüber Stimmung zu sein. Unbekümmert um die Etikette des Hofes drehte er Brotkrügelchen mit den nervös spielenden Fingern und richtete nur dann und wann einmal ein schläfriges Wort an seine kaiserliche Nachbarin. Von Zeit zu Zeit schien es auch, als übermanne ihn eine gewisse Müdigkeit; dann ließ er den Kopf sinken und machte kleine Augen, als ob er ein Viertelstündchen einschlummern wollte — zuckte aber wieder empor, schaute sich halb ängstlich um und griff von neuem nach dem Champagnerglase . . .

Hinter dem Sessel des Schahs standen, wie hinter den Plätzen der meisten Fürstlichkeiten, zwei Pagen in weißen Kniehosen und roten, goldgestickten Schoßröcken. Das waren zwei Selektaner des Kadettenkorps und zugleich zwei Freunde, der eine siebzehn- und der andere achtzehnjährig, prachtvoll gewachsene Jungen mit frischen Gesichtern und hellen verwunderten Augen, ein blonder und ein brünetter. Der Blonde hieß Emich mit Vornamen und war ein Reichsgraf von Schöningh-Stubbach und der Brünette ein Freiherr von Sassenhausen. Sie standen dicht vor dem Offizierseramen und waren zum letztenmal zum Pagedienst herangezogen worden. Eine willkommene Abwechslung für die beiden Junker in dem Einerlei des Kadettenlebens! Und nun noch zu allem Pagedienst bei dem persischen Kaiser, dem König der Könige, dem Schah-en-Schah, dem vierten Souverän aus der berühmten Dynastie Radschar! Dies letztere hatte Sassenhausen ergründet, der in den Gothaer Almanachen besser Bescheid wußte als Schöningh, obwohl Schöningh selbst im Hofkalender paradierte und sogar in der ersten Abteilung, wie Sassenhausen von seinem Freund und Duzbruder gern renommierend zu betonen pflegte. Alle übrigen Kadetten der Stuben drei und sieben von der zweiten Kompagnie beneideten die beiden, denn es war gewiß, daß der Schah seinen Pagen



als Andenken und Erinnerung zum mindesten eine mit Perlen und Diamanten besetzte goldene Taschenuhr schenken würde.

Aber die Hauptsache blieb doch immer die Abwechslung. Das Kadettenkorps bot keine. Da ging alles nach der Uhr. Früh um Sechs aufstehen und in den Feldmarschallsaal zum Frühstück, wo aus Mehlsuppe und Weißbrot der übliche „Pamps“ fabriziert und verspeist wurde. Und dann kam der Unterricht: für die Selektaner, die Offiziersaspiranten, Taktik und Waffenkunde, Heerwesen, Fortifikation und Armeegeschichte. Das war ebenso belehrend als langweilig, denn im Grunde genommen war man sich in der ganzen Selektalar darüber, daß es zum Leben nicht notwendig sei, zu wissen, wie lang, breit und hoch eine Maschine sein müsse oder wie niedrig ein spanischer Reiter allerhöchstens sein dürfe. Indessen das Examen verlangte diese Kenntniss, und der Examinator kümmerte sich nicht um die Lebensansichten des einzelnen. Der Nachmittag war schon unterhaltender: Turnen, Fechten, Reiten, militärische Übungen — das war immerhin erträglich. Und dann die Arbeitsstunden und der langweilige Abend und das ewige Trommeln, das den Schlag der Uhr ersetzte, und die öden Spaziergänge auf dem Karreehofe — auf und ab und ab und auf und im Kreise herum wie junge Leuen im Käfig! Lichtblicke waren nur der Sonntag und das Lazarett: der Sonntag mit Josty und den Verwandten in der Stadt, und das Lazarett mit seinen warmen Betten und der verbesserten Kost...

Wahrhaftig — da sehnte man sich nach Abwechslung! Sassenhausen wollte radschlagen, als ihm der Befehl zuging, sich beim Bagenhofmeister zu melden. Schöningh blieb gemessener. Er war bisher Leibpage des Kaisers gewesen und faßte seine Überweisung an den persischen Gast nicht als sonderliche Ehre auf. Er war nicht hochmütig, aber schließlich gehörte er einem regierenden Geschlecht an, wenn auch einem ganz kleinen, und es wurmte ihn, einen

mohammedanischen Fürsten bedienen zu müssen. Sassenhausen führte allerdings das Alter der Dynastie Radschar in das Gefecht, doch Schöningh entgegnete unwirsch, er pfeife darauf. Obermundschent oder Oberhofstafelvorschneider bei einem gekrönten Haupt Deutschlands ließe er sich noch gefallen, denn das seien durch die Tradition geheiligte Ämter und Würden, aber bei — und nun folgte eine etwas unsanfte Kritik der Persönlichkeit und Regierungstätigkeit des Schah-en-Schah, bei der Schöningh jedwedes monarchische Empfinden verleugnete, aber schließlich siegte doch die Neugier und der Reiz der Abwechslung über das gekränkte Legitimisten empfinden...

So ein dienstfreier Tag war gar zu schön. Zuerst kamen die Instruktionen des Pagenhofmeisters an seine rote Garde: die Belehrungen über die Anrede der Fürstlichkeiten und über die Eigentümlichkeiten des Dienstes, das Schleppetragen bei den Prinzessinnen (das mittels Bettlaken eingeübt wurde) und das Präsentieren (bei dem während der Vorbereitung eine Waschschüssel das Silbergerät ersetzen mußte). Und dann die Einkleidung in Eskarpins und Schoßrock, das Kräuseln und Pudern des Haars, das Binden der spitzenumsäumten Halstücher und das Fälteln der Jabots. Dabei wurde Unfug genug gemacht, so daß die beim Ankleiden behilfliche rundliche Gattin des Pagenhofmeisters und der Friseur nicht aus dem Lachen herauskamen. Schließlich fuhren draußen vor dem Hauptportal die königlichen Wagen vor, die Pagen abzuholen. Im Schlosse wurde zunächst im Marschallsaal diniert. Alle Hochachtung — da speiste man besser als im Kadettenkorps! Und Wein gab es auch, aber nicht gerade in Fülle, denn es war früher einmal passiert, daß ein Page, der zu viel des Guten getan, die Schleppe seiner Prinzessin wie einen Pferdezügel behandelt hatte, so daß die Hoheit beinahe zu Falle gekommen wäre. Nach beendeter Tafel traten die diensttuenden Zeremonienmeister an die Stelle des Pagenhofmeisters und

wiesen den Pagen die Plätze an. Schöningh und Sassenhausen wurden in den Weißen Saal geführt, wo ein alter Lakai sie respektsvoll begrüßte und sich als ihr Gehülfe vorstellte.

Und nun erdröhnten die drei Schläge des Zeremonienstabes, und der Zug der Hohen Herrschaften flutete in den Saal. Hinter den Majestäten und Fürstlichkeiten in buntem Gefräusel die geladenen Gäste: eine Unmasse Generale und hohe Hofchargen und eine Girlande von Damen, jungen und älteren. Die Gewänder knisterten und rauschten, und im Geschmeide und den Ordensdekorationen und den Monden der Epauletten, den Randillen und Fangschnüren, all dem blühenden Blendwerk, sprühte der Widerschein der tausend Lichter...

Sie und da winkte ein Bekannter Schöningh zu. Prinz Otto Waldegg, der im letzten Jahre Offizier geworden war, rief ihm im Vorüberschreiten ein halblautes „Tag, Wetter“ entgegen. Dann scholl ein zweites „Tag, Wetter“ zu ihm herüber, diesmal von schönen Lippen. Emich wurde es warm um das Herz. Die Kusine Ruth hatte schon Eindruck auf ihn gemacht, als er noch in der Sexta saß. O Gott, und wie schön sah sie wieder aus! Wer führte sie nur? Ein langer schwippper Mensch in Malteseruniform — herrje, war das nicht der Kottauer Niebow, der so fromm war, daß er in seinem heimischen Neste alle Krankheiten durch die Kraft seiner Gebete zu heilen versuchte?!... Da kam auch der alte Graf Wiegel, der Vater Ruths — genau so, wie Emich ihn seit seiner Kindheit kannte: kerkengerade wie ein Lineal, mit grau-grünen Hängebärten und einer Hahnentolle. Drei Paare hinter ihm die Gräfin am Arme eines Generals — auch noch die alte: mit ewig lustigem Gesicht und den gutmütigen Augen, dick und ein wenig ungeschickt in den Bewegungen und stark defolletiert. Sie war die einzige Schwester von Emichs Vater und hatte den früh Verwaisten erziehen helfen. Emich hätte sie gern begrüßt, doch sie sah ihn nicht; der General



schien sie gut zu unterhalten, denn sie lachte, das breite, liebe Lachen, das Emich an ihr kannte. .

Jetzt winkte wieder einer, lebhaft und ausdrucksvoll, mit der linken Hand, die den abgezogenen Militärhandschuh hielt. Schöningh blieb steif stehen und neigte nur tief den Kopf. Innerlich wunderte er sich, daß Fürst Ferdinand heute Uniform trug. Das tat er ungern, da er nur Oberstenrang besaß und man es bisher Allerhöchsten Orts geflissentlich „vergessen“ hatte, ihn standesgemäß zu befördern. Fürst Ferdinand von Schöningh-Stubbach war der Chef des Hauses und das Haupt der regierenden Linie. Emich konnte ihn nicht leiden, aus keinem andern Grunde, als weil er wußte, daß sein verstorbener Vater in Erbschaftsachen ärgerliche Streitigkeiten mit ihm gehabt hatte.

Der Dienst begann. Die beiden Pagen hinter Seiner Majestät dem Schah mußten scharf aufpassen. Die persische Majestät achtete zuweilen minutenlang nicht auf die ihr gereichte Schüssel, und die Schüssel war schwer und der Arm wurde lahm. „Hol's der Teufel,“ fluchte Emich in der Tiefe seiner Seele. Sassenhausen hatte es besser. Der hatte nur Wein einzuschenken, und das war eine Kleinigkeit. Es war ein Glück, daß so schnell serviert wurde. Trotz der Unmasse Gerichte war man schon nach Verlauf einer Stunde beim Nachtißch angelangt. Nun geschah etwas Merkwürdiges. Die Prinzen und Prinzessinnen und selbst der gütige Kaiser und die Kaiserin häuften außerordentlich viel Konfekt, Bonbonnieren und Früchte auf ihre Teller und dann nahmen sie die Teller und reichten sie den hinter ihnen stehenden Pagen. Und die Junker machten vergnügte Gesichter und packten ihre süßen Geschenke in die eigens zu diesem Zweck mit Leder ausgefütterten Taschen ihrer weitschößigen roten Röcke. . .

Sassenhausen sah dies und neigte sich ein klein wenig zu Schöningh hinüber.

„Nun bin ich doch neugierig,“ flüsterte er, „ob . . .“

Da machte der Schah eine Bewegung. Er knackte sich Rüsse auf. Und dann aß er ein gefülltes Schokoladenplätzchen und dann noch eins . . . Aber er machte keine Anstrengung, seinen Pagen den ihnen zukommenden Tribut zu zollen.

Sassenhausens Gesicht wurde lang. „O du Donnerwetter,“ stand deutlich auf seinen Zügen zu lesen, „der vierte Souverän aus der Dynastie Radschar vergiftet uns! . . .“ Und so war es auch. Die persische Majestät kannte die Sitte nicht, und Allerhöchsthre Pagen gingen leer aus. Das ärgerte die beiden jungen Herren . . .

An die Tafel schloß sich eine kleine Defiliercour. In langem Halbkreise umstanden die Pagen die Sessel der Majestäten und des fremdherrlichen Potentaten. Der Zug der Gäste schritt vorüber. Unter den neu vorgestellten Damen befand sich auch die Komteß Ruth von Wiegel. Nun sah Emich sie dicht vor sich, wie sie bei der Verbeugung tief hernieder-  
rauschte. Eine leichte Röte flog über ihre Wangen, als der Kaiser einige liebenswürdige Worte an sie richtete. Er sagte, er freue sich, die Tochter seines lieben Grafen Wiegel bei Hofe begrüßen zu können, und hoffe, sie häufig wiederzusehen. Diese letzte Bemerkung schien eine Anspielung zu enthalten. Die Kronprinzessin, die den Grafen noch aus London her kannte, wo er seinerzeit der preussischen Gesandtschaft zugeteilt war, hatte gelegentlich den Wunsch ausgesprochen, die Komteß als Hofdame um sich zu wissen; aber Ruth besaß ein zu stark ausgeprägtes Persönlichkeitsgefühl, um sich mit goldenen Fesseln belasten zu lassen, und die Mama hatte daher eine fromme Büge für ihr Fortbleiben ersinnen müssen . . . Über die weißen Schultern der zum zweitenmal zu tiefem Hosknir niederrauschenden Komteß hinweg flog der Blick Schöninghs weiter. In der Reihe der noch harrenden Gäste sah er wieder die lange, hagere Gestalt des Grafen, die

schmale Brust umschlottert von der goldbeladenen Kammerherrnuniform und auf dem gelben Gesicht mit den wehenden Kotelettenbärten den Ausdruck stolzer Freude. Neben ihm stand Fürst Ferdinand und flüsterte ihm etwas in das Ohr, und Wiesel nickte dazu, lächelte und zuckte mit den Schultern...

Endlich war auch die Cour beendet. Der Perser mit seinem Gefolge verabschiedete sich, und dann schritt das Kaiserpaar die Linie der Pagen hinab, an diesen und jenen noch ein freundliches Wort richtend. Auch Emich gehörte zu den Glücklichen.

„Sieh da, lieber Schöningh,“ sagte der kaiserliche Herr, für einen Augenblick stehen bleibend; „ich habe Sie heute vergeblich hinter meinem Stuhl gesucht — und nun sehe ich, daß Sie doch anwesend sind... Wo haben Sie denn gesteckt?“

Emich stand straff und soldatisch vor dem Kaiser.

„Ich war zu Seiner Majestät dem Schah befohlen, Euer Majestät,“ antwortete er.

„Zum... ja, du lieber Gott, aber warum?... Ich habe Sie doch absichtlich zu meinem Leibpagen designiert... Lieber Graf Perponcher, man soll mir doch meine Pagen belassen... Es sind ja doch noch mehr da... Sie stehen vor dem Examen, Schöningh?“

„Zu befehlen ja, Euer Majestät.“

„Na... und werden gut bestehen? —“

„Ich hoffe, Euer Majestät.“

„Zu welchem Regiment haben Sie sich gemeldet?“

„Regiment Kronprinzen-Kürassiere, Euer Majestät.“

Der Kaiser nickte freundlich. „Freut mich, Graf Schöningh,“ sagte er, „freut mich... Ich sehe Ihren Herrn Vater noch in dem weißgrünen Koller vor mir, als er Sechszundsechzig wieder unter die Fahnen trat. Eifern Sie ihm nach, lieber Schöningh; werden Sie auch ein so braver Soldat und ein so Getreuer wie er!...“

Der kaiserliche Herr nickte nochmals und schritt weiter.



Hinter ihm hatten die Zeremonienmeister die Köpfe zusammengesteckt. Wer hatte die Geselei begangen, dem Kaiser seinen Leibpagen fortzunehmen und dem fremden Gast zuzuteilen? — Es wußte niemand; der Oberhofmarschall rümpfte die Nase und beschloß eine weitreichende Untersuchung. Die Kammerherrn zeigten entrüstete Mienen.

Noch einer war ärgerlich, aber er zeigte es nicht: der Fürst Ferdinand. Er war Sechszundsechzig leidend geworden und nicht mit in den Krieg gezogen. Das Leiden war nur vorgehoben; er verurteilte diesen Feldzug. Und obwohl er sich im Jahre Siebzig mit an die Spitze der Freiwilligen Krankenpflege gestellt und im Wohlstuen erschöpft hatte, konnte man ihm Allerhöchsterseits das Benehmen von Sechszundsechzig nicht verzeihen; das mochte auch der Grund sein, daß er in der Rangliste noch immer als Oberst à la suite der Armee geführt wurde.

Doch, wie gesagt: der Fürst war zu klug, seinen Ärger zu zeigen. Als die Hohen Herrschaften den Saal verlassen hatten, löste er sich aus dem Gefolge und begrüßte Emich.

„Tag, lieber Emich,“ sagte er. „Ciel, was bist du groß geworden! Heinz und Leopold müssen sich beeilen, wenn sie dir nachfolgen wollen. Die Jungen wollen nicht wachsen . . . Also du steigst demnächst in das Offiziersexamen? — Wann?“

„Mitte April, Durchlaucht,“ erwiderte Emich kühl.

Der Fürst warf den Kopf zurück.

„Durchlaucht? — na na — ich bitt' es mir aus, Emich! Für dich bin ich noch immer der Onkel Ferdinand. Mußt uns mal in Stubbach besuchen, wenn du erst die Epauletten auf der Schulter hast. Man kommt ja ganz auseinander . . .“

Er wandte sich hastig um: die Wiegels waren näher getreten. Es gab eine neue Begrüßung. Die Gräfin genierte sich nicht, umarmte Emich und küßte ihn in ihrer derben Weise gehörig ab, nannte ihn „mein Dickerchen“ und fragte ihn, ob er noch immer so gern gebackenen Schinken mit Rührei

esse. Ruth lachte und meinte, daß sei doch eigentlich keine Frage auf kaiserlichem Parkett. Im übrigen werde Better Emich ja in den Examenferien, während der sogenannten „Weidezeit“, nach Stenzig kommen, und da könne die Mama ihrem herzlieben Dickerchen alle Tage ein andres Leibgericht kochen . . . Der leicht hochmütige Ton, in dem Ruth dies alles sagte, verletzte Emich; sie hatte es an sich, ihn so ein wenig als guten dummen Jungen zu behandeln . . . Emich stellte Sassenhausen vor. Die Gräfin fand sofort eine Verwandtschaft der Wiegels mit den Sassenhausens heraus. Das war ihre Stärke; wenn man sie hörte, mußte man annehmen, daß die Wiegels mit aller Welt von Adel verschwägert und verwettet waren . . . Schließlich traten auch noch Herr von Riehow und Prinz Waldegg an die Gruppe heran und mischten sich in die Unterhaltung, bis die Komteß in ihrer leicht schroffen Art erklärte, die Familiensimpelei könne man ja im Hotel weiterbetreiben: sie sei todmüde und friere . . .

Übrigens stürzte jetzt auch der Pagenoffizier herbei, Hauptmann von Döring, um seine Selektaner in Empfang zu nehmen. Er hatte einen roten Kopf, denn der Oberhofmarschall hatte ihm die Schuld beigemessen, daß Schöningh nicht Page des Kaisers geblieben sei. Er fuhr mitten in die plaudernde Gruppe hinein, entschuldigte sich, wurde noch röter, stellte sich vor und bat dann salutierend den Fürsten Schöningh, seine Lämmer abführen zu dürfen . . .

Paarweise verließen die Pagen den Saal. Die Gräfin drückte Emich rasch noch einen kräftigen Kuß auf die Wange, und Fürst Ferdinand winkte grüßend mit der Hand. Ruth aber rief den Abgehenden nach: „Emich — Weidmannsheil für das Examen! . . . Ihnen auch, Herr von Sassenhausen!..“

In acht Hofwagen fuhren die Pagen nach der Neuen Friedrichstraße zurück, in der damals noch die Hauptkassetten-



anstatt lag. •Schöningh und Sassenhausen saßen mit einem jungen Illyrier, Marquis Beresco, der in Deutschland erzogen wurde, zu dritt in einem Wagen.

„Weißt du, Schöningh,“ sagte Sassenhausen, „daß ich mir die Sache anders gewünscht hätte? . . . An eine goldene Uhr mit Perlen und Diamanten ist gar nicht zu denken. Psui Geier, nicht einmal unser Konfekt haben wir bekommen! . . .“

Der gefällige kleine Illyrier griff sofort in seine Taschen und holte ein paar Bonbonnières hervor.

„Nehmen Sie, Sassenhausen,“ bat er in seinem noch immer ziemlich schlecht akzentuierten Deutsch, „und Sie auch, Graf Schöningh — ich bitte Sie! Prinz Albrecht hat mir zwei vollgehäufte Teller gegeben — ich weiß gar nicht, wo ich mit dem Zeug hin soll!“

Die beiden Freunde zierten sich erst ein wenig, dann nahmen sie und begannen auch gleich zu essen. Das konnte Beresco nicht sehen; er holte eine große Birne aus der Tasche und biß gleichfalls hinein.

„Nun hat die sogenannte Abwechslung wieder einmal ihr Ende erreicht,“ begann Sassenhausen von neuem; „sie war freilich auch danach . . . Ich wollte, ich hätte das Examen erst hinter mir.“

„Wo wollen Sie eintreten, Sassenhausen?“ fragte Beresco.

„Kronprinzen-Kürassiere — mit Schöningh zusammen. Wir sind schon angenommen. Und Sie, Beresco?“

„Ich soll zur Artillerie. Wenigstens zuerst; später komm' ich vielleicht auch noch zur Reiterei. Ich muß mich den Wünschen meines Vaters fügen. Der ist Kommandant von Garica und ein berühmter Ingenieur — hat auch einmal eine neue Bombe erfunden, auf die er sehr stolz war. Aber als sie Midhat-Pascha, dem Gouverneur von Illyrien, vorgeführt werden sollte, platzte sie nicht. Papa hat sich damals fürchterlich geärgert.“



Schöningh lachte.

„Das glaub' ich. Was nützt eine Bombe, wenn sie nicht rechtzeitig platzt! Sagen Sie mal, kleiner Marchese, warum dienen Sie eigentlich nicht in Ihrem Heimatland?“

Beresco schüttelte ernst den Kopf.

„Das ging nicht an,“ erwiderte er. „Syrien steht unter türkischer Verwaltung, und mein Vater ist kein Türkenfreund, wenn er auch nach dem letzten unglücklichen Feldzug in Diensten blieb. Viele vornehme Familien Syriens lassen ihre Söhne im Ausland dienen. Aber zu rechter Zeit finden wir uns doch wieder in der Heimat zusammen.“

„Wenn es wieder einmal ein Revolutionschen gibt,“ meinte Schöningh.

Der kleine bronzefarbene Ausländer nickte.

„Ja,“ sagte er, „darauf warten wir alle. Die letzte Revolution war vor sechs Jahren. Nun wird wohl bald wieder eine kommen. Auf wenigstens eine Revolution binnen zehn Jahren können wir immer rechnen...“

Die beiden Preußen amüsierten sich über den ruhigen Ernst, mit dem Beresco dies sagte. Der Syrier war sehr beliebt unter den Kameraden. Er war begabt und fleißig und von großer Gutmütigkeit. Es kam selten vor, daß er einmal zornig wurde; geschah dies aber, so geriet er in unbeschreibliche Wut.

Die Wagen waren inzwischen in die Neue Friedrichstraße eingebogen und hielten vor dem Hauptportal des Kadettenhauses. Unter Plaudern, Lachen und Scherzen stiegen die Pagen aus und versammelten sich unter dem Torbogen. Es war spät geworden. Die Kadetten lagen bereits im Bett, nur in der Portierloge des alten Hahnemann schimmerte Licht.

Hauptmann von Döring entließ die Pagen, behielt Schöningh aber noch zurück. Er begleitete ihn über den Karreehof nach seiner Kompagnie.

„Hören Sie, lieber Graf," sagte er, „die Geschichte mit dem Schah ist mir recht unangenehm. Aber ich bin nicht schuld an der Abkommandierung. Der Befehl lautete, daß der Schah zwei Leibpagen bekommen sollte; Befehl vom Hofmarschallamt. Nun will man mir alles aufbürden. Hat sich denn auch Ihr Herr Onkel, der Fürst, darüber beschwert?"

„Gott bewahre, Herr Hauptmann," erwiderte Schöningh. „Ich meine, die Sache ist nicht die ganze Rede wert —"

„Das sagen Sie! Ich aber hab' meinen Rüssel weg. Der Hofmarschall hat mich angeschnauzt, als ob ich ein Fähnrich wäre. Einen aus souveränem Hause kommandiere man nicht zum Schah als Pagen!. Nun, sagen Sie mir einmal ehrlich: im Grunde genommen ist Ihnen das doch ganz schnuppe gewesen?"

„Ganz schnuppe, Herr Hauptmann. Aber daß man uns auch das Konfekt vorenthalten hat —"

Herr von Döring lachte. „Ich werde Sie zu entschädigen versuchen, Schöningh," sagte er. „Essen Sie morgen Abend bei mir. Nach der Arbeitsstunde und auf meinem Zimmer, wenn ich bitten darf."

Schöningh schlug die Absätze zusammen und nahm dankend an. Dann ging er in seinen Schlaßaal, wo noch zwanzig andre schlummerten, und begann sich zu entkleiden. Dabei schaute er sich prüfenden Auges um, ob sich nichts Ungebührliches ereignet habe. Er war Brigadeältester und hatte auf Ordnung zu halten. Als er eben in das Bett steigen wollte, merkte er, daß man ihm einen umgekehrten Stiefelknecht unter das Laken gesteckt hatte. Einen Augenblick überlegte er, ob er zur Strafe die ganze Gesellschaft aufstehen lassen sollte. Aber das wäre grausam gewesen. Er zog den Stiefelknecht ruhig aus dem Bett und legte sich nieder...



Im Hofkalender stand über die Familie Schöningh folgendes:

### Schöningh-Stubbach

(Residenz: Stubbach. — Stammvater: Herbrand Ferdinand Graf von Schöningh, geboren 24. Februar 1608, † 5. März 1658. Erwerbung von Stubbach 1638; Reichsfürst 22. August 1719, bestätigt 3. November 1779.)

Herbrand Ferdinand Graf von Schöningh, Fürst zu Stubbach, Freiherr von Griesbergen und Loitz (führt laut Königl. Rabinettzorder vom 6. April 1865 den Titel Fürst von Schöningh-Stubbach), geboren 1. September 1829 zu Stubbach, Sohn des Fürsten Herbrand Leopold und seiner Gemahlin Amalia, geb. Prinzessin von Reiz-Bopfingen; Kgl. Preuß. Oberst à la suite der Armee; Durchlaucht. Vermählt zu Wendhusen 16. September 1855 mit Karoline Adelaïde Prinzessin von Wendhusen, geboren 7. Mai 1834, † 16. Juni 1867.

Kinder: 1 Erbprinz Herbrand Heinrich, geboren 8. August 1857 zu Stubbach.

2 Prinz Herbrand Leopold, geboren 26. Juli 1858 zu Stubbach.

### Geschwister

1. † Herbrand Ehrenreich Graf von Schöningh-Stubbach (Erlaubnis zur Führung des Doppelnamens laut Kgl. Rabinettzorder d. d. 6. April 1865), Herr auf Seesenheim, Kgl. Preuß. Major der Landwehrkavallerie, Rechtsritter des Johanniterordens, geboren 11. September 1831, † 27. Juni 1866; vermählt zu Seesenheim 8. Oktober 1854 mit Leontine Camilla Prinzessin von Reiz-Bopfingen, geboren 19. Juli 1832, † 18. Januar 1867.

Kinder: 1. Grf. Herbrand Emich, geboren 7. Oktober 1856 zu Seesenheim, Kgl. Preuß. Kadett; Erlaucht.



2. † Grfn. Leontine Charlotte, geboren  
20. Februar 1858, † 23. Juni 1860.

2. Gräfin Irnela Friedrike Agnese, geboren 3. August  
1832 zu Seesenheim, vermählt 5. Januar 1850 mit Volko  
Augustus Reichsgrafen von Wiegel.

3. Herbrand Hans-Carl, geboren 7. September 1840  
(entsagte laut Familienübereinkommen von 1864 dem Sut-  
zessionsrecht und dem Grafentitel und führt den Namen  
Freiherr von Griesbergen), Rgl. Preuß. Leutnant a. D.,  
vermählt 18. Februar 1867 mit Ermintrud Leslie, Tochter  
des Francis Leslie und seiner Gemahlin Kate, geb. Schulze  
(Hawthorne, Kentucky).

... Graf Ehrenreich oder Erich, wie er genannt wurde,  
hatte als zweitgeborener Sohn des alten Fürsten Leopold  
zeit seines Lebens mit Sorgen zu kämpfen gehabt. Zur  
Herrschaft Seesenheim gehörte ehemals noch das Gut Wall-  
haide mit seinem prachtvollen Waldbestand und seinen  
Mergelgruben; aber die Wallhaide war schon lange der Streit-  
punkt zwischen den Erben des Fürstentitels und der gräflichen  
Deszendenz gewesen, und schließlich war der schwebende  
Prozeß endgültig zugunsten des Fürsten Ferdinand ent-  
schieden worden. Damit verlor Seesenheim sein Rückenmark.  
Graf Erich, der eine arme Rusine, die Prinzess Leontine  
Reiz, geheiratet hatte, mußte äußerst vorsichtig wirtschaften,  
um auf seiner Scholle nicht zugrunde zu gehen. Aber er war  
ein tüchtiger Landwirt, und so gelang es ihm denn, freilich  
unter Entbehrungen aller Art, die, wie er selbst zuweilen  
scherzend äußerte, nicht immer „standesgemäß“ waren, die  
schlechten Jahre zu überwinden und sich über Wasser zu  
halten.

Schlimmer erging es seinem jüngeren Bruder Hans-Carl.  
Er war Offizier bei einem Husarenregiment, das in einer

kleinen Garnison Schlesiens stand, wo man auch mit wenigem ganz vergnüglich leben konnte. Aber Hans-Carl verstand es nicht, sich einzurichten; er lebte in Saus und Braus und eines schönen Tages erschien er blaß und gedrückt in Stubbach und erklärte dem Fürsten, nun sei es aus mit ihm, wenn Bruder Ferdinand ihm nicht hilfreiche Hand zu bieten geneigt sei. Vielleicht hätte der Fürst sich dazu verstanden — doch als er hörte, daß Hans-Carl nicht nur Schulden, sondern auch Dummheiten recht ärgerlicher Art gemacht hatte, da berief er schleunigst einen Familienrat zusammen. Die Folge war, daß Hans-Carl seinen Abschied einreichte und auswanderte. Der Fürst beglich seine Schulden und gab seinem Bruder auch noch ein wohlgefülltes Portefeuille mit auf den Weg; dafür mußte Hans-Carl auf jede weitere Erbberechtigung verzichten und sich verpflichten, den Namen eines Freiherrn von Griesbergen — übrigens ein Familienname — anzunehmen. Hans-Carl sagte zu allem Ja, ging über Monte Carlo nach Amerika und ließ nichts mehr von sich hören. Erst später erfuhr man, daß er sich dort mit der Tochter eines reichen Spekulanten verheiratet habe und Minenbesitzer geworden sei.

Die einzige Schwester des Grafen Erich hatte sich achtzehnjährig mit dem Reichsgrafen Wiegeler vermählt, dem „langen August“. Als Graf Erich bei Langenjalza gefallen war und ein Jahr später auch dessen Witwe starb, nahm Gräfin Jrmela den verwaisten Emich an Kindes Statt an. Das geschah nicht ganz im Einverständniß mit ihrem Gatten, der es wenigstens durchsetzte, daß Emich baldigst in das Kadettenkorps gesteckt und somit dem Einfluß entzogen wurde, den er etwa auf die aufblühende Komtesse Ruth hätte ausüben können. Emich war dies im Grunde genommen recht: er liebte die Tante, vergötterte die Kusine, hatte aber für den Onkel August wenig übrig. Im hohen Rat der Familie



war beschlossen worden, Emich sollte ein paar Jahre alliv dienen, sich dann reich verheiraten und hierauf erst Seesenheim übernehmen. Denn auf Seesenheim, so behauptete Graf August, ließe sich nur mit großen Kapitalien wirtschaften oder aber man müsse zurückgezogen wie ein Klosterbruder leben, was sich mit dem Namen Schöningh nicht vertrüge. Inzwischen wurde Seesenheim administriert; Wiegel fuhr als Vormund Emichs alle Jahre einmal hinüber, die Rechnungen und den Stand der Ernte zu prüfen, und wenn er dann wieder heimkam, pflegte er den Bericht an seine Frau gewöhnlich in die gleichen Worte zu kleiden: „Auf dem Boden gedeihen nur Kiefernkeuseln, und Rienäppel sind die einzigen Früchte, die da wachsen.“ Ferdinand ist ein Gaudieb. Hätte er Seesenheim nicht den Buchenwald und die Mergelgruben lassen können? Aber nein — er mußte die Wallhaide auch noch haben! Ein schmutziger Mensch. Ich gön'n's ihm, daß er niemals die Generalstandillen kriegt! . . .“

Emich kam also in das Kadettenkorps: zuerst nach Potsdam und dann in die Hauptanstalt nach Berlin. Das Lernen wurde ihm nicht schwer. Aber er war auch ein ziemlich wilder Bursche, und so ging es denn in seinen Führungsattesten selten ohne Tadel ab. Einmal war er mit Arrest bestraft worden, weil er einem seiner „Gouverneure“ heimlich gekochte Kartoffeln in das Bett gesteckt hatte. Ein andres Mal hatte er aus Übermut in einem Aufsatz über die Schlacht bei Salamis vom Dröhnen der Kanonen und den Torpedobooten der Griechen erzählt. Dann wieder hatte er sich mit einem Kameraden blutiggeprügelt oder sich während der Arbeitsstunde Grog gemacht und ihn bei nahender Visitation in das Tintenfaß gegossen.

Alle diese Dummheiten ergrimmten den Grafen Wiegel, dessen drittes Wort „korrekt“ war. „Siehst du, Irmela,“ sagte er gelegentlich, beim Eintreffen einer Osterzensur





Emichs, „ich hab' es gewußt: da steht wieder unter Führung ‚mangelhaft‘. Ein junger Edelmann aber hat sich allzeit und immer korrekt aufzuführen. Es schadet nichts, wenn er in der Mathematik ein bißchen zurückbleibt oder mal im Extemporale ein paar Fehler macht. Aber die Aufführung soll korrekt sein. Emich ist neulich einmal bestraft worden, weil er eine junge Kaze in seine Schulmappe versteckt und während des Unterrichts hat laufen lassen. Sie ist an der Tafel in die Höhe geklettert und hat den Lehrer heftig erschreckt. Nun frage ich dich im Ernst, Jrmela, ist das eines Schöningh würdig? Wäre dein Bruder Erstgeborener gewesen, so würde Emich den Titel Prinz führen. Und nun bitt' ich dich: Ein Prinz, der eine Kaze mit in die Schulstube bringt, um sie auf die Tafel klettern zu lassen! Kann man sich da über das Anwachsen der Sozialdemokratie wundern?“

„Mein lieber August,“ entgegnete die Gräfin, die die kühnen Schlußfolgerungen ihres Gatten kannte; „ich bin in meiner langen Ehe dahin gekommen, mich über nichts mehr zu wundern, am allerwenigsten über die Sozialdemokratie, die in unsern Angelegenheiten auch gar nichts zu suchen hat. Im übrigen spricht aus deinem scharfen Urteil über Emich einfach deine alte Antipathie gegen die Schöninghs. Du kannst sie nun einmal nicht leiden, und ich glaube, wenn sie nicht allesamt so dagegen gewesen wären, würdest du mich auch gar nicht geheiratet haben.“

„Aber, Jrmela, was soll das bloß . . .“

„Ach was, wir wollen nicht streiten: Schließlich hast du mich nun einmal und mußt dich mit mir abfinden. Daß ich mir nicht die Butter vom Brote nehmen lasse, weißt du ja. Und der Emich ist die Butter auf meinem Hausmannsbrote. Es freut mich, daß er kein Drücker und Schleicher und Streber und Bückser ist. Er hat in allen Fächern immer Ia und II — da kann er schon mal ein bißchen ausschlagen nud sich auch

mal ins Loch sperren lassen, was ihm ganz gesund ist und Bebeln mit seinen Sozialdemokraten sehr gleichgültig sein kann, selbst wenn Emich Prinz wäre, was er aber gar nicht mal ist. Das wollt' ich bloß sagen, August."

"Gewiß, Jrmela, du sagst es, aber trotzdem, nimm mir's nicht übel: Von Pädagogik verstehst du nicht viel. Die Erziehung ist die Grundlage sozusagen für die ganze Menschwerdung — das steht auf einem andern Blatt als die Antipathie, die du mir andichtest. Ich bin nur gerecht und liebe ein korrektes Verhalten. Die Schöninghs haben sich nicht immer eines solchen befleißigt — ich möchte dich nur an Hans-Carl erinnern, der mit seiner merkwürdigen Schwiegermutter den ganzen Hofkalender verschandelt. Wär' es dir angenehm, wenn dein geliebter Emich auch einmal so endete?"

"Er wird nicht. Hans-Carl hat einen Hofmeister gehabt und noch einen Kaplan dazu. Der eine sollte über sein leibliches Wohl und der andre über seine Seele wachen, und sie haben beide nichts zuwege gebracht. Solange Hans-Carl zu Hause war, tat er scheinheilig und klapperte mit den Augen, und dann kam das dicke Ende nach. Besser, der Emich tobt sich jetzt aus und wird später vernünftig. Warten wir's ab!..."

Frau Jrmela behielt recht: Emich tobte sich aus, und als er in das fünfzehnte Jahr ging und nach Berlin kam, fing er an, vernünftig zu werden. Er bestand das Fährriichsexamen so glänzend, daß er zur Selektta vorgeschlagen wurde — und nun triumphierte die Gräfin und sagte leuchtenden Auges zu ihrem Gatten: „Na, siehst du, August!?“... worauf dieser ihr mit ihren eigenen Worten entgegnete: „Warten wir's ab!..."

Die Zeit des Examen's rückte immer näher. Die persische Majestät hatte Berlin wieder verlassen, und Schöningh und Cassenhaujen hatten sich darüber zu trösten gewußt, daß sie



weder das Konfett noch die übliche Pagenuhr noch sonst irgendein Andenken von dem Gewaltigen erhalten hatten.

Während der letzten vierzehn Tage vor dem Examen wurde im Kadettenkorps wahrhaftig fieberhaft gearbeitet. Die Offiziers- und Fähnrichs-Examina fielen zusammen; Primaner und Selektaner schlichen mit blassen Gesichtern auf dem Karreehofe umher, und selbst die Sonntage wurden zur Arbeit benutzt. Man blieb zu Hause; die Konditorei von Josty an der Schloßfreiheit war an diesen Aprilsonntagen gar nicht wieder zu erkennen; in die Küchenbatterien auf dem Büfett wurden nicht wie sonst gewaltige Breshen gelegt, und die Nachfrage nach Schlagfahne war lächerlich gering...

Jeglicher hatte seinen besondern kleinen Kummer. Schöningh und Sassenhausen fürchteten sich am meisten vor der fortifikatorischen Prüfung, und der kleine Beresco glaubte an eine Blamage im Terrainzeichnen. Beresco hatte sich seit dem letzten gemeinschaftlichen Pagedienst beim Hofe enger an die beiden andern angeschlossen. Er lag zwar auf der vierten Kompagnie, aber in den freien Nachmittagsstunden fand man sich gewöhnlich auf dem Karreehofe zusammen. Klagte sich die Seele frei und plauderte von der Zukunft.

Die Leutnantsausstattung bildete stets den Hauptpunkt der Unterhaltung. Man überlegte und beriet, was alles anzuschaffen sei. Beresco war reich und hatte keine Rücksichten zu nehmen; auch erforderte seine Equipierung, da er zur Artillerie wollte, an sich schon eine weniger bedeutende Summe als die der beiden zukünftigen Kürassiere, die zudem rechnen mußten. Sassenhausens Vater war zwar ein vermögender Landwirt, hatte aber drei Söhne und zwei Töchter. Bei den Kronprinzen-Kürassieren wurden fünfzig Taler Monatszulage gefordert; damit konnte man in einer kleinen Garnison wie Klempin schon ganz gut leben, wenn auch keine Sprünge machen. Es gab bei den Kronprinzen-Kürassieren übrigens



auch Offiziere, die weniger Zulage erhielten und sich doch durchzuhelfen mußten. Der ärmere Adel schickte seine Söhne gern in die Stille von Alempin; das Regiment galt für vornehm und billig, und das war beides viel wert . . .

Nun stand das Examen dicht vor der Thür. Auf dem Karreehof tauchten bereits allehand unbekannte Gestalten auf: ein paar alte Offiziere, denen die Uniform nicht so recht zu Gesicht stehen wollte, und eine ganze Masse Zivilisten, die von den Kadetten mit einer gewissen ängstlichen Scheu betrachtet wurden. Man wußte Schreckliches von ihnen zu erzählen. Der Greis mit dem verknitterten Antlitz und der weißen Löwenmähne war der Professor Bossius, dem es eine entsetzliche Freude machte, seine Examinanden durch die verzwicktesten Fragen in tödliche Verlegenheit zu bringen. Aber noch viel ärger war der alte Oberstleutnant Schneewisch, der in der Taktik prüfte; man war sich einig darüber, daß er die jungen Leute aus reiner Niederträchtigkeit durchfallen ließ. Die Primaner hatten die größte Angst vor dem Mathematik-examinator, dem Professor Gallenkopf. Das war ein langer, ganz dürerer, merkwürdig eingetrockneter Herr, und wenn er einen Arm erhob, glich er aus der Entfernung einem ungeheuren Wurzelzeichen. Hatte man etwas falsch gemacht, so sagte er es nie, sondern ließ seinen Examinanden in folternder Ungewißheit; bei sehr großen Dummheiten schnupfte er aber und zwar mit eigentümlich heftiger Bewegung. Wenn er seine breite Horndose hervorzog, wurden die Gesichter noch blasser.

Es gab freilich auch Examinatoren, die man nicht ungern austauschen sah. Zum Beispiel den Fechtlehrer, Hauptmann von Smolinsk, einen sehnigen kleinen Menschen, der bei jedem Schritt in die Knie knickte und beständig mit den Armen fuchtelte, als wollte er eine Prim oder eine Terz durch die Luft hauen. Und dann vor allem den Tanzlehrer, den berühmten alten Médoc, königlichen Tänzer und Ballettmeister

der Hofoper, bei dem sich das halbe Offizierkorps der Armee in Polka, Walzer und Quadrille geübt hatte; gerade Médoc war sehr beliebt, und wenn des Sonntags ein Ballett im Opernhause stattfand, ging man an die Sitzsäulen, um nachzusehen, ob Médoc einen asturischen Prinzen zu tanzen oder einen indischen Zauberer zu mimen hatte, und war dies der Fall, so besetzte man zu Haufen das Parkett und klatschte ihm rasenden Beifall. Darüber freute sich der alte Médoc gewöhnlich so, daß er den Kopf verlor und das ganze Ballabile in Unordnung brachte, und Herr von Hülßen in seiner Ecloge freute sich auch über die begeisterten Kadetten . .

Das Examen dauerte mehrere Tage. In dieser ganzen Zeit herrschte in dem riesigen Gebäudekomplex der Anstalt ein völlig anderes Leben als sonst. Nur für die Sekundaner war der Dienst der alte geblieben; aber auch sie, die „Schnappfäcke“, wie sie im Jargon des Hauses genannt wurden, verhielten sich ängstlich still. Das unaufhörliche Summen, Schwirren und Rumoren, der heitere Lärm und das frohgemute Hin und Her waren verstummt. Wenn die Sekundaner in den Freiviertelstunden sich über die beiden Höfe verteilten, schielten sie mit scheuen Blicken zu den Fenstern des Feldmarschallsaales hinauf, hinter denen die Examinanden schwitzten und brüteten. Wie lange noch, und sie kamen selbst an die Reihe! . .

In den Pausen tauschten auch Schöningh, Sassenhausen und Beresco ihre Ansichten aus. Sie waren guten Mutes; im allgemeinen war alles prächtig gegangen. Der letzte Tag brachte nur noch die Prüfung in unwichtigeren Fächern und als Abschluß des ganzen Examens die Tanzvorstellung des Herrn Médoc im Feldmarschallsaal. Das war die Krönung des Werkes. Bei dieser Gelegenheit war der Kommandeur, Oberst von Peufen, selber der Prüfende. Er erschien in seinem großen, weiten Reitermantel, in dem der kleine Mann mit dem buschigen Schnauzbart wie ein lebendiger Tintenvischer



ausjah, und sagte: „Na, nu' tanzt mir mal zum Abschiede wat recht Hübsches vor!..." Und dann ging die Hopserei los. Und Medoc stand dabei, sehr elegant in Frack, weißer Binde und Lackschuhen, und machte ein bedeutendes Gesicht, das zu sprechen schien: „Kinder, unterschätzt mir das Tanzen nicht! Das braucht man als junger Offizier so notwendig wie das Studium, und wenn man nicht viel im Kopfe hat, ist's immerhin gut, man hat wenigstens etwas in den Beinen. Ich kenne einen Leutnant, der..." Die Geschichte erzählte er natürlich nicht vor dem Herrn Obersten, aber den Kadetten hatte er sie oft genug erzählt. Es war die Geschichte von einem Leutnant, der Prinzessintänzer geworden war, und weil er so brillant tanzte und dabei so elegant zu führen verstand, hatte die Prinzessin sich in ihn verliebt und wahrhaftig auch geheiratet, obschon der Herr König sehr dagegen gewesen war. Medoc hatte viele solche lehrreiche Geschichten auf Lager, und gewöhnlich schloß er sie mit einem energischen „c'est ça!". Denn Französisch sprach er für sein Leben gern...

Schöningh und Cassenhausen tanzten gut, aber dem kleinen Beresco gelang es weniger. Namentlich beim Walzer konnte er nie so recht herumkommen und beim Rheinländer machte er immer einen Pas zu viel und geriet dann aus dem Takt, wurde verlegen, sah sich mit seinen braunen Augen hilflos um und blieb schließlich stehen. Das fiel natürlich auch dem Oberst von Peufen auf, und er winkte Beresco zu sich heran.

„Na aber, Beresco," meinte er schmunzelnd, „nu' sagen Sie mir bloß, Sie tanzen ja wie ein Känguruhweibchen, das sein Kleines im Beutel hat, aber nicht, wie man als Königlich Preussischer Offizier tanzen soll. Damit werden Sie den hübschen kleinen Mädels in Ihrer Garnison keine Freude machen. Und wenn Sie nu' mal zu Hofe gehn woll'n, wie soll denn dat wer'n? Tanzt man denn überall in Syrien so trampedeilich?"



Und nun erzählte Beresco, daß man in Syrien die deutschen Tänze nicht liebe und auch wenig kenne. Aber die Strapotta und die Cassapulka tanze man mit Leidenschaft. Jetzt wollte der Oberst wissen, was das sei, und bat, Beresco sollte ihm einmal die Strapotta vortanzen. Beresco sagte: „Zu Befehl, Herr Oberst“ und dann legte er los. Das war nun ein ganz toller Tanz, halb Gyardas und halb Krakowiak, ein seltsames Springen, Hopsen, Chassieren, Neigen und Beugen und alles mit lebhafter Mimik und ausdrucksvoll südländischer Gesticulation verbunden. Der Oberst war erst sichtlich verwundert über diesen närrischen Nationaltanz und hierauf lachte er, daß ihm das Wasser in die Augen trat.

„Hören Sie auf, Beresco!“ schrie er, „ich bitt' Sie, hören Sie auf! Ich komme um! So wat hab' ich mein Lebtage noch nicht geseh'n! Und dat tanzt man auch am Hofe bei Ihnen?! Da verwechselt man ja die Beene, Beresco“... und er begann von neuem zu lachen und schüttelte sich, daß der Kragen seines Reitermantels wie ein großes Flügelpaar um seine Schultern flog.

Aber die Cassapulka wollte er auch noch sehen. Dazu brauchte Beresco eine Dame, die Schöningh darzustellen hatte. Die Cassapulka war mehr eine zierliche Tändelei, so eine Art barbarisches Menuett, mit unzähligen Verbeugungen und vielen taktmäßigen Kopf- und Armbewegungen und seltsamen gegenseitigen Zurufen, wie „Noisaplók“ und „Schilóha...“ Aber die Cassapulka gefiel dem Obersten doch besser als die Strapotta.

„Dat laß ich mir noch gefallen,“ meinte er. „Wenn ich Sie mal da unten in Syrien besuche, dann bitt' ich um 'ne Pulka oder wie dat Dings heißt. Na, nu' haben Sie schön' Dank, Herr von Beresco; es war mir ein großer Genuß, Ihre Nationaltänze kennenzulernen. Und nu' will ich Ihnen auch gleich sagen, daß Sie im Examen Ihre Sache gut gemacht

haben. Glatt durch; bloß mit dem Terrainzeichnen hat's 'n bißchen gehapert, aber dat schadet nix . . .“

Unten auf dem Hofe wartete schon der Hauptmann von Döring auf Schöningh. Er hatte gleichfalls bereits seine Erlundigungen eingezogen: Schöningh wie Sassenhausen hatten glänzend bestanden. Der Jubel war groß. Hauptmann von Döring lud die beiden mitsamt ihrem Freund Beresco zum Abendessen ein. Vorher aber sandten die drei noch Depeschen nach der Heimat ab; Schöninghs Telegramm an Wiegelz lautete nur kurz: „Examen bestanden; reise übermorgen ab; bitte Wagen 6,20 Krugdorf . . .“ Döring ließ Sekt auffahren, und alle vier kauften sich einen kleinen Spitz. Beresco, der nicht viel vertragen konnte, war am ausgelassensten, sang illyrische Lieder und tanzte zu guter Letzt noch einmal die Stratpotka. Dabei stolperte er aber, fiel hin und blieb auch gleich liegen. Er war einfach eingeschlafen. Schöningh und Sassenhausen mußten ihn in den Schlaffaal tragen und wie ein Kind zu Bette bringen.

Das war die letzte Nacht im Kadettenhause in der Neuen Friedrichstraße zu Berlin. Aber in die Träume unserer drei Helden mischten sich keinerlei sentimentale Erinnerungen. Sie schlummerten fest und friedlich, die drei, und als das Dröhnen der Trommel sie am nächsten Morgen weckte, klang ihnen dieser gelle, ach, wie tausendmal gehörte Wirbel gleich einer Fanfare der Freiheit . . .

Ja, nun waren sie frei. Die sogenannten Examenferien begannen; sie währten gewöhnlich sechs bis acht Wochen — dann traf die Einberufung zum Regiment zusammen mit dem Ernennungspatent ein . . . Es war noch mancherlei zu besorgen: zuerst die dienstliche Abmeldung, dann der Abschied von den Offizieren der Kompagnie und den befreundeten Kameraden, dann das Packen der Koffer und zwanzigerlei



mehr. Man hatte beschlossen, sich noch einen Tag in Berlin zu amüsieren. Das Zivillag schon bereit. Beresco sah in dem feinen wie ein Japaner aus, der zum ersten Male europäische Tracht trägt.

Hauptmann von Döring begleitete die drei bis zur Droschke. Im Hauptportale gab es den allerletzten Abschied — vom alten Hahnemann und seiner großen Trommel und seinem schwarzen Pudel, der immer über den abstehenden Säbel des Obersten zu springen pflegte. Man fuhr man in das Hotel, um die Koffer unterzubringen, und hatte hierauf noch einen wichtigen Geschäftsgang: zu dem Militärschneider Robrecht in der Jägerstraße, wo die Equipierung bestellt werden mußte.

Dann ging man frühstücken, selbstverständlich zu Hüller, Unter den Linden. Sassenhausen als Feinschmecker bestellte das Menü: die ersten Riebißeier und die ersten Spargel und ein saftiges Entrecôte, dazu eine Cliquot. Man war sehr vergnügt. Herrgott, war das ein wonniges Gefühl, sich einmal als freier Mann bewegen zu dürfen, nachdem man jahrelang immer nur hatte gehorchen müssen! Beresco trank mit Schöningh und Sassenhausen Brüderschaft; dann bestellte man eine neue Flasche, und nun wurde Sassenhausen elegisch.

„Kinder,“ sagte er, „ich targiere, wir sitzen zum letzten Male für längere Zeit zusammen. Der Emich und ich, wir werden ja noch ein paar Jährchen beieinander bleiben; aber du, Maffeo, Marquis von Beresco, Herr auf Kapataz und Baron von Tórczek — wer kann wissen, wie lange du zu unsrer glorreichen Armee zählen wirst!? In zwei Monaten gehörst du zwar zur preussischen Gardeartillerie und wirst dich dicke tun mit deinem silbernen Kragen und dem Gardestern auf deinem bombengekrönten Helm und wirst des Abends zwischen Sieben und Neun die Linden herabbummeln und anständigen Bürgermädchen die Köpfe verdrehen. Doch bist du sicher,



daß in deiner grünen Heimat nicht bald wieder ein Klein bißel rebelliert wird, daß man dem Gouverneur-Pascha unversehens eine Plazpatrone irgendwohin steckt, seinen Palast anzündet und seine Postandschis — oder sagt man Khasawassen? — schlankweg abmurkst? Nein, lieber Beresco, dessen bist du nicht sicher, zumal du selber zugestanden hast, es sei die allerhöchste Zeit, daß in Syrien wieder einmal eine Revolution ausbräche . . . na, und dann wird dir dein Papa einfach telegraphieren: Komm' 'runter, mein Sohn, hier geht es los — und du wirst gehorchen müssen. Und bist du erst einmal unten, dann ist es doch sehr zweifelhaft, wann wir wieder einmal die Ehre haben werden, mit dir eine Flasche Sekt bei Hiller zu trinken, und deshalb schlage ich vor: Schließen wir zu dieser Stunde so eine Art Rüttlibund und geloben wir uns Freundschaft und Treue für alle Lebenszeit bis zum Tode! . . .“

Diese schöne Rede ließ Emich ziemlich kühl, rührte aber dafür Beresco in hohem Maße.

„Bravo, Max,“ sagte er lebhaft, „das war mir aus dem Herzen gesprochen. Und nun hört mal zu: Wenn wir diesen Bund für das Leben schließen, so muß sich auch einer auf den andern verlassen können. Ich meine damit, wenn einer den andern ruft, weil er seiner Hilfe bedarf, so muß der andre kommen, und wenn selbst der Papst dagegen sein sollte! Habt ihr verstanden?“

„I gewiß, Maffeo,“ erwiderte Schöningh, der auch allmählich einen roten Kopf bekam, „aber der Papst hat bei uns nichts zu sagen, sondern die verschiedenen Kommandeure und der Kriegsminister und endgültig Seine Majestät der König. Gesezt nun den Fall, du sähest da unten irgendwie und irgendwo in der Klemme und telegraphierdest uns, schleunigst syrisch zu werden — ja, glaubst du denn, daß man uns ohne weiteres den Abschied bewilligen würde?“

„Aber natürlich, Emich,“ eiferte Sassenhausen erregt, „aber natürlich! Der Abschied behufs Auswanderung wird immer gewährt, wenn man gewichtige Gründe vorschiebt. Und was mich anbetrifft: ich halte meinen Schwur! Wenn der Beresco ruft, komm' ich — notabene, wenn wir nicht gerade in einen Krieg verwickelt sind!“

Selbstverständlich,“ sagte der kleine Illhrier; „Krieg im eigenen Lande entschuldigt alles. Ich verlange nur, daß jeder von uns dreien sich die erdenklichste Mühe gibt, dem etwaigen Hilferuf des andern zu folgen . . .“

„Aber natürlich,“ fiel Sassenhausen ein, „aber natürlich . . .“

„Einverstanden,“ sagte auch Schöningh. „Beresco, fülle die Gläser!“

Sassenhausen reichte ihm die Kelle hinüber. „Aus bis zur Nagelprobe — und dann Handschlag: so ist's deutsche Sitte!“ meinte er.

Sie tranken und reichten sich über den Tisch die Hände. Nebenan wurde man bereits aufmerksam auf die drei jungen Herren. In der Tür stand ein schöner, glattrasierter Kellner und wunderte sich. Aber er machte sofort ein ergebenes Gesicht und sprang mit wedelnder Serviette herbei, als Beresco die dritte Flasche befahl.

„Ihr gestattet wohl,“ sagte Beresco, „daß wir auf die deutsche Sitte die gut illhriische folgen lassen . . .“

„Aber natürlich, natürlich,“ bekräftigte Sassenhausen, dem die Augen zu funkeln begannen.

„Na, und wie ist die?“ fragte Schöningh.

„Einfach und hübsch, lieber Emich. Wir trinken nochmals aus, sehen uns dabei in die Augen, legen die rechte Hand auf das Herz und sagen ‚sricoccio‘. Das ist unübersehbar und heißt ungefähr soviel wie ‚auf ewig‘ . . .“

„Das ist reizend,“ fuhr Sassenhausen auf; „also sri — sprich mir's nochmal vor, Beresco!“

„Sricoccio, Mag. Und zuletzt zerbrechen wir unsre Gläser, denn die Gläser, aus denen man den Sricoccio getrunken hat, darf kein Mensch mehr gebrauchen; die Sage geht, daß derjenige, der sie dennoch benutzt, an der Pest stirbt.“

„Das geht nicht,“ meinte Sassenhausen. „Wir können nicht die Pest in Berlin einschleppen. Also zerbrechen wir die Gläser, wenn wir sri — sri — — glaubst du, ich kriege es ’raus, Beresco?“

Emich schüttelte etwas bedenklich den Kopf.

„Austrinken will ich,“ sagte er, „und auch die rechte Hand aufs Herz legen und Dingsda rufen — — Beresco muß uns das Wort erst noch ein paarmal vorsprechen . . . Aber die Gläser zertöppern — hier im Lokal — Herrschaften, das würde man uns vielleicht übelnehmen!“

„Geh’n wir auf den Hof!“ schlug Sassenhausen vor.

„Nein, wir bleiben hier,“ entschied Beresco. „Schöningh, du hast es immer mit der Angst! Unsere Gläser können auch aus Versehen vom Tische fallen. Um jedwedes Aufsehen zu vermeiden, verteilen wir die Prozedur: Mag wirft sein Glas herunter; du, Emich, zerschlägst das deine am Seiffühler, und ich meines an der Fruchtschale. Und nun bitte, kein Zögern mehr! Ihr beleidigt mich. Der Sricoccio ist eine ernste Sache.“

„Aber natürlich, Schöningh,“ rief Sassenhausen; „daß du niemals ernst sein kannst! . . .“

Nun mußte Schöningh sich fügen; die beiden Kameraden hätten sonst noch mehr Skandal gemacht. Beresco wiederholte das illhrische Wort noch einige Male, bis die anderen es sich eingeprägt hatten, und dann tranken sie den Sricoccio mit großer Begeisterung.

Aber die Vernichtung der Gläser rief doch einiges Aufsehen hervor. Im Übereifer zerbrach Beresco auch noch die Fruchtschale, und ein paar Birnen hüpfen munter zur Erde.



An den Nebentischen amüsierte man sich — Kellner sprangen herbei, und auch der junge Herr Hiller erschien und befahl mit ernster Miene, den Tisch neu zu decken. Im anstoßenden Zimmer hatte man den Spektakel gleichfalls gehört: ein paar Gesichter lugten durch die Portieren. Und dann entstand ein neues Gallo. Nebenan hatten Prinz Waldegg, Herr von Riezow und ein junger Sekretär der Illyrischen Gesandtschaft, Baron Porohyle, gefrühstückt und waren jetzt erst auf ihre jungen Freunde aufmerksam geworden.

Selbstverständlich setzte man sich zusammen. Aber Herr von Riezow protestierte entschieden gegen ein weiteres Pokulieren. Heimlich raunte er dem Baron Porohyle zu: „Nehmen Sie sich Ihres Landsmannes an, cher ami! Ich bringe Schöningh in sein Hotel — Waldegg kann sich mit dem Dritten im Bunde schleppen. Das geht so nicht weiter. Ich begreife, daß die drei ihr Glück ein wenig anseuchten wollten, aber sie sind ja bereits vollkommen — na also, sie sind meines Erachtens nicht mehr directionsfähig. Schaffen wir sie nach Hause . . .“

Das ging leichter, als man erwartet hatte. Beresco war schon wieder müde geworden und schlief bereits halb; er ließ sich von Herrn von Porohyle willig in eine Droschke packen. Schöningh hatte sich in der Toilette das Gesicht mit kaltem Wasser gewaschen und erklärte sich nunmehr mit allem einverstanden. Am hartnäckigsten war Sassenhausen, der sich nicht vom Plaze rühren wollte. Aber als Prinz Waldegg ihm vorschlug, mit ihm hinüber in das Panoptikum zu gehen, um ihm eine tätowierte Kanadierin von außerlesener Schönheit zu zeigen, wurde er lebendig und folgsam.

Schöningh und Riezow gingen zu Fuß nach des ersteren Hotel. Riezow erzählte, daß er auch demnächst nach Hause zurückkehren werde; er habe nur noch einige Tage in Berlin zu tun: Es solle eine neue Wochenschrift für die Szientisten

begründet werden, an der er sich aus Interesse zur Sache beteiligt habe.

Emich hatte schon mancherlei über den seltsamen sektiererischen Glaubenseifer des Kottauers gehört und über seine Sucht, gelegentlich die ganze Provinz mit Traktätchen und Flugschriften zu überschwemmen, wußte auch, daß man ihn zuweilen spöttisch den „Gesundbeter“ zu nennen pflegte — aber da er in die Geheimnisse der sogenannten Christian Science durchaus nicht eingeweiht war, so fragte er einfach, was das eigentlich sei.

Nun wurde Riebow sehr ernst und versuchte, Emich mitten im Menschengewühl der Linden einige Aufklärungen zu geben. Das gelang ihm freilich wenig. Emich gab sich Mühe, aufmerksam zuzuhören, aber er war doch nicht so recht in der Verfassung, alles das auch wirklich zu begreifen, was ihm der Kottauer in nervösem Vorsichherjagen der Worte von der „metaphysischen Heilmethode“ der scientistischen Gemeinde erzählte. Er hatte höchstens das Empfinden, bei diesem raschen Tiefblick in eine ungeheure Wirrnis von Gedanken und Gefühlen noch konfuse zu werden, und wurde erst wieder hellhöriger, als unvermutet der Name Ruths fiel.

„Wir leben allesamt viel zu sehr auf der Oberfläche,“ sagte Riebow, „wir suchen zu wenig nach den Gründen allen Seins. Ich habe gelegentlich mit der Komteß Ruth, Ihrer lieben Kusine, über meine Anschauungen geplaudert und immerhin ein leises Verständnis, ein geistiges Entgegenkommen gefunden. Aber die materialistische Weltanschauung ihres Vaters ersticht ja jede tiefere Regung im Keim. Bei allem Respekt vor Ihrem Herrn Onkel, lieber Emich, muß ich doch sagen, daß mir seine Tyrannei der Seelen zuweilen Sorge macht. Sie kommen in eine anders geartete Umgebung und werden sich damit abfinden müssen. Doch was soll aus Ruth werden, wenn sie unter dem Einfluß ihres Vaters — und auch der

Gräfin, ja auch der — immer mehr verweltlicht? Sie ist eine Suchende — das ist sie, das fühle ich —, aber kann sie unter so harter Faust überhaupt zu einer klaren Erkenntnis ihres Selbst kommen? . . ."

Die beiden waren vor dem Eingang des Hotels stehen geblieben. Schöningh hatte es eilig, sich von Herrn von Niebow zu verabschieden.

"Ich glaube, daß man das am besten Ruth überläßt," erwiderte er etwas kühl. "Ein wenig eigenbrödlisch war sie ja immer und wird schließlich auch selbständig genug sein, sich mit ihrem Vater auseinanderzusetzen zu können . . . Adjö, Herr von Niebow. Herzlichen Dank für Ihre liebenswürdige Begleitung . . ."

Mit gesenktem Kopf, eine schwere Falte auf der Stirn, schritt Niebow die Treppe hinab, während Schöningh auf sein Zimmer ging, um sich ein Stündchen auf dem Sofa auszustrecken. Er wollte schlafen, aber er vermochte es nicht; die kurze Unterhaltung mit dem Rottauer beschäftigte ihn lebhaft. Daß Niebow die Proselytenmacherei liebte, war bekannt. Aber daß ihm das Seelenheil Ruths so nahe ging, machte Emich stutzig . . .

### 3

Als Schöningh am nächsten Morgen, wieder in Zivil, im Coupé saß und noch einen letzten Blick aus dem Fenster auf die öde und ungemütliche Halle des Ostbahnhofes warf, sah er einen langen Herrn den Zug hinabschreiten und spähend in die Waggonen schauen. Zu seinem Erstaunen erkannte er Herrn von Niebow.

Nun sah Niebow auch ihn, küstete seinen Zylinder und trat an das Coupé heran, Emich die Hand reichend.

"Dritter Klasse . . .?" sagte er. "Sacri, wie schlicht bürgerlich! Wenn das Ihr Ohm, der Fürst wüßte!"



Schöningh lachte.

„Herr von Riechow, Sie glauben wohl, mein Onkel in Stubbach sei so eine Art Schreckgespenst für mich! Ich fahre dritter Güte, weil ich auf ein Militärbillett reise. Unter uns gesagt: Der Abschied von Berlin hat mir die Taschen geleert.“

„Aber, liebster Graf, ein Wort hätte doch genügt...“

„Davon bin ich überzeugt, Herr von Riechow. Aber ich sehe nicht ein, weshalb ich mein Staatsbillett unbenützt in die Tasche stecken soll. Übrigens sitzt es sich hier ganz gut; Sie sehen, ich bin sogar allein...“

Die Lokomotive pfiff. Herr von Riechow eilte mit langen Schritten neben dem sich langsam in Bewegung setzenden Zug her.

„Also die Hauptsache,“ sagte er, „— weshalb ich herkam. Ich möchte keine Mißverständnisse hervorgerufen haben, lieber Emich. Was ich da gestern mit Ihnen sprach, bleibt unter uns — nicht wahr?“

„Wenn Sie es wünschen, selbstverständlich, Herr von Riechow...“

„Ja, mir liegt daran. Die Leute sollen nicht glauben, daß ich... Die Leute verkennen oft die besten Absichten... Grüßen Sie schön in Stenzig! Und auf baldiges Wiedersehen!... Adio, liebster Schöningh!...“

Der Zug fauste aus der Halle hinaus ins Freie. Emich lehnte sich auf die harte Bank zurück, die ihn nicht drückte. Das Kadettenkorps hatte ihn nicht verwöhnt. Der Rottauer amüsierte ihn. Riechow hatte es wahrscheinlich mit der Angst bekommen, daß Wiegel ihn stellen würde. Denn das wußte Emich: In seine häuslichen Verhältnisse ließ Onkel August sich nicht dreinreden, am wenigsten von dem Rottauer, für dessen mythisches Sondereum er sowieso nicht viel übrig hatte.

An dem geöffneten Fenster glitten in rasender Hast, auf und nieder steigend, die Drahtlinien der Telegraphenleitung

vorüber. Der Apriltag brachte die ersten Grüße des erwachenden Frühlings. Überall in der Natur lichtgrüne Flecken im Sonnenschein. Auf den Wiesenniederungen sproßte junges Gras, und im Buchenwalde brachen die Knospen auf. Auf dem satten Blau des Himmels schwammen ein paar vereinzelte schneeweiße Wolken; ein warmer Odem, würzig durchtränkt vom Duft der lenzfeuchten Erde, quoll zum Fenster herein . .

Emich träumte noch von gestern. Es war ein wilder Tag gewesen. Am Abend hatte sich das Dreiblatt abermals zusammengefunden und war zu strammer Bummelfahrt ausgezogen. Auch von Josty hatte man Abschied genommen und zum letzten Male Schokolade mit Schlagsahne getrunken; damit sollte die Kadettenzeit begraben sein. Der harmlosen Schokolade waren weniger harmlose Genüsse gefolgt, und schließlich war es recht spät geworden, als man endlich an die Heimkehr dachte. Beresco und Sassenhausen lagen noch in den Betten, als Schöningh ihnen am Morgen Lebewohl sagte. Beresco blieb in Berlin im Hause des illyrischen Gesandten, der ein entfernter Verwandter von ihm war, und Sassenhausen wollte erst mit dem Mittagszug abfahren.

Sie konnten ausschlafen, aber Emich war noch todmüde. Er streckte sich auf der Bank aus, rollte seinen Mantel als Kopfstützen zusammen und versuchte das Fehlende nachzuholen. Und es gelang ihm auch. Das Dröhnen der rollenden Räder in seiner rhythmischen Gleichförmigkeit war sein Schlummerlied . . .

Er schlief stundenlang. Als er wieder aufwachte, sah er, daß die Bank ihm gegenüber dicht besetzt war. Es waren einfache Leute, die da Platz genommen hatten, aber keiner hatte ihn gestört.

Emich richtete sich auf und strich das Haar aus der Stirn. „Sind wir schon hinter Kreuzwalde?“ fragte er.

Ein alter Mann antwortete ihm:

„Schon lange. Sie müssen einen festen Schlaf haben. Die nächste Station ist Krugdorf.“

„Donnerwetter,“ fluchte Emich, „da muß ich ja meine Siebensachen zusammensuchen!“

Der Alte gegenüber sah ihn schärfer an.

„Wollen Sie denn auch nach Krugdorf?“ fragte er.

„Ja, — und dann weiter nach Stenzig.“

„Sie woll’n wohl den Oberförster besuchen?“

Schöningh nickte lächelnd. „So etwas Ähnliches,“ entgegnete er ausweichend.

Der Alte schloß seine Tabakspfeife, überlegte ein Weilchen und meinte sodann:

„Wenn Ihnen der Oberförster einen Wagen an die Bahn geschickt hat, könnten Sie mich eigentlich mitnehmen, junger Herr. Ich habe bloß ein kleines Bündel bei mir und wiege nicht schwer. . .“

Schöningh betrachtete die knochige Gestalt und das faltenezerrissene lederfarbige Gesicht des Greises und nickte zustimmend.

„Gut — ich nehme Sie mit. Woll’n Sie zum Grafen Wiegel?“

„Ja — das heißt, nicht zum Herrn Grafen selbst. Mein Jüngster ist Diener bei ihm und soll jetzt zum Militär. Da möcht’ ich ihn noch mal besuchen!“

Emich machte die Unterhaltung Spaß.

„Wie heißt er denn?“ fragte er; „vielleicht kenn’ ich ihn.“

„Franz Evert heißt er, aber er wird Bob genannt, weil der Kammerdiener des Herrn Grafen schon Franz heißt.“

Emich entsann sich des Burschen, eines hübschen und aufgeweckten Jungen, der für den kleinen Dienst in Stenzig verwandt wurde.



„Gewiß kenn’ ich ihn,“ sagte er. „Also der Bob soll zum Militär?“

„Ja, junger Herr, zu den Kürassieren nach Alampin. Wenn ihn der Herr Graf nach seiner Entlassung bloß wieder annehmen wollte! Es ist heuer so schwer, einen passenden Dienst zu finden.“

„Da gefällt sich der Bob also in Stenzig?“

Nun kam der Alte ins Erzählen. O ja — der gefiele sich ja soweit ganz gut. Freilich sei der alte Graf so ein bißchen geiziger Herr — der zähle alles nach — sogar die Zuckerstücker in der Silberdose. Die Frau Gräfin sei eigentlich die Beste. Aber auch gegen das Fräulein Komteß lasse sich nichts sagen — bloß hochfahrend sei sie — ja, das sei sie, und immer streng im Ton — es klänge vielleicht schlimmer, wie sie es meine . . . „Und dann kommt auch noch manchmal ein Kesse des Herrn Grafen nach Stenzig zu Besuch, der soll Offizier werden — aber der Franz oder Bob, wie sie ihn nu mal nennen, meint, er sitzt am liebsten auf den Bäumen und schießt nach den Krähen und reitet die Ponys zuschanden. Aber den liebt der Bob — da sind mal ein paar Taugenichtse beieinander. Die passen zusammen . . .“

Es war gut, daß es pfiß. Aus dem Birkenwald tauchte das Stationshaus von Krugdorf auf. Ein junger Mensch in der Wiegelschen Hauslibree rannte über den Perron und blieb vor der ersten Wagenklasse stehen.

Emich hatte die Coupétür bereits geöffnet.

„Hierher, Bob!“ rief er. „Noch immer dritte Klasse! . . .“

Der Diener raste, sich über das ganze Gesicht freuend, herbei.

„Tag, Erlaucht,“ sagte er. „Haben Erlaucht sonst noch Gepäck?“

„Ja — ein Kösserchen. Hier hast du meinen Gepäckschein. Aber erst sage gefälligst deinem alten Vater Guten Tag, dann woll’n wir weiter miteinander reden . . .“

Der Greis kletterte aus dem Wagen. Er zitterte am ganzen Leibe und stammelte unaufhörlich Entschuldigungen, daß er Erlaucht den jungen Herrn Grafen nicht gleich erkannt habe. Doch Emich lachte, und als auch Bob mit allerhand Entschuldigungen für seinen Vater anfang, wurde er ungeduldig, hielt sich die Ohren zu und schrie: „Nun laßt mich aber gefälligst in Ruhe!...“ Und dann eilte er, während der Zug weiterbrauste, hinter das Stationsgebäude, wo Komteß Ruth ein hübsches Kappengespann zügelte. Sie saß auf dem hohen Vorderitz eines eleganten Kabrioletts und schien schlechter Laune zu sein, denn ihr Gruß klang ziemlich kurz und frostig.

Emich merkte die Verstimmung seiner schönen Rusine wohl. Er schwang sich zu ihr auf den Bockitz und setzte sich neben sie.

„Pardon, Ruth,“ sagte er, „wir müssen ein bißel zusammenrücken. Ich habe dem Vater Bobs versprochen, ihn mit nach Stenzig zu nehmen.“

„Wen —?“ fragte die Komteß gelehnt.

„Den alten Evert. Er war mein Reisegefährte. Ich bin nämlich dritter Klasse gefahren — mein Militärbillet gestattete mir keine höhere Nummer!...“

Ruth antwortete zunächst gar nicht. Sie schüttelte nur den Kopf. Aber als Evert mit seinem Bündelchen in der Hand hinter der Station erschien und Emich Bob zurief, dem Alten auf den Wagen zu helfen, glitt eine helle Röte über ihr Gesicht.

„Ich möchte dir keine Blamage bereiten, Emich,“ sagte sie leise, ihren Kopf ein wenig zu ihm hinüberneigend. „Also bleibe es so. Aber du würdest mich doch verbinden, wenn du die Güte haben wolltest, deinen Freund Evert nicht für morgen zum Diner zu laden.“

„Schade,“ entgegnete Emich ebenso leise, „daß hätt' ich gar zu gern getan. Er ist ein so prächtiger alter Kavaleri. Doch dein Wille ist mir Befehl!...“



Sonderlich wohl fühlte sich niemand auf dem Kabriolett: Evert nicht, der ängstlich zusammengekrümmt auf seinem Plaze saß, und Bob hinter ihm auch nicht. Die Liebenswürdigkeit des jungen Grafen lag wie ein Alp auf beiden. Sie wagten kaum zu atmen und machten verlegene Gesichter.

„Theaterfuhrer,“ murmelte Ruth und biß sich auf die Lippen. Ihre Peitsche knallte und ringelte sich über den blanken Rücken der Kappen, die schnaubend und die Köpfe werfend ausgriffen . . . Ruth schaute starr vor sich hin. Auch Schöningh hatte ein leichtes Gefühl des Unbehagens, das erst schwand, als man Krugdorf im Rücken hatte und in den Wald einbog.

Man war nun schon auf Stenzigschem Revier. Der Tag neigte sich bereits. Durch das sprossende Grün der Buchen und das noch kahle Gezweige der Eichen, die eben erst Knospen ansetzten, sickerte das Sonnenrot und streute helle Flecken auf den Waldgrund. Zwischen den schlank aufschießenden Stämmen keimte junger Nachwuchs empor — hie und da drängten sich auch bläulich getönte Wacholderbüsche zu einem dichten Negelnäuel zusammen, der wie das Nest eines Riesenvogels im buschigen Grün des Heidelbeerkrautes lag. Der Wald wurde von zahlreichen Wegen durchkreuzt, die alle vorzüglich gehalten waren, so daß er fast den Eindruck eines Parks von mächtiger Ausdehnung gewährte. Eichen und Buchen waren die Hauptansiedler, aber dazwischen sah man auch Tannengruppen, schwarze Flecke im Bronzegrün des Laubes, und in der Nähe der Wege ganze Reihen von Birken mit glatten, silbern geäderten Stämmen und tiefhängenden Zweigen . . .

Emich fiel es nicht auf, daß seine holde Nachbarin geflissentlich wortkarg war. Der Wald nahm ihn in Anspruch. Das war sein Revier während der Urlaubszeit. Schon als elfjähriger Junge war er ein leidenschaftlicher Jäger gewesen und hatte nächtelang auf dem Anstand gelegen. So kannte



er den Plenterwald in allen seinen Winkeln, Ausläufern und Dämmerungen und in seinem meilenweiten Umfange bis zur Kottauer Grenze. Kannte auch die feuchten Niederungen jenseit der Strebnitzer Furt, das Gehege der Wildsäue und das dichte Röhricht, durch dessen ineinandergeballtes Gespinnst sich der Fluß wand — eine Landschaft, wie sie der Spreewald bot, bevölkert von Scharen wilder Gänse und Enten, zum Ärger der Förster, die sich über den mangelnden Abschuß grämten. Denn der Graf selbst war nicht passioniert für die Jagd und auch kein Freund allzu großer Geselligkeit. Ein paarmal im Jahre kamen die Offiziere aus Alempin herüber, um in den Stenziger Forsten aufzuräumen, aber auch dann begleitete Wiegel sie selten, sondern überließ das Protektorat gewöhnlich dem Kottauer Riezow oder seinem Vetter, dem Statzmäßigen der Kronprinzen-Kürassiere, Major von Blohme . . .

Der Wagen rollte an einer Försterei vorüber, einem kleinen, von wildem Wein umbuschten Häuschen, an das sich zwischen Drahtgehegen eine Anschonung veredelter Koniferen schloß. Der Förster stand vor der Thür und riß seine Mühe vom Kopf, als er die Komtesse erkannte.

„Tag, Griebenow,“ antwortete Ruth, und auch Emich grüßte zurück und setzte hinzu: „Morgen Abend an der Königs-eiche, Griebenow! Ich möchte mal Umschau halten . . .“

Noch ein kleines Weilchen schwieg die Komtesse; dann kränzelte sich ihr Mund spöttisch und sie sagte:

„Willst du wieder Tag und Nacht im Walde liegen, Emich?“

„Benigstens dann und wann, Rufine. Ich denke, du wirst nichts dawider haben, zumal du dir aus meiner Unterhaltung nicht viel zu machen scheinst.“

„Sonderlich viel Mühe hast du dir mit dieser Unterhaltung noch nicht gegeben, vieleidler Vetter.“

„Ich wage nicht recht zu sprechen, solange ich Wolken des Bornez auf deiner gräßlichen Stirn sehe.“

„Die Wollen waren sehr angebracht. Wenn du morgen nacht auf den Anstand gehst, findest du vielleicht Zeit, einmal des längeren über die Grenzen der Schicklichkeit und des guten Tactes nachzudenken. Für einen, der binnen acht Wochen die Offiziersepauletts tragen soll, ist das eine ganz angebrachte Beschäftigung; man entgeht dadurch leicht späteren Unannehmlichkeiten.“

Emich zog die Brauen hoch und schwieg. Er ärgerte sich. Er war zwar an die ungezogene Launenhaftigkeit Ruths gewöhnt, aber einen solchen Ton hatte er nicht verdient. Vielleicht war er wirklich in seiner Gutmütigkeit dem alten Evert gegenüber zu weit gegangen; was schadete es im Grunde genommen!?. . .

In das Sonnenrot, das durch den Wald glühte, waren die ersten Schatten gefallen und rückten langsam vor. Es wurde Abend. Aber Stenzig war bald erreicht. Schon seit einiger Zeit hatte der Weg sich verbreitert und wurde rechts und links von einem Gatter begleitet. Damit stieg auch der parkmäßige Eindruck; nun tauchte ein Torweg auf, der einen sich quer in den Wald hineinziehenden Drahtzaun durchschnitt; die Baumgruppen lichteteten sich und gewährten weite Durchblicke auf frischgrüne Wiesenstrecken; zu den Eichen, Buchen, Birken und Linden trat edleres Laub: Silbereschen, Blutulmen, Christusdorn und echte Kastanien; die Wege waren mit hellem Kies bestreut; hie und da schillerte auch schon das Marmorweiß einer Statue durch die sich mehrenden Boskettanlagen — und bei einer plötzlichen Wendung der Straße sah man am Ende einer Rüsterallee Schloß Stenzig liegen: die große Terrasse mit ihrer Doppelstreppe aus Sandstein und darüber die Fensterfront des Parterregeschosses. . .

Man hatte den Wagen kommen hören. Aus der Ferne sah Emich dunkle Gestalten auf der Terrasse geschäftig hin und her huschen. Ein prächtiger, gelbbrauner Bernhardiner

sauste in gewaltigen Sähen den Weg hinauf; kläffend folgte eine Tschelmeute. Ein weißes Taschentuch flatterte oberhalb der mit dichtem Moos wie mit einer Patinaschicht bedeckten Marmatide, die die Freitreppe trug: da stand die Tante und winkte und winkte.

„Vorsicht, Ruth!“ rief sie. „Diese infamen Röter! Hierher, Montez! Hierher, Dackel, Waldmann, Perzel, Schnauzel, Messerl! August, pfeif’ doch den Hunden! Franz, daß die Röter die Pferde nicht scheu machen!...“

Die Pferde ärgerten sich zwar über das Gefläß, standen aber, als die Komteß parierte. Mit einem Satz sprang Emich vom Wagen und in die Arme der Gräfin.

„Dickchen — Allmacht, du rennst mich um!... Noch einen Fuß! Aber nicht auf die Nase — nicht so stürmisch! Herr Leutnant, ich gratuliere! Bist ein braver Junge — bist ein braver Junge, mein Dickchen! Daß du mir nicht durchfallen würdest, wußte ich ja!...“

Sie gab ihn weiter an ihren Gemahl. Der konnte nicht anders, sondern mußte auch die Arme ausbreiten und ihn an sich ziehen. Aber er tat es mit Würde. Nicht ein Härchen der graugrünen Backenbärte geriet dabei in Unordnung, und die helle Weste mit den Streublümchen verschob sich nicht.

„Gratuliere gleichfalls, mein lieber Emich,“ sagte er; „hast manches gutgemacht — von früher — hast korrekt gehandelt, mein Junge...“ Und sofort wandte er sich an Franz, seinen Kammerdiener. „Die Sachen von Erlaucht in das gelbe Zimmer. Bob soll sich zur Verfügung von Erlaucht halten...“ Dann fiel sein Blick auf den alten Evert, der mit vieler Mühe von der Höhe des Rabrioletts geklettert und, immer sein Bündelchen in der Rechten, bescheiden zur Seite getreten war. „Wen hast du denn da mitgebracht, Emich? —“



„Einen Reisegefährten, Papa,“ erwiderte Ruth. „Den Vater Bobs...“

Graf Wiegel zog sein Taschentuch und schnäuzte sich.

Bob trat vor. Sein Vater hätte ihn besuchen wollen, und Erlaucht hätten die Güte gehabt, ihn mitzunehmen. Ob er seinen Vater nach dem Krüge führen dürfe.

Die Gräfin streichelte Emich die Wangen. Sie fand die Deutseligkeit ihres Dickerchens rührend. Auf dem Gesicht des Grafen aber stritten Ärger und das ersichtliche Bestreben, nicht hart zu erscheinen, um die Palme. Und plötzlich schien sich auch Ruth für den alten Evert zu interessieren.

„Die Krugzimmer sind alle feucht,“ entschied sie. „Kann Bobs Vater nicht im Schlosse wohnen? Im Souterrain stehen ja ein paar Zimmer leer.“

Seiner Tochter widersprach Wiegel ungern. Er nickte, und die Gräfin gab ihre Anordnungen. Ein Viertelstündchen später saß man im sogenannten kleinen Speisesaal beim Abendessen. Es war frisch geworden und der Graf hatte daher befohlen, Feuer in den Kamin zu legen. Emich fühlte sich sehr behäglich. Trotz aller Kühle des Oheims hatte er Stenzig doch immer als seine zweite Heimat betrachtet; hier war ihm am wohlsten. Und wie traulich saß es sich in diesem dunkel getäfelten Gemach, dessen große Hängelampe in einem gelben Zirkel nur den Tisch beleuchtete! Es ging noch gerade so „korrekt“ zu wie immer. Die Tafel war tadellos gedeckt; es glänzte und leuchtete alles. Der Jäger servierte; Franz hielt sich im Hintergrunde und trat nur vor, um dem Grafen den Tee einzuschenken, den er selbst auf dem Samowar am Nebentische bereitete, denn niemand auf der Welt verstand, wie Wiegel behauptete, die Teebereitung so vollendet wie Franz. Es gab gebackenen Schinken mit Rührei; die Tante hatte es sich nicht nehmen lassen, ihrem Dickerchen zur Ankunft seine Leibspeise vorzusetzen. Und da Emich Appetit hatte,

ließ er sich nicht lange nötigen, sondern schlug wacker seine Klinge.

Ruth schaute zu, wie er aß. Sein Appetit war schreckenerregend, aber er aß wenigstens manierlich. Er wußte immerhin mit Messer und Gabel umzugehen. Auch jetzt war sie noch ziemlich schweigsam. Dafür sprach die Gräfin ununterbrochen. Sie stellte hundert Fragen an Emich und wollte das Unmöglichste wissen. Wiegel warf nur zeitweilig eine Bemerkung in die Unterhaltung. Er sprach überhaupt nicht gern bei Tisch, weil ihn das in der Beobachtung seiner Diät störte. Er mußte immer etwas Besonderes genießen, das auf kleinen silbernen Schüsseln angerichtet wurde. Jedes Souper schloß für ihn mit sieben Backpflaumen — keiner mehr und weniger...

Nach beendeter Tafel zog man sich noch auf eine Stunde in einen kleinen Salon zurück. Das war die Zeit, wo der Graf sich die Brille aufsetzte, um seine Kreuz-Zeitung zu lesen. Dabei mußte leise gesprochen werden. Die Komtesse empfahl sich gewöhnlich schon ziemlich früh, um auf ihr Zimmer zu gehen. Die Langeweile dieser gemeinsamen Abende machte sie nervös. Gräfin Jrmela stückte und pflegte gegen Zehn einzurücken. Sobald die Barockuhr auf dem Ramin halb Elf schlug, erhob sich Wiegel, küßte seiner Frau die Hand und ging zu Bett.

Heut war es indessen ein wenig lebhafter als sonst. Der Graf ließ sich sogar herbei, einiges Interessante aus der Zeitung vorzulesen.

„Ei, ei,“ sagte er und schob die Brille auf die Nasenspitze, um über die Gläser hinwegschauen zu können, „zwischen Rußland und der Türkei scheint es doch etwas zu geben. Das ist eine niederträchtige Gesellschaft da unten. Seit man den Abd ul Niziz um die Ecke gebracht hat, hört der Krakeel im Balkan nicht auf. Jetzt geht es wieder in Syrien los, das



seine Souveränität zurückfordert und Rußland als Schiedsrichter aufruft. Natürlich sitzt der Ignatieff wieder dahinter! . . ."

Emich war aufmerksam geworden. Er erzählte von seinem illyrischen Freunde, dem kleinen Beresco — und das interessierte auch Wiegel.

"Illyrien hat sich schon ein dutzendmal für selbständig erklärt und ist immer wieder unter fremde Botmäßigkeit gekommen," sagte er. "Aber es ist ein ganz schlauer Coup, sich an Rußland heranzuschlängeln. In Petersburg wartet man schließlich nur darauf, auf den Moscheen Konstantinopels das griechische Kreuz aufpflanzen zu können. Der Gortschakoff —"

Und er gab Emich eine belehrende politische Übersicht. Emich hörte anfänglich sorgsam zu, während die Tante in ihrer Sofaecke gemächlich einzunicken begann. Ruth benutzte eine Pause in dem Vortrage ihres Vaters, um Gute Nacht zu sagen. Plötzlich wurde auch Emich müde. Der Graf hatte, wenn er sich in längeren Ausführungen erging, eine eigentümlich monotone Sprechweise, die unwillkürlich einschläfernd wirkte. Im Herrenhause wußte man das und bereitete sich darauf vor. Aber auf Emich wirkte es neu. Er plinkte noch einige Zeit mit den Augen und schloß sie dann wie seine Tante. Der Graf sprach weiter; erst als er seine Brille wieder zurechtrückte, ersah er die Wirkung seines Vortrages, schwieg, runzelte die Brauen, ließ Gattin und Nessen aber ruhig weiterschlafen . .

Es schlug halb Elf. Franz trat leise ein. Die Gräfin erwachte zuerst und räusperte sich. Nun fuhr auch Emich in die Höhe. Er schämte sich so, daß er errötete. Wiegel nickte ihm zu.

"Man merkt, daß du eine lange Fahrt hinter dir hast," sagte er. "Na — schlaf' dich aus! Bring' Erlaucht auf sein Zimmer, Franz, und rufe den Bob! . . ."



Emich freute sich darüber, daß er wieder sein altes Stübchen bekommen hatte. Es war dies ein Giebelgemach mit sehr tiefem Fenster, auf den Gemüsegarten hinausführend und mit einer verschossenen gelben Profattapete. Bob hatte Emich auf das Zimmer geleitet und wollte ihm beim Auskleiden behilflich sein. Aber Emich verbat sich das und schickte ihn wieder hinaus.

Bevor er zu Bett ging, leuchtete Emich die Stube ab. Er wollte sehen, ob noch alles am alten Plage war. Das war es. Auch die Bilder von Vater und Mutter hingen am gleichen Fleck wie früher, und in dem großen Wandschrank wurden noch immer die gebundenen Jahrgänge der „Fliegenden Blätter“ aufgehoben. Das amüsierte Emich. Die „Fliegenden Blätter“ waren in der Urlaubszeit stets seine Bettlektüre gewesen. Er nahm einen Band aus dem Schrank und legte ihn auf seinen Nachttisch. Dann ging er zu Bett, streckte sich behaglich aus und wollte soeben zu schmökern beginnen, als es nochmals leise an die Türe klopfte.

„Schon im Bette, Diderchen?“ fragte die Stimme der Gräfin.

„Ja, Tantchen; du kannst ruhig hereinkommen!“

Gräfin Jemela trat ein. „Ich wollte mal sehen, ob hier auch alles in Ordnung ist,“ sagte sie, Umschau haltend. „Ich hatte heut Wäsche und konnte mich gar nicht um dein Zimmer bekümmern . . . Hast du frisch' Wasser?“

„Ja, Tantchen!“

„Und liegst du auch nicht zu hart?“

„I bewahre, Tantchen!“

„Möchtest du noch ein zweites Kopflüssen, Jungchen?“

„Danke schön, Tantchen — eins genügt mir.“

„Na, dann ist's gut . . .“ Die Gräfin trat an das Bett heran und sah die „Fliegenden“. Sie lachte. „Das konnt' ich mir denken! Onkel wollte die Bände in die Bibliothek schaffen

bißchen weiter. So hast du denn über eine jährliche Nebenue von etwas über tausend Talern zu verfügen. Für deinen Vetter Waldegg würde das wahrscheinlich grade genügen, seine Stiefelrechnungen zu bezahlen; ich kenne aber eine ganze Menge junger Offiziere, die mit weniger auskommen, weil sie vernünftig leben...

Der Graf nahm einen der gläsernen Briefbeschwerer vom Tische und drehte ihn spielend zwischen den Fingern.

„Weil sie vernünftig leben,“ wiederholte er, — und darauf möchte ich nachher noch einmal etwas näher zurückkommen. Oberst von Hilbringen hat mir mitgeteilt, daß die monatliche Durchschnittszulage beim Regiment fünfzig Taler nicht übersteigt; auch dein Freund Sassenhausen erhält nicht mehr. Die Landesbank hat daher von mir den Auftrag bekommen, dir diese Summe an jedem Ersten zuzusenden. Der Überschuß deiner Rente wird weiterverwaltet, um davon die nötigen Extraausgaben zu decken. Überflüssige Pferde brauchst du nicht. Ein Chargenpferd bekommst du; wegen des zweiten eigenen habe ich nach Stubbach an den Fürsten geschrieben, der sich mit Vergnügen bereit erklärt hat, dir aus seinem Marstall einen Gaul zu schenken. Das kannst du beruhigt annehmen; Ferdinand hat sich in Angelegenheiten Seesenheims nicht grade sehr gentil deinem Vater gegenüber benommen.“

„Und eben deshalb drückt mich sein Geschenk,“ erwiderte Emich. „Ich gesteh’ es dir offen zu, Onkel —“

„Ah bah, mach’ mir keine Geschichten! Ich pflege im allgemeinen sehr korrekt zu denken, lieber Emich, und würde mich — verlaß dich darauf — nicht an deinen Onkel Ferdinand gewandt haben, der mir durchaus unsympathisch ist, wenn ich dies nach Lage der Sache nicht für richtig gehalten hätte. Und was nun deine Equipierung betrifft, die Rechnung von Robrecht, so möchte ich dich bitten, mir zu erlauben, sie



begleichen zu dürfen. Ich denke, von mir wirst du dies kleine Geschenk ohne weitere Skrupel annehmen . . ."

Das Blut schoß Emich in das Gesicht, und seine Augen wurden feucht. Daß der sparsame Onkel Wiegel eine größere Summe für ihn opferte, rührte sein leicht empfängliches Gemüth. Er streckte dem Grafen schweigend die Hand entgegen, der sie herzlich drückte.

"Schon gut, Emich," sagte Wiegel, "ich hab' es gern getan. Ich verschwende nicht, aber ich helfe auch einmal mit Freuden . . . Dein Eintritt in das Regiment ist also nun vorbereitet. Halte haus, mein Junge! Das Regiment gilt für solide; ein paar leichtsinnige Elemente finden sich aber auch da, wie überall. Suche dir vernünftige Freunde, möglichst solche, die sich in ähnlichen Verhältnissen befinden wie du, damit du nicht unnötigen Versuchungen ausgesetzt wirst. Schlemme und prasse nicht; das ist kein Zeichen von Bornehmheit. Und laß den Pferdeschacher. Man kann dabei böse hereinfallen, und schließlich ist der Offizier kein Rostäuscher. Schone auch deine Uniform. Gedenhaftigkeit widerspricht dem Wesen des Soldatenstandes. Daß du nicht spielen wirst, weiß ich. Bleiben noch die Weiber. Und da kann ich dir nur die Weisheit meiner eigenen jungen Jahre mit auf den Weg geben: fürs Herz, was du willst, aber möglichst wenig fürs Portemonnaie . . ."

Er stand auf.

"So, Emich, das wäre alles, was ich dir zu sagen hätte," schloß er. "Ich bin eine Natur, der Lebensfreudigkeit und das Glück einer — einer — na, sagen wir, einer leichten Auffassung des Daseins verjagt worden ist. So mag ich auch dir des öfteren frohlich und gallig erschienen sein. Aber gut mein' ich es dennoch. Und deshalb würde ich mich unendlich freuen, würde ein tüchtiger Mensch aus dir . . . Stenzig liegt ja nicht weit von Klempin; es steht dir allzeit offen, es mag deine Heimat bleiben . . ."



Und nun reichte er Emich die Hand. In dieser Stunde erschien der Onkel dem jungen Mann als ein völlig anderer, und in der Aufwallung des Gefühls küßte er des Grafen Rechte und stammelte:

„Hab' Dank für alles Gute, Onkel! Ich will mir Mühe geben, dir Freude zu machen . . .“

Oben auf seinem Zimmer sah er die Seesenheimer Papiere durch. Sie enthielten die Abschlüsse der letzten Jahre. Der kleine Reingewinn, der dann und wann erzielt worden war, wurde durch die Fehlbeträge anderer Jahre wieder aufgehoben, ein größerer Gewinn war zur Vervollständigung des Inventars benutzt worden, auch verschiedene Neubauten waren erforderlich gewesen. Wiegel hatte recht: man konnte froh sein, daß wenigstens eine gewisse Balance erzielt wurde.

Es war das erstemal, daß Emich sich interessierter um die Verhältnisse auf seiner Besitzung bekümmerte. Seit dem Tode seiner Mutter war er nicht in Seesenheim gewesen. Er hatte auch kein Verlangen danach gehabt, zumal er die Urlaubswochen stets in Stenzig zu verleben pflegte. Aber nun regte sich ganz plötzlich der Wunsch in ihm, in Seesenheim einmal selbst nach dem Rechten zu sehen.

Dies „Nach-dem-Rechten-sehen“ kam ihm freilich drollig vor. Er hatte keine Ahnung von der Landwirtschaft und wurde aus den zahlreichen Belegen für die Rechnungsabschlüsse durchaus nicht klug. Daß alles stimmte und in Ordnung war, bezweifelte er nicht; der erste Inspektor, der alte Settegast, der schon unter seinem Vater gewirtschaftet hatte, war geblieben, und der von Graf Wiegel eingesetzte Administrator, ein Herr von Polzien, galt gleichfalls als ein tüchtiger Landwirt. Trotzdem fiel es Emich auf, daß so gar keine Überschüsse erzielt wurden. Sein Vater hatte es doch erreicht! —

Emich sprach mit dem Onkel über seine Absicht, sich gelegentlich einmal selbst in Seesenheim zu zeigen, und Wiegel war ganz damit einverstanden.

„Gut so,“ meinte er. „Ich freu' mich, daß du auf den Gedanken gekommen bist. Deine Leute müssen zuweilen den Herrn sehen. Aber warte noch, bis du die Uniform trägst. Das macht sich besser und erhöht den Respekt . . .“

Die neue Uniform kam bald. Eines Tages traf eine Anzahl von Kisten für Emich ein: die Equipierung. Die Tante half auspacken. Emich hätte nicht achtzehn Jahr alt sein müssen, um sich nicht an all diesem Glanz und dieser Herrlichkeit von Herzen zu erfreuen. Unter dem Glanz lauerte allerdings die Schlange — in Gestalt eines blauen Ruberts, und in diesem Rubert steckte eine Rechnung.

Er bekam einen Schreck, als er die Schlußziffer sah.

„Donnerwetter, Tantenchen — siebentausendeinhundertdreizehn Mark! Mir zittern die Knie.“

„Hast auch Grund dazu,“ erwiderte die Tante. „Die Schneider nehmen's vom Lebendigen und vom Toten. Aber ängstige dich nicht! Der Onkel berappt und damit basta. Lege man gleich die Rechnungen vom Schuster und Handschuhmacher dazu — das ist dann ein Aufwaschen. Und hör' mal, Emich: Zieh' dir zum Mittagessen Uniform an und über- rasche damit den Onkel; da freut er sich. Nicht den weißen Koller — den befleckst du dir vielleicht — aber den hübschen blauen mit den silbernen Treffen. Gott, wie gut der deinem Vater stand! . . .“

Emich gehorchte, und als es in der Flurhalle des Schlosses zum Mittagessen läutete, zögerte er noch ein Weilchen und ging dann erst hinunter. Er wollte der Letzte bei Tisch sein, um durch sein plötzliches Erscheinen dem Onkel und Ruth noch mehr imponieren zu können. Das gelang ihm denn auch.

„Ich der Tausend,“ sagte Wiegel und stand auf. Ruth aber machte große Augen, erhob sich dann und verneigte sich tief und respektvoll.

„Meine Glückwünsche, Erlaucht,“ sagte sie. „Ich hätte eine solche Metamorphose nicht für möglich gehalten. Du siehst ordentlich menschlich aus, Vetter. Papa, ich meine, diese äußere Umwertung Emichs muß durch einen besondern Tropfen eingeweiht werden.“

Der Graf ließ Champagner bringen. Es war ein heiteres Mittagsmahl: Wiegel liebenswürdiger denn je, Ruth auffallend gesprächig und Gräfin Imela selig. Sie ließ keinen Blick von ihrem festlich gekleideten Diderchen und tätschelte ihm alle Augenblicke die Hände...

Nach dem Essen war große Cour der Domestiken. Der Jäger und Franz gratulierten zuerst; Bob gebärdete sich wie närrisch vor Freude. Dann kamen die andern an die Reihe; wo sich Emich tagsüber zeigte, knixte und dienerte man. Selbst die Hofmägde glückwünschten grinsend und auch der allerniedrigste im Schloßbezirk Stenzig: Christian, der Felsjunge...

Ein paar Tage später traf ein großes, feierlich aussehendes Schreiben ein, adressiert „An den Königlich Preussischen Sekondeleutnant im Kürassierregiment Kronprinz, Seine Erlaucht den Herrn Emich Grafen von Schöningh-Stubbach, z. B. in Stenzig bei Krugdorf“ — die Ernennung und Einberufung.

Dies geschah gerade an einem herrlichen Sommertage, obwohl noch nicht Sommer im Kalender stand. Emich war mit Ruth an der Fohlenkoppel gewesen, wo man auch das Pferd untergebracht, das Fürst Ferdinand für Emich geschickt hatte, einen prächtigen jungen Goldsuchs mit drahtigen Beinen, schlanke Hals und zuckenden Rüstern. Auf dem Rückwege durch den Park traf man den Briefträger...



„Also nun wirklich,“ sagte die Komteß, an der Seite Emichs um den Weiher schreitend, auf dessen stiller grüner Fläche sich träge ein angefetteter Rahn schaukelte. „Ich kann es mir noch gar nicht so recht denken. Ich habe dich noch immer in der Kadettenuniform im Gedächtnis, in der du schrecklich knabenhaft ausjahst — aber noch grüner, nimm mir's nicht übel, in Zivil.“

„So werde ich künftighin nie wieder in Zivil vor dir erscheinen, Ruth,“ entgegnete Emich knurrig, „denn du kannst dir wohl denken, daß es keine sonderliche Freude für mich ist, von dir — respektlos beurteilt zu werden.“

„Respektlos?“ wiederholte Ruth und zuckte mit dem hübschen Kopf. „Wer denkt denn daran!? . . . Ich glaube gar, du bist böse auf mich. Warum? Immer noch, weil ich vor sechs Wochen einmal ein klein wenig fragbürtig war — damals, als ich dir zuliebe den Vater Bobs durch den Wald kutschieren mußte? — Hab' ich meine Unart nicht wieder gutgemacht und dem alten Evert sogar Unterkunft im Schlosse verschafft? . . . Wer wird denn so nachtragend sein! — Komm' — legen wir uns noch ein Viertelstündchen ins grüne, grüne Gras! An solchen schönen Sommertagen friert mich immer zwischen den dicken Mauern des Schlosses . . .“

Sie wies auf einen alten Nußbaum, der auf der Wiese stand, und streckte sich im nächsten Augenblick auch schon unter seinem Schatten aus, die Arme reckend und die Hände unter dem Kopfe versträufend.

„Nehmen Sie Platz, Erlaucht,“ sagte sie, eine Nispe abreißend und zwischen ihre Zähne steckend. „Ich bitte dich, Emich, sei kein dummer Junge. Setz' dich mal her zu mir und beichte! Hab' ich dich wirklich so tödlich beleidigt? Und wann?“

„Oft genug.“ Emich ließ sich an ihrer Seite nieder. „Ja wahrhaftig, oft genug. Aber du hast es selbst nicht gewußt. Wenn du mal ‚dummer Junge‘ zu mir sagst, nehm' ich dir das

nicht weiter übel; etwas anderes ist es aber, wenn du mich auch als dummen Jungen behandelst. Und das hast du mehr als einmal getan, und es hat dir auch noch Spaß gemacht. Es hat mich schon gekränkt, als ich in Quarta saß; da war ich bereits ein langer Schlaf und du warst noch ein sehr zartes und kleines Mädcl. Dein Schuß kam erst nach den Mäsern — und von da ab bist du eigentlich immer unausstehlich zu mir gewesen, obwohl ich ...“

Nun stockte er, warf sich hintenüber in das Gras und nahm gleichfalls einen Blütenstiel zwischen die Lippen. Die gelbe Butterblume schaukelte sich über seinem Gesicht wie eine Lichtbringerin; aber der Schatten auf seinen Zügen und die mürrische Linie um die Mundwinkel verslogen nicht.

Ruth hatte sich auf die Seite gelegt und stützte den Kopf auf die rechte Hand, so daß sich ihre schlanken, weißen Finger in dem dunklen Haar vergruben. Sie lächelte wieder etwas spöttisch, aber in ihren Augen lag dabei auch ein Ausdruck von Neugier, eine kokette Frage, die ihre Rätselzeichen im schillernden Braun der Pupille sprühen ließ.

„Obwohl ich?“ wiederholte sie fragend. „Warum sprechen der Herr Graf nicht aus? ... Wenn du mir schon eine Vorlesung hältst, mußt du sie auch zu Ende führen.“

„Ach, Ruth, du lächst mich ja doch nur aus,“ sagte Emich klagend. Dann legte auch er sich auf die Seite und wendete sich ihr zu. Er schaute ihr groß in die Augen, und da wurde ihm wieder ganz heiß um das Herz. Er sah zwar den spottenden Schalk, der in den Winkeln ihrer Lippen zuckte, aber er achtete nicht darauf. Er betete ihre Schönheit an. Das Sonnenlicht, das im jungen Laub des Nußbaums sich mit zarten grünen Tönen mischte, legte einen feinen Olivenschimmer auf ihre Wangen und verdunkelte die kleinen Schattensflecke im Grübchen ihres Kinns, unter den Lidern und an den zierlich geformten Ohren. Und wie die schwarzen Härchen



ihre Stirn umkräuselten und an der Schläfe einen lustigen Strudel bildeten, in dem man das Weiß ihrer Finger schimmern sah! Und wie ihre Augen glänzten! Drei Farbenschieden schienen in ihnen übereinander zu liegen — ein mattes Grün und ein liches Braun und dahinter ein tiefes Schwarz, und durch diese Farbenskala blitzte zuweilen ein perlmutthelles Lichtchen. Nein, waren ihre Augen schön! Was war nicht schön an ihr? Hinter dem Granat ihrer Lippen leuchteten die schneeweißen Zahnreihen, frisch, tapfer und fest wie Eisen. Die Nase war griechisch gerade — Emich überlegte — ja, griechisch wie die der milesischen Venus, und wie fein wölbten sich die dunkeln Brauen auf der Stirn!...

„Emich, was starrst du mich an? — Emich, träume nicht, sondern beende deine vielversprechende Rede!...“

Ruth sagte das langsam, aber nicht mehr so spöttisch wie vorher, und schaute auch ihn immer noch an. Und plötzlich glitt etwas wie hilflose Verlegenheit und leichte Scham über ihr Gesicht. Der Ausdruck, der in sein Auge getreten war, gefiel ihr nicht. Es huschte rot über ihre Wangen; sie richtete sich hastig auf, lachte etwas gezwungen und meinte, rechts und links mit beiden Händen in die Gräser und Blüten greifend:

„Emich, ich glaube, du bist wirklich noch ein rechter dummer Junge — — ja, bist du's?...“

Sicherlich war er es — wenigstens beging er im nächsten Augenblick eine große Dummheit. Er riß Ruth an sich und bedeckte, ehe sie sich noch wehren konnte, ihr Gesicht mit Klüssen und stammelte dabei: „O Ruth, ich liebe dich so — so — so schrecklich!...“

Die Sonne lachte dazu, und es schien, als lugten ringsum aus allen Blütenkelchen auf grüner Wiese pausbäckige kleine Liebesgötter hervor, die sich mit der Sonne freuten über das durchgehende Herz Emichs. Die ganze Natur lachte.



Doch nicht Komteß Ruth. Komteß Ruth wurde grob. Komteß Ruth zeigte zunächst, daß sie Kraft besaß, denn im Nu riß sie sich aus der Umschlingung Emichs und gab ihm mit beiden Händen einen Stoß vor die Brust, so daß er an sich halten mußte, um nicht wieder rückwärts in das Gras zu fallen. Und dann sprang sie zornig auf und ihre Augen loderten und ihre kleinen Füße stampften die Erde — und dann sagte sie etwas, was den armen Emich rasch aus allen Himmeln stürzte und was auch nicht hoffähig klang. Sie sagte oder vielmehr rief:

„Ich glaube, du bist verrückt geworden, Bengel!“

Weiter nichts, und strich sich hierauf das wirr gewordene Haar von der Stirn zurück und klopfte die Grashälmdchen ab, die noch an ihrer Kleidung hingen.

Die Entnüchterung war groß, aber Emich verlor trotzdem nicht die Fassung. Er war sogar klug genug, ein freundlich lächelndes Gesicht zu machen, blieb ruhig sitzen und nickte Ruth zu.

Das verwirrte nun wieder die Komtesse.

„Emich — was soll denn das alles heißen?“ sagte sie. „Für solche Liebescherze im Grünen habe ich kein Verständnis. Du verliebt in mich — ah bah, mein Junge, bilde dir doch nichts ein! Haben die Epauletten den Reifen um dein Herz gesprengt, mein armer eiserner Heinrich? . . . Im Ernst: Laß künftig die Wize! Willst du einen Kuß von mir haben, so bitte hübsch artig darum — dann kriegst du einen. Aber nur einen Vetternkuß.“

„Daran liegt mir gar nichts,“ antwortete Emich und lachte. „Ein geschenkter Kuß ist nicht viel wert, aber ein gestohlener ist Nektar. Auch Ambrosia, wenn du willst. . . Doch im Ernst, wie du dich ausdrückst: Verstehst du denn gar keinen Spaß?“

„Was heißt das: Spaß?“

„Herrgott — Spaß! Oder hast du mein Liebesflöhen vielleicht für Ernst genommen? — Von, Ausrinchen, auch das soll mir recht sein. Gehen wir zu deinem Papa und melden wir uns als Verlobte an. Wann meinst du denn, daß die Hochzeit stattfinden kann? Wenn der Onkel uns das Jawort verweigert und dich enterbt, leben wir von meiner Gage. In Klempin sind die Wohnungen billig, und wenn du des Sonnabends selbst auf den Markt gehst —“

„Nun hör' auf!...“ Ruth stampfte von neuem mit dem Fuße auf. War sie vorhin zornig gewesen, so quoll jetzt der Ärger in ihr empor. Es war empörend: Nur Spaß hatte er gemacht! Und war ihr wie ein verliebter Wilder um den Hals gefallen und hatte sie an sich gepreßt, daß sie noch die Spuren seiner Finger auf ihren Armen zu spüren meinte... „Steh' endlich auf, Emich! Für die Zukunft verbitt' ich mir auch keine Späße — wenigstens solcher Art! Du verlangst Respekt für dich und hast keinen vor mir!“ ..

Emich erhob sich gemächlich.

„Also Frieden,“ sagte er. „Ich werd' es nicht wieder tun, Ruth. Ich bin ja kein Kleptomane — und auch die Küsse, die du mir als Geschenk zugebracht hast, erlasse ich dir verwandtschaftlich. Darf ich dir meinen Arm bieten?“

„Danke — wir wandelten ja bisher nicht Arm in Arm!“

„Auch gut, so gehen wir nebeneinander her wie Brüderlein und Schwesterlein. Aber nun mach' kein so finsternes Gesicht, sonst denkt der Onkel, wer weiß, was! Und dabei haben wir eine Freudenpost in der Tasche...“

Ruth antwortete gar nicht mehr, bis man am Schlosse war. Sie hatte die Unterlippe zwischen die Zähne gezogen und zerpflückte mit den Fingern unaufhörlich Gräser und Blätter. Emich aber tat, als sei er in sonnigster Laune, plauderte, scherzte und lachte. Erst, als er sein Zimmer betrat, fiel die lustige Maske von seinem Gesicht — und da merkte er

auch, wie weh ihm das Herz tat. Schwer hing es ihm in der Brust, als sei es eine steinerne Last, auf die fort und fort ein gewaltiger Hammer schlägt. Ihm war zum Weinen zumute und er konnte sich nur schwer beherrschen; er war wie im Fieber. So litt er unter seiner ersten Liebe...

Aber als der nächste Morgen kam, war das törichte Herz ruhiger geworden und die Seele freier. Stundenlang hatte er am Abend wachend im Bette gelegen. Die „Fliegenden Blätter“ waren heute kein Heiltrost für ihn. Er hatte das Licht gelöscht und starrte mit heißen Augen in die Dunkelheit hinein. Und dann kam es wie eine starke Erschütterung über ihn, die an allen seinen Nerven zerrte und riß: Er mußte weinen, und weil er sich dieser kindischen Tränen schämte, bohrte er den Kopf tief in die Kissen, das Gesicht nach unten gewendet, die Hände krampfhaft geballt. Er schluchzte und ächzte und schrie immerfort in seinen Gedanken: „Ich liebe dich, ich liebe dich! Ich liebe dich wahnsinnig! Ich kann nicht leben ohne dich!...“ Schließlich wünschte er zu sterben...

Aber er starb nicht. Er schlummerte auf naßgeweinten Kissen ganz ruhig ein. Und da stahlen sich aus dem Halbjahrsbände der „Fliegenden Blätter“, der wie gewöhnlich auf dem Nachttische lag, allerhand närrische Gestalten hervor: der kleine Moriz mit seiner Schreibmappe und der Herr Leutnant und die Schwiegermama; der zerstreute Professor und der Afrikareisende und die Quellsnige und Elfen und Feen und Kalifen und weise Wesire — eine große Masse dummen und klugen und lustigen Gesindels. Das schlang sich zu einem großen Reigen und umtanzte das Bette Emichs und gaukelte ihm einen tollen Zauberspuß vor. Da waren besonders zwei nackte geflügelte Bübchen, die schleppten einen Ambos herbei, setzten ihn auf die Bettdecke, holten ein blutrotes zuckendes Herz und begannen darauf zu hämmern, auf daß es fest werde.



Dicht davor standen die Schwiegermama und der Leutnant und die Schwiegermama sagte: „Das tut ein bißchen weh, aber es ist gesund, Herr Leutnant...“

Nun lächelte Emich im Traum, und das ganze fliegende Gefindel zerfloh, weil es seine Pflicht getan hatte..

Freundlich wie immer konnte Emich der Rufine beim Frühstück die Hand reichen. Ruth sah etwas blaß aus und war mürrisch. Erst am Nachmittag wurde sie zugänglicher. Da fuhren die Gepädwagen mit den Kisten und Kasten, die Emichs Equipierung enthielten, nach Klempin voran. Im Hotel Prinz von Preußen sollten sie abladen. Auf einem der Wagen saß auch Bob in verwachsenem Zivil. Er hatte am gleichen Tage wie Erlaucht, sein Herr, die Einberufung bekommen, aber nur als „ganz gemeiner“ Kürassier, wie er beim Abschied in der Gefindestube verkündet hatte.

Emich fuhr erst gegen Abend ab, nachdem er noch den Transport seines Goldfuchses — „Troilos“ hieß er — überwacht hatte. Graf, Gräfin und Komteß standen am Wagen. Frau Armela zerdrückte ein heimliches Tränchen. Nun ging ihr Dickchen in das Leben hinaus, das so tausend Gefahren bot.

„Behüt dich Gott, Dickchen,“ schluchzte sie.

Der Graf strich sich über die Hahnentolle, glättete seine Favoris und sagte: „Halte dich brav, Emich!...“

Am längsten hielt Emich die Hand seiner Rufine fest.

„Also Frieden — nicht wahr?“ fragte er noch zuletzt, als die Pferde schon anzogen.

„Ja natürlich — schon gut, Emich!“ antwortete Ruth.

Dann ratterte der Wagen die steingepflasterte Rampe hinab. Emich kutschierte und an der Wegbiegung senkte er noch einmal grüßend die Peitsche.

Die Gräfin betupfte mit ihrem Taschentuch die feuchten Augen

„Er hat doch sehr viel von seinem Vater,“ sagte sie. „Wie er da vorhin auf den Wagen stieg, so mit einem Ruck, und die Rockschöße auseinander nahm und sich etwas plöz hinsetzte, da sah er grade aus wie sein Vater. Der setzte sich auch immer so plöz hin ... Ruth, mein Herz, was hat er dir denn von ‚Frieden‘ gesagt? Habt ihr euch gezanft?“

„Ach, was werden sie denn,“ murrte der Graf, und die Komteß erwiderte ruhig:

„Nein, Mama — wir haben bloß Spaß gemacht ...“

5

**A**ls der Herbst kam, hatte sich Emich beim Regiment bereits völlig eingelebt.

Klempin lag etwa zwei Fahrstunden von Stenzig entfernt und war ein unbedeutendes Aderbürgerstädtchen, in das nur das Regiment etwas Leben und Bewegung brachte. Auf dem Marktplatz, gegenüber dem alten Rathaus mit seinen niedrigen Arkaden, stand das Hotel Prinz von Preußen, dessen erstes Stockwerk das Offizierkorps für seine Kasinoräumlichkeiten gemietet hatte. Vom Markte aus zogen sich vier Straßen nach den vier Himmelsrichtungen hin; nach Westen die Stenziger Straße, die der Stolz Klempins war, denn sie enthielt die größten und schönsten Häuser, und in ihr wohnten die meisten Offiziere. Gleich vorn an der Ecke des Marktplatzes der Kommandeur des Regiments, der Oberst von Hilbringen, ein hübscher, stattlicher Mann, aber so arm, daß er es selbst als ein Wunder Gottes betrachtete, sich immer noch halten zu können. Er war Witwer, und seine drei Töchter führten ihm die Wirtschaft, niedliche und tapfere Mädchen, Mi, Me und Ma genannt; doch getauft waren sie auf die Namen Annemarie, Meta und Margot. Dem Obersten gegenüber hauste der Statsmäßige des Regiments, Major

von Blohme, der den Spitznamen „der rote Helfershelfer“ führte, denn er trug auf einer langen, hageren Gestalt einen fürbisförmigen Kopf mit brennendrotem Haar, und auch das Gesicht hatte gewöhnlich eine ponceaurote Färbung, und wenn der Major sich ärgerte, was häufig passierte, so wurde es purpurn. Es war merkwürdig, wie treffend auf diesen ewig galligen Menschen der Spitzname paßte. Hätte man den Major in ein rotes mittelalterliches Gewand mit Puffen und Schlitzen und in rote Trikots gesteckt, so würde er genau wie ein gräßlicher Senkersknecht ausgesehen haben. Er erfreute sich allgemeiner Unbeliebtheit, nur sagte man es ihm nicht, denn er war im Gegensatz zu Hildringen sehr reich, hatte im letzten Feldzuge eine französische Herzogin geheiratet und war zudem ein Vetter des Grafen Wiesel, auf dessen Gebiet das ganze Offiziercorps zu jagen pflegte . . .

Weiter hinab die Straße wohnten noch andere Offiziere: im Hause des Bäckermeisters Ritschke der Eskadronchef Emichs, Rittmeister Graf Enden, ein lebenswürdiger und prächtiger Herr, dann Sassenhausen und dicht neben ihm, beim Regimentsfattler Buggenau, der älteste Premier der Schwadron Emichs, Mac Lewelß. Das war ein Schotte; sein Vater war längere Zeit Gouverneur von Helgoland gewesen und hatte dort eine Deutsche geheiratet, eine Komteß Pfuhl, die nach dem Tode ihres Mannes noch jahrelang mit dem Sohne zusammengelebt hatte.

Sassenhausen, Mac Lewelß und Emich waren das Dreiblatt, das man gewöhnlich beieinander sah. Emich hatte in derselben Straße zwei hübsche Zimmer beim Apotheker Roelle gefunden. Unten im Parterregechoß lag die Apotheke; „Zum Mohren“ hieß sie, aber die schwarze Figur, die über der Türe stand, sah eher wie ein leidender Schornsteinfeger aus. Doch die Sauberkeit, die in dieser Apotheke herrschte, hatte Emich angelockt; es blinkte und blitzte alles, und denselben freundlichen



blitzblanken Eindruck machten auch Herr Roelle, Frau Roelle und Fräulein Rosamunde Roelle. Leider hatte letztere ein sehr verliebtes Gemüt und verschloß sich deshalb regelmäßig in die im „Möhren“ wohnenden Herren. Zuerst war es ein Referendar gewesen, dann ein Assistenzarzt zweiter Klasse und nun der Graf Schöningh. Den liebte sie am heißesten, weil diese Liebe am aussichtslosesten war, und wenn sie am Fenster saß, und er ging vorüber, so griff sie stets nach dem Herzen und seufzte leise.

Emich ahnte von dieser verhaltenen Leidenschaft nichts. Er freute sich über seine hübsche Wohnung und hatte in der ersten Zeit genug zu tun, sie behaglich einzurichten. Auf Rat der Tante Jrmela hatte er sich die nötigen Möbel aus Seeseheim kommen lassen, darunter fast die gesamte Einrichtung aus dem ehemaligen Arbeitszimmer seines Vaters. Es war keine sonderliche Pracht, aber in der Gesamtheit machte es doch einen recht behaglichen Eindruck. Als Emich zum erstenmal diese alten Möbelstücke wieder um sich sah, beschlich ihn ein halb süßes, halb wehmütiges Gefühl von Heimatllichkeit. Er hatte die Einrichtung nach Möglichkeit so aufstellen lassen, wie sie seiner Erinnerung nach im Zimmer seines Vaters gestanden hatte: in der Nähe des Fensters das große Zylinderbureau und darüber das Ölbild seines früh verstorbenen Schwesterchens, ein blaßes Kindergesichtchen zwischen Spitzen und seidenen Kissen. Gegenüber der zweiteilige Schrank aus Mahagoni, der rechts eine Anzahl Gewehre, links ein paar Bücherreihen zeigte — dann das hochlehnige Sofa und um den ovalen Tisch ein paar Sessel, mit dunkelgrünem Leder überzogen — an den Wänden die Bilder der Eltern, einige kolorierte englische Sportbilder, Geweihe und Waffen...

Anfänglich hatte Emich der neue Dienst, den er kennenlernte, viel Freude gemacht. Doch als in den Wochen vor dem Manöver die Anstrengungen sich zu häufen begannen,

trat eine Ermüdung ein. Meist wurde schon zwischen fünf und sechs Uhr früh ausgerückt; auf der sogenannten Klempiner Heide fanden Regimentsexerzitien und Felddienstübungen statt, die oft bis zum Mittag währten. Am Nachmittag folgten sodann noch Instruktions- und Schießstunden und Appelle aller Art. Oberst von Hilbringen, selbst ein passionierter Frontsoldat, nahm die jung ernannten Offiziere besonders scharf heran. Schon nach den ersten vier Wochen war Emich zu den Rekruten kommandiert worden, wo ihm freilich ein älterer Kamerad, Leutnant von Stegemann, zur Seite stand. Er war oft so müde, daß er des Abends gar nicht mehr in das Kasino ging, sondern sich von seinem Burschen ein paar Butterbrote und ein Glas Bier holen ließ, um dann schleunigst sein Bett aufzusuchen. Vor allem ärgerte es ihn, daß er in der Überfülle des praktischen Dienstes sich eine geistige Erholung so gut wie gar nicht gönnen konnte. Er las gern, und die kleine Bibliothek, die er schon als Kadett sich anzulegen begonnen hatte, war sein Stolz. Zu den letzten Erwerbungen gehörten Freytags „Bilder aus der deutschen Vergangenheit“, die der Dichter damals gerade beendet hatte; aber sie standen noch unangerührt im Bücherschrank. Der Dienst nahm jedes Interesse in Anspruch..

Erst nach beendetem Manöver, das mancherlei unterhaltende Abwechslung geboten hatte, kam eine ruhigere Zeit. Sassenhausen, Mac Lewles und Emich waren jetzt viel zusammen, und namentlich für Emich war der vertrautere Verkehr mit Gerald — so hieß der Schotte und so nannten ihn auch seine Freunde — von größter Bedeutung für seine Zukunft. Dieser merkwürdige Mensch hatte die Heimat seines Vaters nie gesehen. Er war auf Helgoland geboren worden, hatte durch seine Mutter eine völlig deutsche Erziehung genossen und sich auch nach dem Tode des Gouverneurs (er ertrank bei Gelegenheit einer stürmischen Bootfahrt) in



Deutschland naturalisieren lassen. Mutter und Sohn hingen in rührender Liebe aneinander. Sie wohnte in Heidelberg mit ihm zusammen, wo Gerald Nationalökonomie und Geschichte studierte, und er wiederum war ohne weiteres bereit, jeden ihrer Wünsche zu erfüllen, sträubte sich auch keinen Augenblick, als sie ihm zu erkennen gab, wie gern sie es als alte Soldatentochter sehen würde, wenn er in die preussische Armee eintreten wollte. Er wußte wohl, daß sie ihn dadurch nur noch enger mit der neuen Heimat zu verschmelzen wünschte, und es lebte auch ein gewisser Stolz in ihm, dem berühmten Heere anzugehören, das erst jüngst wieder im Kampfe gegen Frankreich sich so unverwundlichen Vorbeerrungen hatte. In Klempin und auf den Gütern ringsum erinnerte man der alten Dame sich gern. Sie hatte auch hier ihrem Sohne die Wirtschaft geführt, bis ein rascher Tod die noch Rüstige hinwegraffte. Sie erlag einer Lungenentzündung, der traurigen Folge einer vergnüglichen Schlittensahrt.

Um sich zu zerstreuen, nahm Gerald damals längeren Urlaub zu einer Reise um die Welt. Er schwankte bei seiner Rückkehr, ob er nicht den Dienst völlig quittieren sollte, der ihn doch nicht so bis in das Tiefinnerste hinein ausfüllte, wie er gehofft hatte. Aber da dachte er wieder an die Tote und blieb.

Er war ein stark ausgeprägter Charakter und ein Mensch von Wissen und Bildung. Er beherrschte alle möglichen Sprachen und besaß neben einem klugen, scharf erfassenden Urtheil ein tiefsittliches Empfinden, frei von kleinlichen Vorurtheilen und der Befangenheit der Zeit. Ein Geist wie der seine konnte auf eine so empfängliche Natur wie Emich nicht ohne Einfluß bleiben.

Sassenhausen war ein lieber Freund, ein treuer Kamerad und prächtiger Mensch, doch von ziemlicher Oberflächlichkeit. Ein Glas Sekt mit einem frischen Pflirsich und eine gute Zigarre waren seine Seligkeit; außerdem hatte er eine



Schwärmerei für hübsche Mädchen, doch sie mußten blond sein und zausige Stirnlöcherchen tragen.

Die Tiefgründigkeit Geralds war ihm interessant, glitt aber spurlos an ihm ab. Anders war es bei Emich. Zuerst hatte das Empfinden, dem Freunde an Bedeutung in jeder Beziehung unterlegen zu sein, fast etwas Beschämendes für ihn. Und aus diesem Empfinden heraus entwickelte sich naturgemäß der Wunsch, der starken Eigenart Geralds näher-rücken zu können. Daß dies von heute zu morgen eine Unmöglichkeit, sah Emich selbstverständlich ein. Aber der Wunsch genügte doch schon, einen gewissen Ernst der Lebensauffassung in seine junge Seele zu pflanzen.

In den ersten Monaten war er fast allsonntäglich nach Sizenzig hinüber geritten oder gefahren. Je inniger sich aber sein Freundschaftsverhältnis zu Mac Bewleß ausgestaltete, um so mehr vernachlässigte er die Verwandten. Gerald benutzte die freien Sonntage zur Vollendung eines Werkes über Oliver Cromwell, das er vorlangen Jahren begonnen und zu dem er ein ungeheures Quellenmaterial zusammengetragen hatte. Es machte Emich nun eine große Freude, ihm dabei zur Hand gehen und die im Kadettenkorps in mühseligen Privatstunden erlernten englischen Kenntnisse auffrischen zu können. Gerald hatte eines Tages scherzend gesagt, daß auch sein Französisch zu wünschen übrig lasse, und darüber war Emich so unglücklich, daß er beschloß, sich nach Konversationsstunden umzutun. Es war merkwürdig, wie sich mehr und mehr der Einfluß des Schotten vergrößerte. Das Band, das die beiden verknüpfte, war stärker als Freundschaft; es ähnelte dem kameradschaftlich gewordenen Verhältnis eines liebevollen Lehrers zu einem intelligenten Schüler. Auch etwas wie die Zärtlichkeit eines Vaters zum Sohne und die respektvolle Verehrung eines Sohnes zum Vater mischte sich hinein; und doch war Gerald nur ein Duzend Jahre älter als Emich...

Mitte November war Treibjagd in Stenzig. Das halbe Offiziercorps fuhr hinüber. Emich hatte abgesagt, aber ein Bote aus Stenzig brachte ihm noch am Tage vor der Jagd folgenden Brief:

„Geliebtes Dickerchen! Was soll denn das nun wieder heißen?! Warum kommst Du nicht? Du hast doch sonst niemals eine Jagd versäumt? Hat Dir irgendeiner von uns etwas getan? Der Major sagte neulich einmal, Du hättest Anlage zum Philister und wärst ein Stubenhocker. Das ist mir aber wirklich neu. Tu mir die Liebe und komme morgen her. Der Onkel würde es sehr übel vermerken, wenn Du zu Hause bleibst. Ich habe ihm vorläufig Deine Absage verheimlicht. Ich muß Dich auch einmal sprechen; in Stubbach geht irgend etwas vor. Ruß, mein Dickchen —  
Deine alte Tante J.“

Das J war lang über die ganze Seite ausgezogen — ein graphologischer Beweis dafür, daß die Tante in Erregung geschrieben hatte. Da gab es freilich kein Zögern mehr.

„Schöne Grüße den Herrschaften,“ sagte Emich zu dem wartenden Boten, „und ich würde pünktlich zur Stelle sein.“

Dann kleidete er sich um und ging zu seinem Rittmeister, um sich Urlaub zu erbitten. Das waren nur ein paar Schritte. Vor dem Hause, in dem Graf Enden wohnte, hing eine große goldene Brehel über der Thür. Der Bäckermeister Mitschke ersetzte auch den Portier. Stand er nicht selber in gestickten Morgenschuhen vor der Thür, so saß seine dicke Frau am Fenster und kontrollierte das Straßenleben. Sie sah Schöningh schon kommen und öffnete das kleine Schiebefensterchen oberhalb der Auslage.

„Tag, Frau Mitschke! Der Herr Graf zu Hause?“

„Tag, Erlaucht! J ja wohl, der Herr Graf sind zu Hause. Eben aus der Reitbahn gekommen und haben noch ein paar frische Mohnwecken für die Kleinen mitgenommen. Erlaucht



ist wohl gar keine Mohnwecken mehr? Früher hat der Bursche immer dreie geholt. Oder ist Erlaucht der alten Ritschken am Ende gar untreu geworden?"

Emich beschwor lachend, daß er Mutter Ritschke bis zu seinem seligen Tode die Treue wahren würde, und trat dann in das Haus. Er war erst ein halbes Jahr in Almpin und kannte bereits die ganze Einwohnerschaft. Alles trug hier noch den Stempel einer gewissen patriarchalischen Gemüthlichkeit. Im „Prinz von Preußen“ tagte ein paarmal in der Woche die „Bürger-Ressource“; dort fanden sich zuweilen auch die Offiziere ein, und am Stiftungstage wurde sogar das ganze Offiziercorps geladen. Da saß denn der Bürgermeister neben dem Obersten, und unten am Tische saßen die jüngsten Leutnants, die Fähnriche und Avantageure zwischen den Kommiss aus der Buchhandlung, dem Provisor aus der Apotheke, dem Stadtschreiber und dem langen Sohn des Konditors Fliederborn, der dem Herrn Papa zur Hand zu gehen pflegte, wenn man nach der Reitstunde schnell ein Glas Grog bei Fliederborn trank. Als Schöningh in die Ressource eingeführt wurde, begrüßte ihn ein kleiner Mann mit großer Nase besonders lebhaft und freute sich, ihn kennenzulernen: das war der Schneidermeister Wiesel, dem Emich am Tage vorher ein paar Hosen zur Reparatur zugesandt hatte. Der Kastengeist fand keine Anhänger in Almpin. Nur Herr von Blohne hielt sich geßtänntlich zurück und wurde am Stiftungsfeste der Ressource regelmäßig krank...

Als Emich bei seinem Rittmeister vorgelassen wurde, fand er den Grafen bei einer merkwürdigen Beschäftigung. Enten lag der Länge nach auf dem Teppich ausgestreckt, und ihm gegenüber lag seine kleine, dralle und rosige Frau. Beide hatten einen Münchener Bilderbogen vor sich und tuschten ihn an, während rechts und links davon ein zweijähriges Mädchen und ein dreijähriger Junge saßen und



ganz still, aber mit großen Augen das werdende Wunderwerk betrachteten,

„Grüß Sie Gott, liebster Schöningh,“ sagte Enden. „Schnallen Sie den Faltasch ab und legen Sie sich zu uns! ... Halt da — treten Sie mir nicht in das Karmesin! Ach so, Sie wollten bloß meiner Frau die Hand küssen! ... Mieke, du darfst jetzt nicht aufstehen! Wenn wir die Seeschlacht bei Abukir nicht fertig kriegen, heult Fritz wieder. Schöningh, ich sage Ihnen, so ein Junge war noch gar nicht da! Was der für ein malerisches Talent hat — es ist fabelhaft! Alles will er beßert haben — und geschieht's nicht auf der Stelle, so heult er. Ein ganzer Charakter. Meine Frau meint, er wird einmal ein Phidias werden...“

„Apelles,“ korrigierte die kleine Gräfin lachend; „Phidias war ein Bildhauer.“

„Also Apelles. Übrigens ist das schon so lange her, daß man bequem eine Verwechslung begehen kann. Kinder, nun malt alleine weiter; ich habe eine dienstliche Meldung in Empfang zu nehmen.“

Aber das war Fritz, dem Maler, wie auch seinem Schwesterchen Hilde höchst gleichgültig. Sie erhoben ein großes Geschrei, als der Papa aufstehen wollte. Die Gräfin wurde verlegen, schämte sich der Unart ihrer Kinder und wollte das Fräulein rufen. Doch Schöningh kam ihr zuvor. Er kniete bereits gleichfalls am Boden und tuschte mit. Während er mit dem Pinsel blaue Bogen malte, brachte er sein Anliegen vor.

„Herr Rittmeister, ich möchte gehorsamst für morgen um Jagdurlaub gebeten haben,“ sagte er. „Es steht nur Stiefelappell im Dienstbuch...“

„Aber versetzt sich,“ erwiderte Graf Enden und tuschte dem Admiral Nelson eine rote Nase. „Nach Stenzig — nicht wahr? Ich fahr' auch hinüber — meine Frau kommt nach.“

„Ich bin ganz erstaunt, daß diesmal Damen zum Diner geladen sind,“ bemerkte die Gräfin. „Otto, du mußt mehr Wasser in die Farbe nehmen; was hat denn dein Admiral für ein Gesicht bekommen?!“

„Wenn ich mir eine Ansicht gestatten darf,“ sagte Emich, „so möchte ich untertänigst behaupten, daß der Admiral zu viel getrunken hat. Und auch sein Säbel sieht merkwürdig rot aus.“

„Das ist Blut, Schöningh.“ Enden fuhr mit dem Pinsel noch einmal über das Schwert des Seehelden. „So, nun tropft die Klinge ordentlich!... Mieke, jetzt schmeiß’ die Kinder ’raus! Ich kann nicht mehr. Mir tut der Rücken weh... Frize, nicht geheult! Hilde, wisch dir deine Farbenpfötchen nicht an der reinen Schürze ab! Frize, laß die Pinsel liegen! Hilde, du sollst die Finger nicht in die Tasche stippen! Seesee, was hat man an den Kindern zu erziehen! Raus mit euch! Wo steckt denn Fräulein Marie?!“

„Sie kommt ja schon,“ sagte die Gräfin begütigend. Fritz, der Maler, verzog bereits wieder das Mäulchen, und auch Hilde machte ein sehr unglückliches Gesicht...

Graf Enden hatte die Tochter eines bürgerlichen Gutsbesizers aus der Nachbarschaft geheiratet. Man spöttelte viel über die „Schlichtheit seines Gemüths“; und in der That, der Rittmeister war keine Leuchte. Aber er war ein liebenswürdiger Kavaliere und ein unendlich gutmüthiger Mensch. Emich verkehrte gern bei ihm. Das Endensche Familienleben stand im strikten Gegensatz zu dem Hause Blohme. Dort frisch quellende Natur und hier steifödes Gradehalten, das jede freie Bewegung verbot.

Es war noch eine halbe Stunde Zeit bis zum Mittagessen. Emich wollte Sassenhausen abholen, sprach aber vorher noch einmal bei Gerald vor. Mac Beweß bewohnte ein kleines villenartiges Häuschen, das etwas hinter die Straßenfront

zurückgebaut war und einen hübschen Garten hatte. Die beiden Kasanien vor der niedrigen Treppe, die zur Haustür führte, hatten ihr Laub noch nicht völlig abgeschüttelt, aber bei jedem Windstoß rauschte und raschelte es von den Bäumen.

Mac Lemleß war am Vormittag dienstfrei gewesen und hatte an seinem Cromwell-Werke gearbeitet. Seine sogenannte Bibliothek war ein merkwürdiger Raum, eine Art Gartensaal mit drei Fenstern, alle Wände mit Büchern tapeziert, die ziemlich ungeordnet auf gewöhnlichen, nicht einmal gestrichenen Regalen aus Tannenholz standen. Die Mitte des Zimmers nahm der Schreibtisch ein: eine mächtige, glatt gehobelte Platte, die auf zwei Bockstützen ruhte. Eine Ecke des großen Raumes war durch einen mehrteiligen Wandschirm vom Ganzen abgetrennt. Hinter dem Schirm stand ein eisernes Feldbett, daneben eine Wanne und ein Waschtisch. Hier schlief Gerald. Er lebte wie ein Lazedämonier. Materielle Bedürfnisse gab es überhaupt nicht für ihn. Es war ihm gleichgültig, was er aß und trank.

„I du Donnerwetter,“ sagte er, als Emich eintrat; Schöningh war der einzige, der unangemeldet vorgelassen wurde. „Ich wate soeben bis an die Knöchel im Blute von Marlston-Moore — da bist du mir eine doppelt willkommene Abwechslung. Setz dich, my boy!“

Er selber war aufgestanden: ein Riese, riesig gewachsen, mit breiten Schultern, großen Händen und Füßen. Und seltsam genug wie die ganze Erscheinung war auch sein Anzug. Er trug weislederne Reithosen und nichts an den Füßen. Barfußlaufen war seine Passion, doch er frönte ihr nur in der Einsamkeit seiner Bibliothek. Um den Oberkörper hatte er ein schottisches Plaid geschlungen.

Aber man vergaß das Rärrische dieses Aufzugs, wenn man Gerald in das Gesicht schaute. Es war nicht schön, etwas zu frisch von Farben und mit Sommerprossen übersät. Doch



die Stirne stolz, frei und edel, von schlichtem, rotblondem Haar umrahmt, und darunter ein paar leuchtende Augen — herrliche Augen, grün und tief wie die stillen Seen zwischen den Bergen Schottlands, gut und klug. Diese Augen beherrschten das Gesicht, beherrschten das ganze Äußere.

„Du verzeihst,“ fuhr Gerald fort und deutete auf sein Kostüm. „Am liebsten säß' ich nackt bei der Arbeit. Mir ist immer heiß. Aber ich respektiere das neunzehnte Jahrhundert und die Ehre von Alepin... Was führt dich her? Nur der Wunsch eines Guten-Tags oder Wichtigeres?“

„Wichtigeres, Gerald — wenigstens für mich. Ich habe eine Bitte an dich: Komm morgen mit nach Stenzig.“

„Zur Jagd? Nein, mein Junge, ich jage nicht mehr. Es widert mich an. Ich erzählte dir gelegentlich schon, warum. Es mag albern klingen und hyperempfindsam — es ist mir egal. Und was soll ich in Stenzig ohne Schießprügel und Waidmannslust?“

„Närrische Frage, Gerald. Bist du da in Feindeslager?“

„Gewiß nicht. Aber ich weiß auch nicht, ob ich gern gesehen werde.“

„Dann würde man dich doch nicht einladen!“

„Warum soll man mich kränken? Dazu liegt kein Grund vor. Auch Blohme wird eingeladen und ist wenig beliebt. Nur sagt er nicht ab wie ich.“

Emich schüttelte den Kopf. Es war immer schwer, mit Gerald über die Eigenart seines Empfindens zu streiten. Seine selbständige Innerlichkeit verführte ihn zuweilen zu einer gewissen Schroffheit des Urteils. Doch nun lachte er, da er das verstimmte Gesicht des Freundes sah, und schlug ihm auf die Schulter

„Laß mich bei Cromwell“, sagte er, „und seinen Leuten. Ihr Puritanertum liegt mir zwar nicht, aber es ist doch eine ganz gute Gesellschaft. Du kennst mich ja, Emich. Ich fühle

mich wohler bei meiner Arbeit als bei der Schüsseljagd. Es sind Damen dabei, wie ich höre, und ich habe immer einen schlechten Geschmack auf der Zunge, wenn ich Süßholz raspeln muß."

"Sei ehrlich, Gerald: Du hast etwas gegen Ruth."

Mac Beweß sah Emich scharf in die Augen. Dann wendete er sich achselzuckend ab.

"Aber Gott bewahre," erwiderte er. Und ohne Übergang begann er wieder von seiner Arbeit zu sprechen und zeigte Emich ein Kartonblatt mit einem Gewirr von schwarzen, blauen und roten Strichen. Das war die Stellung der Heere bei Marston-Moore. Nun wußte Emich, daß das Thema Stenzig erledigt war. — —

Es war ein wundervolles Jagdwetter am nächsten Tage. Als Emich zu früher Stunde geweckt wurde, hörte er lautes Hundegebell auf der Straße und sah, an das Fenster tretend, daß die Meute des Regiments ins Freie getrieben wurde. Da hätte er beinahe eine Dummheit gemacht! Er hatte die Jagdeinladung gar nicht weiter durchgelesen, sich sein Gewehr instandsetzen lassen und dem Burschen gesagt, er möchte den Krümperwagen für ihn bestellen. Und nun sah er, daß man in Stenzig eine Heze abhalten wollte, keine Treibjagd, wie er geglaubt hatte. Major von Blohme ritt sogar schon im roten Jagdsrad vorüber; er und die Grafen Enden und Kiepert waren die einzigen Offiziere, die sich einen Jagdsrad gestatteten, aber Kiepert's Rotrod war schon mehr patinagrün: er hatte allzu häufig Bekanntschaft mit dem Schlammwasser in der Strebnitzer Furt gemacht. Infolgedessen roch Graf Kiepert auf den Parforcejagden auch gewöhnlich nach Benzin...

Das Rendezvous fand am sogenannten Jägerhäuschen statt. Das war ein niedliches Blockhaus auf einer Lichtung



im Stenziger Walde, mit einer großen Halle, in der das Frühstück serviert wurde. Nach hinten heraus wohnte ein unverheirateter Förster, den romantisch gesinnte Damen um seine köstliche Walbeinsamkeit beneideten.

Um neun Uhr hatte sich das „rote Feld“ zusammengefunden. Das war in diesem Falle kein ganz zutreffender Ausdruck, denn die Rotröcke waren zu zählen. Die meisten trugen ihre ältesten Koller und Überröcke oder Lodenjoppen zu ihren weißen Uniformbeinkleidern und hohe Stiefel. Tadellos jagdmäßig equipiert war eigentlich nur Herr von Blohme. Auf seine Veranlassung hatte das Regiment auch vor drei Jahren die Meute angeschafft, für deren Unterhalt und Ausbildung er die größte Summe beisteuerte. In seinem flammenden Jagdrock sah er mehr denn je wie der „rote Helfershelfer“ aus. Mit großen Schritten stolzierte er in der Halle umher und musterte die Neuankommenden. Seine scharf geschnittenen Lippen, über denen der rötliche Schnurrbart sich sträubte, zuckten unaufhörlich. Skandal, wie man ausah — die reine Maskerade, aber keine Jagdgesellschaft! Und er beschloß, die Begründung einer Kasse für einheitliche Jagdequipierung des Offizierkorps in Anregung zu bringen ...

Jäger und Diener servierten an langen Tischen das Frühstück. Durch die Fenster quoll helles Sonnengold und streute seine Lichter zwischen das Tannengrün, das die Wände schmückte. Im großen Kamin flackerte und knisterte ein Feuer, denn trotz Sonne und Windstille war es kalt. Die Unterhaltung schwirrte auf und nieder, und draußen kläffte die Meute.

Nach neun Uhr erschienen noch ein paar Gutsbesitzer aus der Umgegend, auch Herr von Niebow — der vierte Rotrock. Dann ratterte ein Wagen vor das Blockhaus: der Jagdherr und neben ihm zu Pferde Komteß Ruth. Sie war nicht die einzige Dame, die die Jagd mitreiten wollte. Auch



Frau von Blohne war in elegantestem Drefß erschienen: eine zierliche kleine Französin mit Kohlenstrichen unter den schwarzen Augen und einer dicken Wuderschicht auf dem hübschen Gesicht...

Man ließ Gulhas und Sherry stehen und erhob sich, Graf Wiegel zu begrüßen. Er war im Pelz; wahrscheinlich sollte ihm Herr von Riebow oder der Major wieder die Leitung der Jagd abnehmen. Aber nein; er bat Schöningh darum, ihn zu vertreten. Das war verständlich, denn Emich war der nächste Verwandte seines Hauses. Herr von Blohne ärgerte sich dennoch darüber. „Scheint mir nicht recht passend zu sein,“ flüsterte er dem Obersten zu, der in seinem alten Flauschrock wie ein Knecht Ruprecht aussah. „Finden der Herr Oberst nicht auch? Schöningh ist unser jüngster Leutnant...“ „Aber der Nefse Wiegels,“ antwortete Hildringen, der mit dem Major stets auf dem Kriegsfuße stand; „vielleicht macht er seine Sache grade so aut wie Sie, lieber Herr von Blohne...“

Graf Riepert war Master. Sassenhausen meinte, bei ihm brauche man nur dem Benzingerruch zu folgen. Dann ging es los. Emich war etwas in Aufregung. Er wußte noch nicht so recht Bescheid. Aber Ruth hielt sich an seiner Seite und gab ihm die Stichworte. Ein feister Damhirsch war ausgelegt worden. Die Piköre bliesen, und da sie ungeübt waren, so gab es ein wahrhaft höllisches Konzert, das in den Ohren der Jäger jedoch lockend und lieblich klang. Und fort brausete die wilde Jagd...

Es war keine Parforcehege wie im grünen England zur Zeit der Hunting-Season oder in Pommern und Mecklenburg oder im Königlichen Grunewald bei Berlin: Bei aller „Korrektheit“ hatte Graf Wiegel das doch noch nicht fertig gebracht. Es ging ein bißchen wild und regellos zu, und das kupertete Gelände erschwerte die Jagd sehr. Aber den Jägern machte

das wenig. Hier unten im märkisch-schlesischen Winkel war man nicht allzu verwöhnt; man hatte vier Beine unter sich und die Sonne schien: das war die Hauptsache.

Ja, die Sonne schien und herrlich war es in den Tiefen des Waldes, in dem das flüchtende Tier Schutz gesucht hatte. Der Tau schillerte noch in den rostigen Gräsern, und das bunte Laub deckte über Weg und Steg seine farbigen Teppiche... Allen voran war Frau von Blohme, eine feste Reiterin, wagemutig und firm im Sattel und immer mit den schwarzen Augen kokette Blicke verschießend. Herr von Niebow hielt sich, solange es anging, neben Ruth. Aber er ermüdete bald; als das Terrain sumpfig und unbequem wurde, stoppte er. Jetzt schoß Sassenhausen vor. Auf diesen Augenblick hatte er nur gewartet. Er war seit heute früh seinen blonden Idealen untreu geworden; es gab doch auch schwarze Bottelköpfschen, die entzückend waren!...

Emich hielt sich brav. Er war bald hier, bald da und zeigte sogar dem Major von Blohme untertänigst eine Schneise im Walde, durch die er in kürzester Linie nach der Strebnitzer Furt kommen konnte, von der aus das Geläut der Meute ertönte. Aber auch Blohme parierte plötzlich seinen Gaul und ließ ihn in Schritt fallen.

„Da unten ist's mir zu feucht,“ meinte er. „Bleiben Sie ein bißchen an meiner Seite, Schöningh — ich möchte mal ein paar Worte mit Ihnen sprechen!“

Emich fuhr mit der Hand an die Mütze. Das klang ja wie ein diensliches Kommando. Er drängte sein Pferd an den starcknochigen Rappen Blohmes heran.

„Herr Major befehlen?“

„Ne — nicht befehlen, Schöningh. Wop ein paar Worte im Vertrauen. Sie haben sich da in letzter Zeit ziemlich eng an Mac Dewleß attachiert, kommen häufig mit ihm zusammen — nicht wahr?“

„Zu befehlen ja, Herr Major — Mac Lewlesß ist mir ein lieber Freund.“

„Dagegen läßt sich nichts sagen. Trotzdem — einen Ratsschlag, Schöningh. Ich möchte, daß Sie einmal ein besserer Soldat würden als Mac Lewlesß. Das Studieren und Über-den-Büchern-sitzen hat bei einem Gelehrten seine Berechtigung. Aber Sie sind zum Teufel kein Federfuchser, sondern Soldat. Und haben doch zunächst als Soldat noch eine ganze Menge zu lernen. Nicht war, Schöningh?“

„Das hab' ich gewiß, Herr Major. Aber verzeihen Herr Major: Ich glaube, daß ich auch als Soldat bisher meine Schuldigkeit getan habe.“

Wohme brannte sich eine Zigarette an.

„So urteilt allerdings auch Ihr Rittmeister,“ antwortete er. „Aber seine Pflicht zu tun, genügt nicht immer. Nein, genügt nicht immer. Auch Mac Lewlesß tut seine Pflicht und ist doch nur ein recht mittelmäßiger Soldat. Ich will Ihnen etwas sagen, lieber Graf Schöningh. Entweder man ist ein ganzer Soldat, ist's mit Leib und Seele, oder man läßt's überhaupt sein. Zwitterwesen sind nirgends gut. Wollen Sie sich späterhin einmal zur Akademie vorbereiten, dann ist es schon anders. Vorläufig müssen Sie erst den praktischen Frontdienst aus dem Gasseff kennenlernen . . . Und dann noch eins, Schöningh. Ziehen Sie sich zugunsten eines einzelnen nicht allzusehr von den übrigen Kameraden zurück! Kommen Sie des Abends öfters in das Kasino! Seien Sie fröhlich mit den andern — Herrgott, Sie sind ja doch noch ein blutjunger Mensch! Hauen Sie einmal über die Deichsel — was schadet's?! . . .“

Und dann warf er seine Zigarette in die Luft und fügte noch hinzu: „Verstanden, Schöningh?“

Emich blieb nichts weiter übrig, als abermals an die Mütze zu greifen und zu erwidern:



„Zu befehlen, Herr Major!“ ...

Blohme nickte und setzte seinen Rappen von neuem in Galopp. Bald war man wieder hinter der Meute, die einen unglücklichen Hasen aufgestöbert und sich verbellt hatte. Master und Piköre jagten um sie herum, fluchten, schimpften und wetterten und suchten sie auf die rechte Fährte zu lenken. Es war ein greulicher Spektakel, in den Emich hineingeriet. Und er fluchte, schimpfte und wetterte mit, und dabei zuckte unaufhörlich die Frage durch sein Hirn: Wenn der Major nun recht hatte? wenn er wirklich nicht zum Soldaten taugte?...

Im Gestrüpp unweit der Strebnitzer Furt stürzte der Master. Sassenhausen und Enden gerieten vor der sich im Dickicht des Unterholzes wälzenden Masse in das Gedränge. Ihre Gäule scheuten und wollten ausbrechen. Auch Sassenhausen und Enden kamen zu Fall; die herrenlosen Pferde jagten in den Wald hinein. Plötzlich erscholl ganz in der Nähe die Wasseransfäre. Der Hirsch hatte sich in Todesangsten in den kleinen See am Strebnitzer Forsthaus gestürzt. Frau von Blohme raste wie eine Wahnsinnige heran — ein gellender Aufschrei — da lag auch sie schon am Boden, und ihr Schimmel streckte alle vier Beine in die Luft. Aber dem Aufschrei folgte ein helles und lustiges Lachen; die Majorin stand sofort wieder auf den Füßen — in mattgrauen Trikot und lackledernen Stulpenstiefeln: ihr ganzer Jagdrock war ihr im Sturze von den Hüften gerissen worden. Zu gleicher Zeit klang das Halali durch den Wald. Emich hatte den Hirsch gedeckt — der Oberst und zehn andere waren hinter ihm — wie toll stürmte die Meute herbei, und schließlich gab der Oberst, vom Gaul springend und in der Pose des Fechters von Ravenna, den Fang ...

Die Jagd, die sich bis gegen zwei Uhr hingezogen hatte, war beendet. Und es war gut, daß sie nicht länger währte, denn der Himmel hatte sich inzwischen bedeckt und es begann

leise zu rieseln. Trotzdem wurde vorschriftsmäßig Märee geblasen und der Bruch verteilt. Dann ging es langsam zurück nach Stenzig.

Sassenhausen und Frau von Blohme mußten auf einen Leiterwagen klettern; ihre Pferde waren noch nicht eingefangen worden. Aber die Majorin amüsierte sich sichtlich darüber; sie hatte sich mit ihrem zerrissenen Rocke drapiert, so gut es anging, und kokettierte mit Saß. Blohme wütete heimlich; seiner steifen Grandezza widerstrebten die burschikosen Märee gründlich, die seine Gattin zuweilen zur Schau trug. Allerdings zuweilen nur — nämlich stets, wenn sie sich durch Morphinum angeregt hatte. Dann ließ sie die Würde der Herzogin von Candagne fallen und ähnelte mehr einer Grisette aus dem Quartier latin...

Das Geriesel wurde auf dem Rückwege zu strömender Flut. Man schonte die müdegehekten Pferde nicht, um baldigst unter Dach und Fach zu kommen. Herr von Niebow hielt sich wieder dicht neben Ruth und hatte ihr seinen Gummimantel um die Schultern gehängt. Am Parkeingang gab Emich seinem Goldfuchs die Sporen: er wollte der erste auf der Rampe sein.

Unter dem Portal stand schon die Tante und hielt einen Regenschirm schräg vor sich, um dem sprühenden Guß zu wehren.

„Tag, Dickerchen!“ rief sie Emich entgegen. „Gut, daß du da bist, Jungel! Es ist Besuch für dich eingetroffen. Rat einmal, wer!“

„Ja, wer?! Tantchen, auf Rätsel und Rösselsprünge versteh' ich mich schlecht!“ Er sprang vom Pferde und warf die Zügel dem Reitknecht zu. „Gut abreiben, Friß, und erst in einer halben Stunde füttern!... Tantchen, wer? Spann' mich nicht auf die Folter!“



Gräfin Armela schob ihren Regenschirm zur Seite und klappte ihn zu. Und da tauchte hinter der Seidenhülle ein braunes Gesicht auf, ein lachendes, wohlbekanntes Gesicht mit dunkeln, lebhaften Augen und zierlich gespigtem Schnurrbärtchen auf der Oberlippe.

„Beresco!“ schrie Emich. Und dann fielen sich die Freunde in die Arme.

6

Regen und Sturm rasten gewaltig. Im Park tanzten und wirbelten die Blätter durch die Luft; das trockene Geäst knackte und krachte, und der kleine stille Weiher peitschte sein grünes Wasser weit über den Uferrand. Um so behaglicher war es im Schlosse. Die geladenen Regimentsdamen waren in drei großen geschlossenen Kutschen aus Klempin herübergekommen; die Jagdgäste, die ihre Koffer mit dem Krümpewagen vorangeschickt, hatten ihre Anzüge gewechselt — man sah nur noch blaue Koller, Fracks und seidene Roben. Frau von Blohne allein hatte sich zurückgezogen. Sie hatte ganz plötzlich ihr „heulendes Glend“ bekommen, wie Graf Kiepert sich respektlos ausdrückte, einen ihrer hysterischen Anfälle, die gewöhnlich damit begannen, daß sie ihrem Gatten in französischer Sprache die schmähslichsten Beschimpfungen in das Gesicht schleuderte. Sie war in das Boudoir der Gräfin Armela geschafft worden, hatte um eine Flasche Champagner gebeten und schief nun deren Wirkung aus, während der Major, hochaufatmend in dem Bewußtsein, ein paar Stunden Ruhe zu haben, zur Gesellschaft zurückkehrte...

Gespeist wurde im großen Saale, einer schönen, hochgewölbten Halle, die den Hauptteil des ältesten Schloßbaues einnahm und erst vor kurzem restauriert worden war — einem mächtigen Raume, dessen Strebepfeiler Rüstzeug und Waffen schmückten und dessen tiefe Fensternischen, in denen Tische



und Bänke aus schwerem Eichenholz standen, zu traulicher Zwiesprache einluden.

Graf Wiegel benutzte die Jagdgelegenheit, praktisch, wie er immer war, sich zugleich eines Theiles seiner gesellschaftlichen Verpflichtungen zu entledigen. So war denn das Essen vornehm und reichhaltig und erinnerte eigentlich nur in der Wahl der Suppe — Erbsenpuree mit Schweinsohren — an das sonst übliche Weidmannsmahl. Auch erschienen Jäger und Diener bei dem Servieren in großer Gala, erstere mit silbernen Bandelieren und Hirschfängergürteln, letztere in Fangschnüren und Kniehosen; Franz, der erste Kammerdiener, aber stand als Haushofmeister in der Mitte des Saales und gab mit stummen Gebärden seine Anweisungen. Es war wieder einmal alles außerordentlich korrekt . .

Eine ganze Anzahl jüngerer Herren mußte sich ohne Damen behelfen. Auch Emich — und er war glücklich darüber. Er saß neben Beresco, der auf der andern Seite Sassenhausen zum Nachbarn hatte. Das hatte die Gräfin so angeordnet, weil sie sich denken konnte, daß sich die drei Kadettenkorpskameraden tausend und eins zu erzählen haben würden. Und so war es auch. Von der Suppe an wurde Beresco von rechts und links mit Fragen bestürmt.

„Nur chronologisch, Kinder,“ sagte er, „und erst ein Glas Portwein. Seit drei Tagen lebe ich in beständiger Hezjagd. Also denkt euch: Die Revolution ist da! Unten bei uns, meine ich — in Äthrien. Es hat diesmal länger gedauert, als wir alle geglaubt haben, aber nun ist sie da — und vor ein paar Tagen erhielt ich von meinem Papa ein Telegramm: ‚Abschied einreichen, herkommen, brauchen dich!‘ . . .“

„Siehst du,“ fiel Sassenhausen ein, „was hab’ ich dir damals gesagt — weißt du, als wir bei Hiller den Ericoccio tranken? Das Wort hab’ ich nicht mehr vergessen, obwohl es mir immer noch ein bißchen schwer von der Runae will.“

„Wär' auch eine tödliche Beleidigung, Saß; den Ericoccio oergißt man nicht... Ja, eine Hezjagd war es. Ich mußte selber zu Majestät, ach, und wie lieb und gütig war der alte Herr! Er hat mir die Backen gestreichelt und mich vorläufig nur à la suite stellen lassen; wenn die Geschichte unten in Ordnung wär', meinte er, würde ich vielleicht doch wiederkommen. Aber ich glaube, diesmal wird nicht allzu leicht Ordnung zu schaffen sein. Habt ihr die Anfangsstadien des Kriegs zwischen Rußland und der Türkei verfolgt?“

„Versteht sich,“ erwiderte Emich; „schon aus Interesse für dich und Syrien.“

„Na also. Es wird einen Heidenspektakel geben, Kinder. Rumänien hat sich bereits auf die Seite Rußlands gestellt; der Fürst von Serbien ist vom Sultan abgesetzt worden, sitzt aber trotzdem noch immer auf seinem Thronchen. In Thessalien, Mazedonien und Kreta gärt es gewaltig, und bei uns in Syrien organisiert ein russischer Fürst auf ~~in~~ die Miliz... Unter uns: Der allzu enge Anschluß an Rußland ist nicht nach meinem Geschmack. Der Zar steckt uns eines Tages in die Tasche und ist damit einen Schritt weiter nach Konstantinopel vorgerückt. Das Beste wäre, man gäbe uns einen preussischen Prinzen als Regenten, wie den Rumänen. Und nun schenk' mir ein Glas Rotzpon ein, Emich! Gott, ist das eine Hezjagd!...“

Zwischen jedem Gange nahm er seine Erzählung wieder auf. Schon bei Beginn des Russisch-Türkischen Feldzuges hatte eine Militärreute Midhat-Pascha, den Gouverneur von Syrien, aus der Landeshauptstadt Garica vertrieben. Der Ministerrat hatte den alten Marquis Beresco für die Zeit des Provisoriums zum Regenten erwählt, und Beresco hatte nichts Eiligeres zu tun gehabt, als — zum wievielten Male innerhalb der letzten fünfzig Jahre!? — Syrien, das bisher als Vilajet der Türkei verwaltet wurde, für selbständig zu



erklären. Daß er Rückhalt an Rußland suchte, war nach Lage der Dinge nur natürlich; und die Russen ließen sich auch nicht weiter nötigen — binnen kurzem waren sie die Herren im Lande. An den Grenzen und in den Bergen aber wütete trotz der russischen Besetzung noch ein erbitterter Kampf; da hatten sich die landeingesessenen Mohammedaner empört, und es kam zu grausamen Mezeleien . . . „Kurzum, liebste Freunde,“ schloß Beresco, „der ganze Balkan steht wieder einmal in Flammen. Fragt mich nicht, was das Ende sein wird — ich weiß es nicht. Ich weiß nur das eine: Auch Rußland wird uns nicht glücklich machen. Ihr könnt euch denken, mit welcher Sehnsucht es mich nach der Heimat zieht. Aber euch mußst' ich noch Gebewohl sagen. Und da setzt' ich mich denn auf die Bahn und fuhr schnurstracks nach Kempten. Natürlich wart ihr nicht zu Hause — und da ich morgen früh weiter will, nahm ich mir einen Wagen und segelte euch nach. Proßt, Emich — proßt, Saß! Wer weiß, ob wir uns noch einmal wiedersehen! . . .“

Man stieß an — auf das Wohl Berescos und auf Illyrien. Die ritterliche, leicht exotische Erscheinung Berescos (er war in Zivil) und die Abberufung des jungen Illyriers in die sturmumdrängte Heimat hatten in der Gesellschaft ein gewisses Aufsehen erregt. Besonders die Damen fanden Maffeo höchst interessant. Gräfin Imela suchte ihrer Gewohnheit gemäß nach irgendwelchen verwandtschaftlichen Anknüpfungspunkten und war sehr bekümmert, daß sie keine solche fand. Wo lag denn Illyrien? Gott, war das weit! Und plötzlich fiel ihr ein, daß sie Emich ja noch etwas sehr Wichtiges mitzuteilen hatte. Das ließ ihr keine Ruhe; es war schrecklich, wie lange sich heute die Tafelzettel hinzog! . . .

Ja — es währte ziemlich lange. Die Unterhaltung wurde immer angeregter. Der Graf war auch diesmal mit seinen vortrefflichen Weinen nicht sparsam gewesen. Oberst von



Hilbringen hatte sich hinter einem Leobville verschanzt, dessen treibende Kraft ihm das gutmütige Gesicht braunrot färbte. In den Köpfen der jüngern Herrn entzündete der Mumm allerhand Funken des Übermuts. Auch Ruth war lebhaft, fast ausgelassen. Sie saß ziemlich weit oben am Tisch, zwischen dem unvermeidlichen Herrn von Riechow und dem Landrat von Dost. Einmal traf sich ihr Blick mit dem Emichs. Da hob sie ihr Sektglas und grüßte zu ihm hinüber. Und lächerlich — das Blut schoß ihm in die Wangen, als er zurückgrüßte und seinen Kelch leerte! Warum errötete er denn?! Es war zum Verzweifeln, daß er so gar nicht Herr seiner Empfindungen zu werden vermochte!...

Die Jagdtoaste waren vorüber, auch den Damen hatte Graf Encken ein paar zierliche Worte geweiht. Zwischen Käse und Dessert schlug Graf Wiegel noch einmal an sein Glas. Ermela schaute ein wenig besorgt zu ihm hinüber; August hatte doch schon geredet? Und nun noch einmal? Ruth machte neugierige Augen, aber etwas besorgt war auch sie. Wenn der Papa ins Reden kam, wurde er leicht dozierend, und das wirkte wie Bromwasser auf die Umgebung.

Das Klirren der Teller, Messer und Gläser verstummte. Auf den Fußspitzen schlichen die Diener umher. Und nun erhob sich Wiegel, strich über seine wallenden Favoris, machte „hm, hm“, stützte sich mit den Handknöcheln auf den Tisch und begann:

„Nur noch ein paar Worte. Wir haben heute zum ersten Male das Vergnügen und die Ehre, einen Gast unter uns zu sehen, den wir am liebsten hier behalten würden, den uns aber die Vaterlandspflicht“ — dies Wort mit starker Betonung gesprochen — „in wenigen Stunden wieder entführen wird. Was wissen wir von Syhrien? Was kümmert es uns, wenn weit unten in der Türkei die Völker miteinander hadern und streiten? Gewiß nicht viel, denn unsre Grenzen sind nicht

bedroht und unsre Interessen werden durch die Kämpfe im Balkan nicht berührt. Aber der liebe Gast, den wir heute an dieser Stelle begrüßen können, bringt uns Syrien unwillkürlich näher, weckt allerhand persönliche Empfindungen und rückt gewissermaßen die weite Ferne in unsern Gesichtskreis . . .“

Kleine Pause; Wiegel fand diese Wendung so schön, daß er sie nachwirken lassen wollte . . .

„Hm — hm — ich glaube behaupten zu dürfen, daß die Vaterlandsliebe“ — wieder mit stärkerer Betonung —, „wo wir sie auch aufflammen sehen, in jeder Seele etwas von dem ihr entströmenden göttlichen Fluidum entzündet — entzündet . . . Und deshalb werden Sie, meine Damen und Herren, hoff’ ich, mir bestimmen, wenn ich Herrn von Beresco in dem Augenblicke da er im Begriffe steht, seinem bedrängten Vaterland zu Hilfe zu eilen, von ganzem Herzen ein weithin tönendes ‚Glückauf‘ zurufe. Mein lieber Marquis — auf Ihr Wohl! Herr von Beresco lebe hoch!“

Das Hoch scholl einstimmig durch den Saal. Oberst von Hilbringen brüllte, als stehe er auf dem Exerzierplatz; der Landrat von Dost winkte mit beiden Händen über den Tisch, und die jüngern Offiziere umdrängten, die Gläser in der Hand, Beresco, der die Rechte auf die Brust gelegt, sich immer wieder verneigte und dabei fortgesetzt seine Weinleider mit Sekt begoß. Durch allen Lärm aber hörte man abermals ein helles, schrilles Klingeln und dann die sonore Stimme des Herrn von Riebow, eine Stimme, so schön und melodios, kraftvoll und eindrucksfähig, daß sie gar nicht zu der Erscheinung dieses Mannes zu passen schien:

„Noch einen Nachtrag, meine Herrschaften, zu den trefflichen Worten unsres lieben Grafen Wiegel! . . .“ Es wurde wieder still; die Leutnants schlichen auf ihre Plätze. Ruth hatte sich im Stuhl zurückgelehnt und ließ ihren Blick seitwärts und



langsam über die Gestalt des Sprechenden schweifen. Es lag etwas eigentümlich Forschendes und Musterndes in diesem Blick... Herr von Niebow fuhr fort: „Graf Wiegeler hat betont, daß die Vaterlandsliebe den Marquis Beresco aus unsrer Armee, aus unsrer Mitte in seine Heimat zurückruft. Doch nicht die Sorge um das Vaterland allein. Höher noch als das Vaterland steht uns unser Kreuz! Und seit Jahrhunderten wird in Syrien, das seine Patriarchen schon auf das Konzil zu Nicäa schickte, das Kreuz des Christentums durch Staub und Schmutz gezogen. So hat Herr von Beresco noch eine höhere Mission zu vollziehen. Herr von Beresco, helfen Sie daheim auch das Kreuz wieder auf seine Höhe tragen und Gott wird mit Ihnen und mit Syrien sein!...“

Er verneigte sich vor Beresco, leerte seinen Kelch und setzte sich nieder. Es war ein etwas peinlicher Augenblick. Der Wein spukte in allen Köpfen. Man wußte nicht recht, sollte man nochmals Hoch rufen oder vielleicht besser Bravo oder ganz still sein. Und da blieb man denn still. Herr von Hildringen murmelte „*Je* du *Donnerwetter*“ und machte sich wieder an seinen Leoville, und der nervöse Landrat wisperte seinem Nachbar zu: „Ich frag’ Sie, paßt das hierher, bester Rittmeister? Paßt das hierher, frag’ ich Sie? Ich sage nein, das paßt nicht hierher — das paßt absolut nicht hierher — das paßt sich überhaupt nicht!“ — Und dann schnitt er eine Birne an und schnitt sich vor Aufregung in den Finger...

Auch Beresco war etwas in Verlegenheit. Einen Moment zögerte er, ob er zu Herrn von Niebow gehen und ihm die Hand drücken sollte. Aber er begnügte sich schließlich mit einer Erwiderung der Verneigung Niebows vom Plaze aus, allerdings sehr höflich und mit Verbindlichkeit...

Während in den Salons Kaffee und Liköre gereicht wurden, fand Gräfin Imela Zeit, Emich in eine Fensternische zu nehmen.



„Diderchen, es scheint, als sollt' ich dich heut gar nicht mal allein genießen,“ sagte sie. „Aber ich freu' mich, daß daß du frisch und gesund bist — und braun gebrannt bist du wie ein Indianerhäuptling!... Was hast du, erbarm' dich, zu der Predigt von Niebow gesagt?! Frag' ich 'n Menschen, Diderchen, war das denn grade bei einem Jagddiner notwendig, wo die meisten schon ein bißel angeräuchert sind?! Ich bin wahrhaftig auch eine gute Christin, aber ich mache kein Wesen davon und vor allen Dingen renommire ich ich nicht damit. Aber der Rottauer mit seiner Seelenfängerei möchte uns am liebsten allsamt zu seiner ‚Christlichen Wissenschaft‘ bekehren — und alle Ärzte todschlagen — und was weiß ich. Wenn in Rottau mal einer krank ist, wird nicht zum Doktor geschickt; — Gott bewahr' mich, da versammelt man sich um das Krankenbett und singt Hymnen, und das soll dann den armen Leuten helfen, auch wenn sie schon auf dem Tode liegen. Nee, da mach' ich nicht mit. Für so 'nen Aberglauben bin ich nicht zu haben... Diderchen, weißt du nicht, was ich dir noch sagen wollte?“

„Ach, Tanten, wenn ich Gedanken lesen könnte! Aber rede nur weiter, was dir grade in den Sinn kommt — vielleicht findet sich darunter auch das, was du sagen wolltest. Wie gefällt dir denn der kleine Beresco?“

„Ausgezeichnet — so hab' ich mir immer einen Hidalgo gedacht. Siehst du — nun hab' ich es auch — Syrien und Rußland hat mich darauf gebracht. Also denke dir: Dein Vetter Leopold, Onkel Ferdinands Zweiter, tritt in russische Dienste! In russische Dienste, Diderchen!“

Emich war sehr erstaunt.

„Aber um aller Welt willen, warum denn das, Tante?!“

Die Gräfin zog die Achseln hoch, so daß der Lützenorden und das Rote Kreuz und die Medaille für öffentliche Wohltätigkeit an ihrer linken Schulter leise klirrten.

„Ja, du lieber Gott, Onkel Ferdinand muß doch immer etwas Ausgefallenes haben,“ erwiderte sie. „Du weißt ja, daß der Großfürst Fedor Konstantin der Pate von Leo ist, und der hat immer ein besonderes Interesse an dem Jungen genommen. Nun denk’ ich mir, daß er da in Petersburg irgendeine kleine Prinzessin haben wird, die er später mal mit dem Leo verheiraten möchte — verstehst du, und da wird er den Leo in seiner Nähe haben und ihn sich sozusagen heranziehen wollen . . . Warte mal — ist das nicht der Bob da draußen? . . .“

Sie wies aus dem Fenster, dessen Scheiben noch immer von Feuchtigkeit triefen, obwohl der Regen nachgelassen hatte, und sich auch schon die Sterne am Himmel zeigten. Auf der Rampe hielt im Lichtschein der beiden Laternen vor dem Portal Bob auf dem Chargenpferde Emichs. Bob war seit kurzem der Bursche Emichs; das war ein liebenswürdiges Zugeständnis des Obersten von Hildringen, denn Bob hatte sein Rekrutenjahr noch nicht hinter sich.

Emich hatte sich mit einem Wort der Entschuldigung von der Gräfin freigemacht und war vor das Portal geeilt. Bob stand in strammer Haltung, die rechte Hand an der Kandare, neben dem Kopfe des Pferdes; in der Linken hielt er ein Telegramm.

„Erlaucht verzeihen, es ist eine Depesche angekommen,“ meldete er. „Und da glaubte ich, sie könne wichtig sein. Und da hab’ ich mir den Peter gesattelt und bin hierhergeritten.“

„Recht so! . . .“ Emich riß das Telegramm auf. Es brachte eine Überraschung; es kam aus Stubbach und lautete:

„Muß dich in dringlicher Familienangelegenheit sprechen und bitte umgehend um deinen Besuch. Die Bettern arüßen mit mir. Ferdinand.“

Emich schüttelte den Kopf. Was war nun das wieder?! Handelte es sich um den Eintritt des Prinzen Leopold in die

russische Armee, von dem ihm die Tante erzählt hatte? Und was brauchte man dazu seine Stimme? . . . Immerhin -- Fürst Ferdinand war der Chef des Hauses; da mußte man gehorchen. Er ließ Bob abjatteln und suchte den Grafen Wiegel auf, dem er das Telegramm zeigte

Wiegel lachte ein wenig mokant.

„Ferdinand scheint einen Staatsstreich vorzuhaben,“ meinte er. „Er macht gern aus einer Mücke einen Elefanten. Aber sei's, wie es sei: Handelt es sich in der That um Familiensachen, so ist es korrekt von ihm, daß er auch dich zu Räte zieht. Sprich gleich mit dem Obersten und erbitte dir ein paar Tage Urlaub.“

„Ich hatte die Absicht, die Reise nach Stubbach mit einem Besuch in Seesenheim zu verbinden. Hältst du das nicht auch für praktisch, Onkel?“

„Aber gewiß, Emich. Du fährst nur fünf Stunden von Stubbach nach Seesenheim. Und vielleicht ist's ganz gut, wenn du dich in Seesenheim gar nicht anmeldest. Über-  
rumple die Leute! . . . Und hör' mal, Emich, bei dieser Gelegenheit noch eins -- da wir grade einmal allein sind: Ich freu' mich von Herzen darüber, daß du dich beim Regiment so gut machst. Dein Oberst, dein Rittmeister und deine Kameraden, alle singen dein Loblied. Nur Blohme hat ein paar Kleinigkeiten an dir auszusetzen. Ich bin nicht ganz seiner Meinung. Aber in einer Beziehung doch. Du bist mit Mac Lewleß sehr befreundet. Ich weiß nicht, ob das gut tut. Notabene, ich unterschätze Mac Lewleß gewiß nicht. Aber es ist doch fraglich, ob ihr zusammenpaßt. Und dann -- ich muß dir noch etwas sagen. Vor zwei Jahren hat Mac Lewleß um Ruth's Hand angehalten --“

Emich fuhr zurück.

„Um Ruth --?“



„Ja — scht, nicht so laut, Emich — Blohne hält immer die Ohren gespißt . . . Wir sind uns allesamt einig darüber geworden, nicht mehr über diese Geschichte zu sprechen. Mac Bewleß hat sich damals nicht völlig korrekt benommen. Ich mußte ihm — selbstverständlich — die Hand Ruths verweigern. Ruth war noch ein halbes Kind — und dann paßte mir auch, wie soll ich sagen, das ganze staatsbürgerliche Verhältnis deines Freundes nicht. Nun ja, er ist naturalisiert, er ist preußischer Offizier — alles gut und schön —, aber wenn wir mal mit den Vettern jenseits des Kanals Krafel bekommen sollten, kannst du beschwören, daß sein Herz dann nicht ein bißchen nach der andern Seite neigt?“

„Er ist mit Leib und Seele Deutscher, Onkel.“

„Na ja — na ja doch — immerhin . . . Auch seine materiellen Verhältnisse sind unsicher — und dann sein Wesen . . . ist er Soldat oder Gelehrter — man wird nicht so recht klug aus ihm — also kurzum, es sagte mir mancherlei nicht zu — durchaus nicht. Ich dankte. Und da geriet er in einen unbeschreiblichen Zustand, stürzte in den Park und wollte sich erschießen. Die Kugel traf ihn in die rechte Schulter. Ein Unglück beim Scheibenschießen wurde vorgeführt. Er genas gottlob rasch, bat uns alle um Verzeihung — er habe sich in nervöser Überreizung befunden und so weiter — und ließ sich nicht wieder sehen. Der Form wegen habe ich ihn noch verschiedentlich eingeladen — er sagte stets ab, und das erwartete ich auch . . . Ich muß dir das alles erzählen, Emich, obwohl wir das Geschehnis aus naheliegenden Gründen geheimgehalten wissen wollen. Ich bitte auch dich, darüber zu schweigen. Zur Beurteilung deines Freundes mag es für dich immerhin von Wichtigkeit sein. Finalement: ich halte Mac Bewleß für eine reich begabte, aber im letzten Grunde doch recht unglückliche Natur. Er weiß nicht, was er will. Er steht wohl auch nicht auf dem rechten Plage.“

Emich hatte sinnend den Kopf gesenkt. Nun kannte er den Grund, der Gerals von Stenzig fernhielt. Nun glaubte er auch manche versteckte Andeutung, manche Eigeniümlichkeit im Wesen des Freundes besser verstehen zu können, und ein heißes Mitgefühl strömte durch sein Herz. Er reichte Wiegel die Hand.

„Sei bedankt, Onkel,“ sagte er, „daß du mir reinen Wein eingeschenkt hast. Ich sehe jetzt vieles in anderm Lichte. Gewiß ist Gerald kein Alltagsmensch — und grade deshalb habe ich ihn so lieb. Und ist er wirklich die unglückselige Natur, für die du ihn hältst, so bedarf er mehr als je meiner Freundschaft. Willst du mich darum tadeln? . . .“

Wiegel strich über seine wallenden Bärte und über die Hah-  
nentolle. Sein Auge ruhte sehr ernst auf Emich. Dann nickte er.

„Tu nach deinem Gefallen, Emich, und handle nach deinem Herzen... Da steht Hildringen; trag' ihm deine Meldung vor!...“

Der Oberst plauderte mit dem Landrat, eine riesige Up-  
man in der Linken und ein Glas Hennessy in der Rechten. Er lachte bröhnend; Herr von Dest hatte ihm soeben eine kleine Schlüpfrigkeit erzählt. Und er lachte noch immer, als Emich bereits sein Urlaubsgesuch vorgetragen hatte.

„Das ist köstlich, Landrat!“ stöhnte er mit seinem mächtigen Bierbaß; „also wahr und wahrhaftig — im — in was denn, Schöningh? — Nach Stubbach? — Nun natürlich, wenn Enden nichts dagegen hat! Aber es ist jetzt ja nicht viel zu tun. Wissen Sie, Herr von Dest, da habe ich einmal in Hannover, als ich zur Reitschule kommandiert war —“

Und er beglückte Dest durch eine zweite saftige Geschichte. . . . Auch Graf Enden gab Emich den gewünschten Urlaub. Einzelne Wagen fuhren bereits vor. Maffeo Beresco hatte sich von den Gastgebern verabschiedet; ein Landauer Wiegels sollte ihn bis Krugdorf bringen — er wollte noch am Abend nach Berlin zurück, um am nächsten Morgen die Reise nach Syrien anzutreten.



Im Gartenzimmer umdrängten ihn die Freunde und ein paar andre, rasch mit ihm vertraut gewordene jüngere Offiziere. Die Thür zum Portal stand offen; in Stößen fuhr der Wind in das Gemach und ließ die Lichter der Diener aufflackern. Von draußen hörte man das Stampfen der Pferde auf dem Pflaster der Rampe.

Emich und Saß umarmten Beresco.

„Junge, ich möchte mit,“ sagte Sassenhausen, „bei Gott, ich möchte mit! Mich lockt der Krieg. Ruffst du mich, so komm' ich. Da unten ist's sicher viel tausendmal amüsanter als hier — äh, ist das ein Leben!“

Emich war weniger redselig. Der andre ging in den Krieg, und auch die türkischen Kugeln trafen! . . . „Alles Gute, Maffeo! Und Dank für deinen Besuch! Und, so Gott will, auf ein fröhliches Wiedersehen! . . .“

Als Emich in den ersten Salon zurückkehrte, um sich gleichfalls zu empfehlen, fand er auch Frau von Blohme vor. Sie hatte die Morphiumstimulanz und den Champagnerausschlag ausgeschlafen und war wieder die Herzogin, tat, als ob gar nichts Verwunderliches geschehen sei, und nahm die Verbeugung Emichs mit königlicher Würde entgegen, um sich dann an ihren wie ein Kammerdiener neben ihr stehenden Gatten zu wenden: „Commande la voiture, Egon. Nous voulons rentrer; je suis un peu fatiguée . . .“

Emich und Sassenhausen fuhren gemeinsam nach Alempin zurück. Saß war anfänglich noch sehr redselig, schwatzte unaufhörlich von Ruth und Beresco, erzählte von seinen sich unheimlich mehrenden Gläubigern und erklärte dann plötzlich, er sei hundemüde. Er drückte sich tiefer in die Wagensecke und begann auch bald geräuschvoll zu schnarchen.

Das war Emich recht. Er war wenig in der Stimmung, das halbtrunkene Gefasel Sassenhausens anzuhören: ihn



beschäftigte noch immer das, was ihm Graf Wiegel erzählt hatte. Daß sich auch Gerald den bestrickenden Reizen Ruths nicht hatte entziehen können, weckte ein seltsames Empfinden in seiner Brust. Fast war es etwas wie Eifersucht — nach beiden Seiten hin Eifersucht, die gleich töricht war: das sagte er sich selbst. Was mußte Gerald bei der Tiefe seines Wesens und der Stärke seines Gefühls gelitten haben! Und nie hatte er davon gesprochen — dieser seltsame Mensch verschloß jeden Schmerz in der eigenen Brust.

Ein leiser Regen trommelte wieder auf das Verdeck der Kutsche und rieselte in dicken Tropfen die Fensterscheiben hinab. Ratterndes Geräusch und das regellose Hin- und Herschwanken des Wagens waren die ersten Anzeichen dafür, daß man das Pflaster Melpins unter sich hatte.

Man fuhr durch die Stenziger Straße. Durch das Dunkel der Gasse leuchteten nur die hellgelben Flecke, die aus der Villa Mac Dewleß über das Pflaster fielen. An einem der Fenster des Arbeitszimmers sah man auch eine dunkle Gestalt, einen gegen die Scheiben sich drückenden Männerkopf — Gerald war noch wach.

Emich rief dem Kutscher ein Halt zu. Sassenhausen fuhr in die Höhe.

„He — was?! — Emich — sind wir schon zu Hause? Sind wir schon in Melpin?“

„Ja, Saß. Du fährst ein paar Schritt weiter. Ich steige aus, weil ich noch Gerald Adieu sagen will. Servus, Saß — und sei nicht allzu unvernünftig, bis ich wieder heimgekehrt bin!...“

Er sprang aus dem Wagen, trat an das Fenster, hinter dem er Gerald sah, und klopfte leise an. Mac Dewleß mußte ihn sofort erkannt haben, denn er nickte und verschwand sodann. Eine Minute später öffnete er selber die Haustür.

„Guten Abend, Gerald — ich sah noch Licht bei dir —“

„Grüß Gott, Emich,“ fiel Mac Lewleß ein. „Die Puritaner haben mich länger festgehalten als nötig war. Tritt ein und steck dir noch eine Nachtzigarre an.“

Er führte den Freund in sein Arbeitszimmer, holte die Zigarren und setzte sich ihm gegenüber.

„Also wie war's in Stenzig?“ fragte er. „Hattet ihr gute Jagd? Und wie geht es den Wiegels?“

Er fragte nicht im besonderen nach Ruth, aber Emich merkte wohl, daß ihr Name auf seinen Lippen schwebte. Und unwillkürlich begann Schöningh auch von ihr zu sprechen, stockte sodann und wurde ein wenig verlegen.

Ein prüfender Blick Geralds glitt über das Gesicht des Freundes.

„Emich,“ sagte Mac Lewleß leise. Und plötzlich sprang er auf. Es zuckte über sein Gesicht.

„Man hat dir erzählt,“ stieß er hervor, „von meiner —“, und nun sank seine Stimme — „von meiner verunglückten Werbung — von damals?“

Schöningh nickte. „Reg' dich nicht auf, Gerald. Der Onkel selbst sprach mir davon. Grade mir konnte er es nicht verheimlichen. Wozu auch? Bin ich denn nicht dein Freund?“

Aber er erschraf doch, als er sah, daß das Gesicht Geralds aschfarben geworden war. Ein schmerzlicher Zug grub sich zwischen Nase und Mundwinkel. Und dann stahl eine Träne sich über seine Wange.

Hastig fuhr seine Hand über die Augen. „Ich will nicht heulen,“ sagte er rauh. „Aber siehst du, Emich, so bin ich. Packt's mich einmal, dann auch tiefinnerst. Dann gleich mit Zyllopfenfausten. Zwei Dinge kann ich nie vergessen: den Tod meiner Mutter — und jene Stunde...“

Emich griff nach den Händen des Freundes.

„Gerald,“ rief er, „ich sah zum ersten Male dich weinen. Und nun weiß ich, wie du gelitten hast.“

Mit einem Ruck des Kopfes richtete Mac Lewleß sich auf.

„Schon vorbei,“ sagte er. „Der köstliche alte Hippel hat recht: Vom Glück ist dem Weisen nur zu träumen erlaubt; das Unglück zu ertragen, ist Pflicht. Und ich will meine Pflicht tun. Laß uns ruhig über Ruth sprechen; ich bin wieder gefeit. War der Grund dafür, daß Graf Wiegel dich in das Vertrauen zog, vielleicht ihre bevorstehende Verlobung?“

„Nein, Gerald. Ruth wartet noch immer auf den Rechten. Wer wird es sein? Ich verstehe sie nicht. Oder vielleicht doch: Sie ist reich und unabhängig — so wartet sie denn auf den, der ihr gefällt. Und auch in bezug auf die Neigungen des Herzens läßt sich über den Geschmack nicht streiten.“

„Gewiß nicht. Und Ruth besitzt Selbstbewußtsein genug, sich nicht nur ihr Glück zu schaffen, sondern auch ihr Glücksempfinden ausleben zu lassen. Doch grade Leute mit starker Gefühlsfähigkeit täuschen sich zuweilen. Täuschen sich über das, was ihnen Ausgleich dünkt zwischen Herz und Welt. Vielleicht ging ich selbst mit meiner Leidenschaft in der Irre — vielleicht. Ich weiß es nicht. Ich wollte damals sterben — das war eine Feigheit. Aber lassen wir die Vergangenheit. Du willst fort, Emich?“

Schöningh bejahte; er hatte sich erhoben. Er erzählte von dem Telegramm aus Stubbach und der bevorstehenden Reise. Mac Lewleß hatte seine Ruhe vollkommen wiedergewonnen. Sein Gesicht zeigte den alten, abgeklärten Ausdruck; er lächelte sogar, wenn auch etwas müde, und sagte ein harmloses Scherzwort über den Fürsten Ferdinand, der seinen Zweitgeborenen auf die Weide nach Rußland schickte, so wie man ehemals die jungen deutschen Prinzen auf die „Kavaliertour“ nach Paris sandte . . .

Als Emich mit schwerem Herzen nach Hause ging, sah er vor der Wohnung des Obersten einen Wagen halten. Auch Hilbringen war nach Klempin zurückgekehrt. Trotz der späten



Stunde und des schlechten Wetters empfingen ihn seine drei Krausköpfe vor der Haustür, in Capuchons, Plaids und Mäntel gewickelt, die kleine Ma sogar in dem Waterproof ihres Vaters, dessen grüner Kragen ihr weit über die Ohren reichte. Sie wollten die Jagdbeute haben; Richern und unterdrücktes Lachen scholl über die Straße, dazwischen der gutmütig klingende Baß G. Dringens.

„Kinder, nun laßt's gut sein! Ich bin mordsmäßig müde!“

„Väterchen, nicht mal einen Hasen?“

„Aber, Mi, es war ja eine Heze auf Damwild!“

„Väterchen, Damwild hätt's auch getan; ich wollte dir deine Jagdbeute als Sonntagsbraten vorsetzen!“

„Brat' mir 'n Storch, Mi, aber die Beine recht knusprig!“

„Väterchen, die Stenziger Jagd sollte das Loch in unsrer Wirtschaftsküche füllen helfen!“

„Ma, ich schenk' dir einen Taler extra, wenn du mich jetzt zu Bette gehen läßt!“

„Väterchen, erst den Taler“ — — und das Lachen und Richern begann von neuem.

Gmich drückte sich dicht an den Schatten der Häuser. Dies fröhliche Glück, das alle tausend Sorgen des Obersten zu seinen Füßen niederwarf, fiel wie Sonnenschein in sein Herz. Und es tröstete ihn auch über die Zukunft Geralds. Wirklich — ganz unglücklich kann niemand sein. Oder doch nur der, dem nichts mehr zu hoffen und zu — fürchten bleibt...

7

Über Nacht war scharfe Kälte eingetreten, und als Gmich im Eisenbahnkupee saß, begann es sogar zu schneien, so dicht und anhaltend, daß die Landschaft binnen zwei Stunden in schillerndes Weiß gehüllt war.

Schon von Stenzig aus hatte sich Emich telegraphisch für heute in Stubbach angemeldet. Nun lehnte er in seinem Caffiz, rauchte eine Zigarre und schaute in den tanzenden Schnee, der sich an den Fenstern aufhäufte und an den Scheiben langsam zerfloß.

Emich hatte den Rat Wiegels befolgt und reiste in Uniform. Es war eine langweilige Reise. Den Vorzug des Kurierdienstes kannte man in dieser Gegend noch nicht. Trägeslich sich der Zug durch das weiße Land, alle zehn Minuten anhaltend, um einem Bäuerlein oder Aderbürger Gelegenheit zu geben, von dem Triumphe des neunzehnten Jahrhunderts Gebrauch machen zu können. Hier im Bergland schien es bereits völlig Winter geworden zu sein. In ihrem flimmernden Kleide machte die Gegend einen befremdlichen Eindruck auf Emich; es waren freilich zwölf Jahre her, seit er als lustiges Bübchen einmal mit seinem Vater nach Stubbach gereist war. Allgemach aber wachte, als er so aus dem Fenster schaute, doch eine Erinnerung nach der andern in ihm auf. Der Zug verlangsamte sein schläfriges Tempo noch mehr; es ging bergauf durch einen gewaltigen Forst von Weihnachtsbäumen, die das Abendrot umglühte, und dann mit metallischem Klängen über eine kühn gespannte eiserne Brücke, unter der ein brausender Sturzbach seine Wasser über Felsgestein und Schiefergeröll schüttete. Das war die Stubbachklamm — und durch den Einschnitt, den sie im Walde bildete, sah man auch in der Ferne die Trümmer der alten Burg, auf jenem seltsam geformten Bergkegel, den man den „Keil“ nannte, und auf dem die Wiege des Geschlechts Schöningh gestanden hatte. Das hier war die wirkliche Heimat Emichs! Im Hochwald, der die Hänge des „Keil“ umbuschte, ragten noch alte Eichen empor, die vielleicht hätten davon erzählen können, wie man vor vielen, vielen hundert Jahren auf dieser Höhe den ersten Stein gelegt hatte, über dem die Burg



himmelwärts strebte. Denn die Grafen von Schöningh waren reiche und mächtige Herren gewesen, und mochte man auch an der Überlieferung zweifeln, die da besagte, daß einer der Schöninghs nahe daran gewesen sei, die Krone des alten römischen Reichs zu erringen — gewiß war es, daß ihre Stimmen bei der Wahl der Herrscher schwer in die Wagschale zu fallen pflegten . . . All das war vorüber: die Burg zerfallen; Brombeergesträuch, Ginster und wilder Flieder wuchsen im Hofe, und ein undurchdringliches Efeugespinnst umklammerte mit tausend Fäden das letzte Mauerwerk. Unten im Tale war das Städtchen entstanden, und da hatten sich die Nachkommen Heribrand des Stolzen, der in der Chronik als erster nachweisbarer Ahn des Geschlechts galt, eine neue Feste erbaut: Stubbachfeste ward sie genannt, der Stadt zu Ehren, die lange Zeit eine Enklave im Schöninghschen Gebiet gebildet hatte, bis laut Vertrag vom Jahre 1638 ihre unter seltsamen Umständen bewilligten Sonderrechte aufgehoben wurden. Von dieser Zeit ab waren die Schöninghs auch Grafen zu Stubbach und wurden späterhin zu Reichsfürsten erhoben. Aber es war, als habe man ihnen mit dem Geschenk der Fürstenkrone auch etwas sehr Stolztes genommen: das Gefühl der Unabhängigkeit. Von der Rheinbundszeit ab wurden die Fürsten aus dem Hause Schöningh zu Fürstendienern . . .

Nun umbrauste der Zug das Rundtal, in dem das Städtchen lag, wie im Winterschlafe ruhend, überragt von seiner Feste, die sich auf kleiner Anhöhe vor seinen Toren erhob: ein Komplex kastenähnlicher Bauten, aus dem ein schlanker, schön gegliederter Uhrturm aufragte, wie der Kampanile eines italienischen Kirchenmonstrums.

Auf dem Bahnhofsperron stand der Inspektor in seiner besten Uniform und neuesten Mütze. Ein paar Gepäcsträger breiteten einen Teppichläufer aus und schoben eine transportable



Treppe an den Zug. Seine Durchlaucht empfingen Besuch; der Leibjäger hatte ihn angemeldet, und da war es selbstverständlich, daß man alle möglichen Umstände machte.

Emich war auf einen so feierlichen Empfang nicht vorbereitet. Er dachte unwillkürlich an seine letzte Kadettensfahrt dritter Klasse zurück, als man ihm die kleine Treppe zur Erleichterung des Aussteigens bis an das Kupee heranschob. Zu gleicher Zeit sprangen ein Groom und ein schnurbärtiger Jäger herzu, um ihm das Handgepäck abzunehmen, und ein sehr eleganter Herr näherte sich ihm, den blanken Zylinderhut in der Hand, mit tiefer Verbeugung und sagte:

„Habe die Ehre, Erlaucht. Graf Callomeo, Hofchef Seiner Durchlaucht . . .“

Emich reichte dem Grafen die Hand. Er war wirklich etwas verwirrt. Bei seiner einfachen Erziehung war ihm das Zeremonielle dieses Empfangs fast peinlich. Der gräßliche Herr mit dem fremd klingenden Namen ging mit geneigtem Rücken neben ihm her und machte ein ehrerbietiges Gesicht. Der Stationsvorsteher klappte die Absätze zusammen und grüßte militärisch; alles Menschliche auf dem Perron zog Hüte und Mützen — aller Rücken wurden krumm.

Hinter dem Bahnhof hielt eine Troika. Die drei Kappen waren reich aufgeschirrt, warfen die zierlichen Köpfe hin und her, scharrtten mit den Hufen im Schnee und klingelten leise mit ihrem Silbergeläut. Unbeweglich, die Arme mit den straff gezogenen Zügeln weit vorgestreckt, thronte der in russischer Tracht steckende Kutscher auf dem Gefährt. Ein Gepäckschlitten hielt hinter der Troika.

In sausendem Fluge ging es durch das Städtchen, über dessen altertümliche Häuser mit ihren Erkern und überhängenden Dächern und ihrem Schnörkelwerk langsam die Dämmerung herabsank.

Graf Callomeo saß Emich gegenüber, gebückt und anfänglich ziemlich schweigsam, mit nicht nachlassender Ehrfurcht. Nur zuweilen wies er nach rechts und links und gab kurze Erklärungen ab.

„Das Schulgebäude, Erlaucht... Der Markt... Der Brunnen, Erlaucht, mit dem Standbild Heribrands des Stolzen... Die neue Gasanstalt... Das Tuchmacherhaus...“

Emich mußte nicht recht, wie er sich diesem Grafen gegenüber verhalten sollte. Auf ein paar scherzhaft hingeworfene Bemerkungen antwortete der Hofchef nicht; der Respekt vor dem Gaste Seiner Durchlaucht mochte ihm das verbieten. So begnügte sich Emich denn, mit dem Kopfe zu nicken und ein paarmal zu sagen: „Sehr interessant!...“

„Die Stubbachveste, Erlaucht!“

Man fuhr durch ein schmales und sehr tiefes Thor. Graf Callomeo wies gradeaus. Von dieser Seite präsentierte sich das alte Schloß ungleich vorteilhafter als von der Höhe gesehen. Es wirkte durch die Riesenhaftigkeit seiner Formen und der umliegenden Baulichkeiten. Die Schöninghs hatten der kleinen Stadt einen Kolosß auf den Nacken gesetzt.

Graf Callomeo erklärte weiter.

„Links der Marstall, Erlaucht. Gegenüber die Communs... Den Pavillon mit dem Kupfertürmchen liebten Ihre Durchlaucht, die verstorbene Frau Fürstin, Eurer Erlaucht durchlauchtigste Frau Tante, ganz besonders und geruhten dort zu öfterem ihre Teegesellschaften zu geben. Auch Emanuel Geibel war einmal dort. Der Querbau rechts, Erlaucht, ist die Bibliothek. Viele Inkunabeln und ein reichhaltiges Archiv. Auch Handschriften berühmter Männer. Auch eine Waffensammlung mit der Rüstung Heribrand des Stolzen —“

„Sehr interessant, Herr Graf!“

„Und eine Kollektion seltener Gläser, Erlaucht. Aus einem hat Wallenstein getrunken. Das verwitterte Standbild auf

dem Rondell — belieben Euer Durchlaucht ein wenig nach links zu blicken — wurde 1723 dem Kanzler Rüttgers gesetzt, der damals Staatsminister von Stubbach war. Bekanntlich stammte Rüttgers aus der Familie eines Schuhmachermeisters, hat es jedoch durch eisernen Fleiß und seltene Begabung zu dieser einflußreichen Stellung gebracht. Als er geadelt wurde, bat er selbst darum, ihm als sprechendes Symbol einen stilisierten Stiefel in das Wappen zu geben. Er war der Erfinder der Fenstersteuer im Reiche. Es wurde damals nämlich zu viel gebaut.“

„Sehr interessant,“ sagte Emich. Graf Callomeo sprach erläuternd weiter. Emich hatte ihm anfänglich etwas schärfer in die Augen geschaut, weil er glaubte, der Graf wolle ironisch werden. Aber sicher dachte der Graf gar nicht daran. Sein Gesicht zeigte unverändert immer den gleichen unterwürfigen Ausdruck, während die Hand hierhin und dorthin wies und die schmalen Lippen die Chronik von Stubbach preisgaben...

Gott sei Dank klingelte das Dreigespann bald auf die Schloßrampe, auf der die unvermeidlichen Fanfarenbläser aus Sandstein standen, Schneeperücken auf ihren Häupten, Schnee auf Armen und Händen und auf den gewaltigen Walddhörnern, die sie, zu ewiger Lautlosigkeit verdammt, an die Lippen setzten.

Ein ganzer Schwarm von Bedienten sprang vor die Thür — ein Haushofmeister und zwei Herren in schwarzen Überrocken erschienen dahinter. Graf Callomeo war auch hier der Erklärer.

„Erlaucht gestatten gnädigst: Kammerherr von Berkamp — Oberstallmeister Baron Rürhoff...“ Und auf einen dritten, soeben erscheinenden Herrn weisend, der mit seinem viereckigen Kopf und der vierschrotigen Figur wie ein großer Rußnacker ausah: „Major Biegeleben, Kabinettschef Seiner Durchlaucht...“



Nun reckte sich Emich. Es war ersichtlich: der Dñfel wollte ihm mit dem ganzen Aufwand seines kleinen Hofstaats imponieren. Und deshalb tat Emich so, als imponiere ihm gar nichts. Er wurde herablassend und schritt grüßend die Treppe hinauf. Graf Callomeo, der Kammerherr und der Oberstallmeister gaben den Vortritt; der Rabinettsschef schritt hinterher. Auf allen Podesten standen Lakaien; ein Huissier riß plötzlich mit erschreckender Heftigkeit eine Thür auf — eine ganze Fülle von Licht strömte Emich entgegen, und dann hörte er die Stimme des Fürsten Ferdinand:

„Mein lieberter Vetter und Nefse, ich freue mich, dich in meinem Lande und meinem Hause begrüßen zu können . . .“

Es war ein Empfang streng nach den Regeln der Etikette. Emich fand kaum Zeit, zu sich selbst zu kommen. Er war froh darüber, daß er seinen blauen Koller mit hatte, denn fast unmittelbar nach seiner Ankunft fand ein Diner zu sechzig Gedecken im kleinen Bankettsaal statt. Alles, was einladungsfähig in Stadt und Umkreis war, hatte man zusammengetrommelt: bis zum Referendar am Gericht und zum Obersteuerkontrollleur und dem ersten Kassenrendanten der fürstlichen Domänenverwaltung. Und die meisten trugen stubbachsche Orden: den schwarzen Greifen mit beiden Klauen, mit einer Klaue und mit dem Ringe im Schnabel sowie die verschiedenen Medaillen des Fürstentums, die mit „Für Verdienst und Treue“ endeten . . . Emich lächelte nicht bei diesem kleinstaatlichen Prunkbankett, sondern wahrte die Würde; wahrte sie selbst, als einer der Lakaien beim Servieren des Spargels so heftig gegen die Fracklappe des Oberbürgermeisters stieß, daß dessen schwarzer Greif mit einer Klaue sich löste und klirrend in die Schüssel fiel. Wahrte sie sogar, als er sehen mußte, daß der tödlich verlegene Oberbürgermeister den Orden mit höchsteigenen Fingern wieder zwischen den Spargeln herausholte und an der Serviette abwischte . . .

Es war ein prunkvolles Festmahl: es glitzte, blitzte und flimmerte von Silber und Gold und schönem altem Kristall. Aber es gab dürftig zu essen, und es gab schlechte Weine. Der Fürst war sparsam. Trotzdem führte er häufig, bevor er trank, sein Glas an die Nase, als wolle er den Duft der Blume einsaugen, die gar nicht da war. Auch der Champagner war nicht kalt genug, doch gab er dafür um so mehr Schaum von sich, der die Gläser rasch verbrauchend füllte, wie eine lockere Illusion die Seele...

Alles das ging vorüber: das Bankett, der darauffolgende Cercle und die Verabschiedung der Gäste. Graf Callomeo blieb bis zuletzt; dann empfahl auch er sich, mit tiefer Neigung und einer Gebärde, die auszudrücken schien, man möge es ihm nicht übelnehmen, daß er noch immer am Leben sei.

Nun war die Familie allein: der Fürst, die Prinzen Heinrich und Leopold und Emich. Und wie mit einem Zauber-  
schlage änderte sich auch das Wesen des Fürsten.

„So, mein Junge,“ sagte er und schlug Emich auf die Schulter, „jetzt wollen wir noch ein gemütliches Stündchen verplaudern! Sollst auch schmecken, daß mein Keller noch einen besseren Tropfen beherbergt, als ich ihn zu den Hof-  
festen zu opfern pflege!... Unter uns, Emich, von der ganzen Gesellschaft versteht höchstens der Oberforstrat etwas vom Wein — und der sauft mir zu viel... Leo und Heinz, bringt den Better in die Kemenate der Heiligen Rodogunde und schickt mir den Wassermann herauf! Ich habe noch fünf Minuten in meinem Kabinett zu tun und komme dann nach.“

Die beiden Prinzen saßen Emich mit lustigem Lachen rechts und links unter den Arm und stürmten mit ihm davon. Es waren zwei prächtige Jünglinge, etwas schwächling für ihr Alter, aber mit intelligenten Gesichtern und von lebhaftem Temperament. Sie hatten beide bis vor kurzem in Heidelberg studiert, und nun sollte der Erbprinz bei den Garde-Mann-



eintreten, während Leopold von dem Großfürsten Fedor Konstantin mit Beschlag belegt worden war.

„Emich, was siehst du stattlich aus!“ rief Heinrich. „Zeig mal, tragt ihr silberne Knöpfe?!... Denke dir, ich wär' für mein Leben gern bei den Gardekürassieren eingetreten — ich finde die Uniform tausendmal hübscher als die der Manen! Aber Waldegg hat abgeraten — der Baumesel! Was hat sich der Waldegg um unsre Angelegenheiten zu kümmern!“

„Emich, wie gefällt es dir denn bei uns?“ fiel Leopold fragend ein. „Ein bißel steif — was? Aber das macht nix. Im Gegentheil — Papa ist immer doppelt so aufgeräumt, wenn er mal wieder ein Diner hinter sich hat. Hat dich Callomeo auch mit gehöriger Ehrfurcht empfangen?“

„Ja wohl,“ entgegnete Emich. „Und was weiß der Mann alles! Von jedweder Sehenswürdigkeit Stubbachs konnte er mir eine schöne Beschreibung geben; und sprach wie gedruckt. Wo habt ihr den Mann her? Er klingt so fremdländisch an.“

Die Prinzen lachten. Heinrich faßte Emich an einen Knopf seines Rollers.

„Sag's nicht weiter, Emich. Er heißt eigentlich Krause und stammt aus Lützenwalde. Sein Vater war Holzhändler oder so etwas Ähnliches und ungeheuer reich. Der Sohn hat viel gelernt, aber die Hofkaprice. Es gibt ja solche Leute. Und da hat er sich in San Marino zum Duca di Gamba bei Callomei machen lassen. Das kann man da, wenn man bezahlt. Und schließlich hat er hier auf seine Kosten das neue Schulgebäude bauen lassen und eine konservative Zeitung gegründet. Da wurde er dann Hofchef bei Papa. Aber bloß als Graf Callomeo. Duca ging doch nicht gut. Das hiesige Oppositionsblatt hat neulich sowieso einmal einen Artikel gegen ihn gebracht mit der gemeinen Überschrift: „Quatsch nicht, Krause.“ Ist das nicht scheußlich?“



„Scheußlich, Heinz. Dieser Graf Krause — Graf Camillo wollte ich sagen — Graf Camarillo — also heiße er, wie er wolle — scheint mir jedenfalls ein vollendeter Hofmann geworden zu sein. Den Holzplatz merkt man ihm nicht mehr an.“

„Um aller Welt willen, Emich, mach' keine Witze über ihn! Papa schätzt ihn sehr. Aber wie gesagt, er leidet am Hofpippz. O du mein Je, hätt ich sein Geld —“

„Oder ich,“ meinte Emich. „Vettern, ihr habt gut reden! Hält euch der Papa auch wirklich ein bißchen knapp — ihr wißt doch, daß ihr immer einen Goldbarren im Hintergrunde habt! Der Leo nun noch einen russischen extra. Aber du lieber Gott, ich!? Wenn mir mal ein Pferd über den Haufen stürzt, weiß ich nicht, wo ich ein zweites hernehmen soll . . . Aber, Leo, jetzt mal heraus mit der Sprache! Du — da hat man neulich im Hof- und Regimentstheater zu Klempin ein Stück gespielt, das hieß ‚Wie denken Sie über Rußland?‘. So möcht' ich dich auch fragen.“

Prinz Leopold wurde plötzlich ernst und seufzte ganz leise auf.

„Ach Gott, Emich,“ sagte er, „das ist gar nicht zum Spaß. Wenn ich an Rußland denke, fällt mir nicht immer gleich Raviar ein. Es ist so weit und eine verdamnte Gegend. Und — — aber ich darf nicht darüber sprechen, eh dich nicht der Papa ‚offiziös‘ informiert hat, um mit Callomeos Zeitartikeln zu sprechen. Ich sage dir bloß, ich wollte, ich wäre an Heinzens Stelle. Die Garde-Manen und Berlin bieten angenehmere Ausichten als die Poltowa-Reiter und Garica.“

„Und was?“ fragte Emich. Da trat Fürst Ferdinand ein, und hinter ihm Bassermann, sein alter Kammerdiener, ein Muster von Kammerdiener: weiß, glatt, rosig, lautlos und milde. Bassermann trug einen silbernen Kübel in den Händen, und aus dem Kübel ragten ein paar geladte Flaschenhälse

herbor. Ein zweiter Diener folgte mit einem Tablett, auf dem vier Römer standen.

„In die Kemenate,“ sagte der Fürst, und Bassermann öffnete die Thür zu dem geheimnißvollen Raum. Es war aber nichts Geheimnißvolles weiter daran als der Name. Auf der Stelle der Stubbachfeste hatte ehemals ein Kloster gestanden, von einer heiligen Dame namens Rodogunde oder Rodogundis begründet, und man sagte, deren Schlafzelle hätte ungefähr der Örtlichkeit entsprochen, die seit zwei Jahrhunderten und darüber „Kemenate der heiligen Rodogunde“ hieß. Aber das Zimmer glich längst nicht mehr der Klosterzelle einer frommen Büßerin. Es war ein sehr behaglicher Raum mit tiefdunkel, fast schwarz gewordener Tafelung, mächtigen Fensternischen und einem wahrhaft ungeheuren Kamin, dessen gemauerter Mantel fast bis zur Decke reichte. In ganz besonderem Gegensatz zu der Bezeichnung des Gemachs standen jedenfalls die Duzende absonderlicher Trinkgefäße, die das Gesimse schmückten — Gläser und Humpen aus feinstem Kristall, Silber und Gold, Porzellan und Steingut, mit farbiger Bemalung, Biselierung und Inkrustierung, mit Wappenschmuck, Devisen auf flatternden Bändern, Dedikationen und anderen Inschriften, Rankenwerk, Fabelwesen und Landschaftsbildern — und dazwischen allerhand Trinkhörner, kleine und zierliche und wahrhaft furchterweckende, von einer Größe, wie sie nur dem Durst eines Rodensteiners entsprechen konnten. Die Kemenate der heiligen Rodogunde war also zu einem Trinkstübel geworden; doch ein köstlicher Raum, um sich in Gemütsruhe und Behaglichkeit an einem Glase trefflichen Weins zu erlezen, war es schon.

Diesen Odem der Behaglichkeit spürte auch — doppelt nach dem steifleinenen Diner — Emich, als er in einem der großen, bequemen, ledernen Sessel vor flackerndem Kaminfeuer



saß und den Schnee gegen die Fensterscheiben wehen hörte. Ihm und Bettern hatten neben ihm Platz genommen; zwischen ihnen stand ein Tischchen mit dem Weinkühler, und der edle Jobanisberger funkelte in den hohen Römern, während der Duft der Zigarren durch das Zimmer zog. Nur eine einzige Wandampel brannte in einer Ecke, und das Zwielflicht, das hie und da auf dem Edelmetall und dem Kristall der Pokale in schärferen Reflexen aufblitzte, erhöhte die Traulichkeit dieser Stunde.

„Also zuvörderst dein Wohl, Emich,“ sagte der Fürst, der einen lockeren, gesteppten Hausrock angelegt hatte, und hob sein Glas. „Ich bin dir sehr verbunden, daß du meinem Wunsche, mich hier zu besuchen, so rasch nachgekommen bist. Ich habe längst das Bedürfnis gehabt, mich einmal mit dir auszusprechen. Deine Eltern und ich haben jahrelang in einem peinlichen Rechtsstreit gelegen. Tatsächlich war das Recht auf meiner Seite; die Wallheide war ein Teil der fürstlichen Fideikommiß und die gräfliche Linie nur Pächter. Interessieren dich die Einzelheiten, so kannst du sie im Archive einsehen. Zunächst aber laß uns einmal das besprechen, was im Augenblick die Familie am meisten angeht.“

Er leerte sein Glas, und Leopold füllte es von neuem. Die beiden Prinzen saßen mit ausgestreckten Beinen in ihren Sesseln und rauchten. Ihnen schienen die Auseinandersetzungen des Papas ziemlich langweilig zu sein. Nicht so Emich; er war neugierig, wo hinaus der Fürst eigentlich wollte.

„Also höre,“ fuhr Ferdinand fort, nachdenklich die Aschenspitze seiner Zigarre betrachtend. „Daß Leopold auf Wunsch seines Vaters, des Großfürsten Fedor Konstantin, bei den Poltawa-Reitern eintreten soll, ist kein Geheimnis mehr. Geheimnis ist aber noch — und ich bitte auch dich, es vorläufig als ein solches zu betrachten — der Grund seines Übertritts in russische Dienste. Ich will es kurz machen:



Leo soll, wenn die Kampagne im Balkan — woran kaum zu zweifeln ist — zugunsten Rußlands entschieden wird, den Fürstenthron von Illyrien besteigen."

Das kam Emich allerdings unerwartet. Er war förmlich erschrocken. Er fuhr in die Höhe und starrte den Onkel mit maßlos erstaunten Augen an.

"Von Illyrien, sagst du?! Von Illyrien, Onkel?!"

"Ja, Emich — so ist es. Von Illyrien. Die diplomatischen Vorbereitungen sind bereits unter der Hand getroffen worden. Der Wunsch nach einem deutschen Fürsten ging von Illyrien selbst aus. Der alte Marquis Verešco hat namens der Volksvertretung bei dem Fürsten Kurjewsky, der die Armee Illyriens reorganisiert, die ersten Schritte getan. Kurjewsky gab die Anfrage an den Zaren weiter, der sie wiederum dem Oberbefehlshaber der Balkan-Armee, dem Großfürsten Fedor Konstantin, überwies. Es konnte nur ein souveränes Haus, das im großen europäischen Konzert keine Rolle spielt, in Frage kommen. Daß Großfürst Fedor auf uns und speziell auf Leopold verfiel, ist seiner Freundschaft für mich zu danken. Bismarck hat mir persönlich in seiner liebenswürdig originellen Weise geschrieben: Deutschland habe gar keinen Grund, uns das Vergnügen zu mißgönnen, die Illyrier auf den Damm zu bringen. Mit der europäischen Diplomatie sind wir also d'accord... Leo wird Ende des Monats abreisen und möglicherweise bald auf den Kriegsschauplatz berufen werden. Daß es meinem Vaterherzen nicht leicht wird, den Jungen sozusagen in die Fremde zu schicken, wirst du mir glauben, Emich. Aber der Gedanke, daß er berufen ist, den Glanz unsers alten Geschlechts im fernen Süden zu erhöhen, söhnt mich mit meinem persönlichen Empfinden aus. Wir sind hier im Wandel der Zeiten von einer intimeren Teilnahme an der großen Politik zurückgedrängt worden. Vielleicht wird Leopold einmal Besseres beschieden sein..."

Prinz Leo machte ein Gesicht, als ob ihm das herzlich gleichgültig sei, und wärmte seine Stiefelsohlen am Feuer; erinnerte sich dann aber der Würde seiner neuen Mission, nickte lebhaft und versuchte, sich ein wenig Begeisterungsfreudigkeit zu geben. Um so interessierter war Emich geworden. Er erzählte dem Dunkel von seiner Freundschaft mit Maffeo Beresco, dem er noch gestern Lebwohl gesagt habe, und von seinen Sympathien für Illyrien: Wie seltsam es ihn berühre, daß nun einer des Namens Schöningh die Fürstkrone jenes Reichs tragen sollte, dessen Schicksal ihn so lebhaft beschäftigte. Und da wurde auch Prinz Leopold lebendig. Was dieser Beresco für ein Mensch sei? Ob man ihm nicht noch telegraphieren könne, seine Abreise aufzuschieben und vorher einen Besuch auf der Stubbachfeste zu machen? — Leo überschüttete Emich mit einem Schwall von Fragen, bis der Fürst schließlich ungeduldig wurde.

„Tu mir den Gefallen und laß mich zunächst einmal aussprechen, Leo,“ sagte er. „Wir haben mit Emich noch manches Wichtige zu erledigen; du kannst dich nachher zur Genüge mit ihm ausplaudern. . . Also, lieber Emich, wir bedürfen, da du gegenwärtig der Chef der gräßlichen Linie unsres Hauses bist, die überdies nur auf deinen Augen ruht, auch deiner Zustimmung zu unserm Plane. Und das war der Hauptgrund, der mich dich herbitten ließ. Ich nehme an, daß du mit allem einverstanden bist, und möchte dich ersuchen, dich morgen mit dem Major Biegeleben, meinem Rabinettsschef, in Verbindung zu setzen. Biegeleben wird dir eine Urkunde vorlegen, die deine Genehmigung zu dem beabsichtigten Übertritt Leos in russische Dienste mit allen seinen eventuellen Folgen ausspricht. Ich meine, es wird dir erst keine lange Überlegung kosten, sie zu unterzeichnen.“

„Gott bewahre, Dunkel,“ entgegnete Emich, „ich bin mit Vergnügen dazu bereit.“



„Ich danke dir“ —und der Fürst erhob sich halb aus seinem Sessel und drückte Emich die Hand. „Leo, bedanke dich gleichfalls bei deinem Vetter!“

„Aber um Gottes willen, macht doch keine Geschichten!“ rief Emich, unwillkürlich heiter gestimmt über den tiefen Ernst, mit dem der Fürst, und mit Recht, seine Angelegenheit behandelt. „Leo, bleib sitzen! Besuche ich dich einmal in Garica, so revanchiere dich durch ein Paradediner, eine Hosiag und das Großkreuz deines Hausordens!“

„Ich habe noch eine andre Revanche, für dich,“ sagte Fürst Ferdinand. „Ich weiß nicht, ob du in den Einzelheiten unsrer Thronik so recht Bescheid weißt. Der Fürstentitel stand uns, dem ganzen Geschlecht, schon mit der Erwerbung von Stubbach zu, kam aber erst Ende vorigen Jahrhunderts, und zwar allein für die Stubbacher Linie, zur Bestätigung. Das war insofern eine Ungerechtigkeit, als ihr kein apagogierter Ast seid, sondern mit uns denselben Stammvater habt. Ich habe nun in Berlin durchgesetzt, daß der Prinzen- und Prinzessinentitel gleichmäßig allen Mitgliedern des Gesamthauses zuertheilt wird; selbstverständlich ausgeschlossen ist nur Hans-Carl, der seinen Rechten entsagt hat. Du wirst also nächster Tage die Genehmigung zur Führung des Prinzentitels erhalten, der auch deiner Nachkommenschaft ersten Grades zusteht. . .“

Emich war etwas verblüfft. Die Vettern beobachteten ihn neugierig. Sie mochten glauben, er würde, taumelnd vor Freude, dem Ohm um den Hals fallen. Aber Emich dachte nüchterner und praktischer.

„Es ist sehr liebenswürdig von dir, Onkel,“ antwortete er, „daß du dich so warmherzig meiner annimmst. Der Prinzentitel ist sicher sehr hübsch, und ich muß ihn ja wohl auch akzeptieren, da er mir aus dem Kabinett meines Allerhöchsten Kriegsherrn zugeht. Aber in eine gewisse Verlegenheit bringt er mich dennoch. Ein armer Baron geht allenfalls noch an.

Ein armer Graf ist schon fataler; es hat seine Schattenseiten, mit Erlaucht angeredet zu werden und dabei in Gedanken überschlagen zu müssen, wie lange die paar Taler im Portemonnaie noch reichen werden. Und nun gar ein armer Prinz! Dunkel — ob ein Kommerzienrat nicht besser durch die Welt kommt?! . . ."

Der Fürst lächelte.

"Ich habe auch an die finanzielle Seite gedacht, Emich," entgegnete er. "Ich möchte deinen guten verstorbenen Vater noch im Grabe versöhnen — und da hab' ich mir denn erlaubt, die Einkünfte aus der Wallheide für dich anlegen zu lassen. Das ist immerhin eine sichere Rente von etwa zwölftausend Mark im Jahre. Mit dem, was du bereits besitzest, und dieser Revenue wirst du also auch als Prinz ganz leidlich leben können . . ."

Nun war Emich besiegt.

"Dunkel," sagte er, "du machst mich schamrot. Ich — ich weiß gar nicht, ob ich dein Geschenk annehmen darf, denn ich weiß nicht, wie ich dir danken soll —"

"Bon Dank ist gar keine Rede, Emich," fiel der Fürst ein. "Aber eine Gegengefälligkeit kannst du mir erweisen. Ich lasse Heinz bei den Garde-Ulanen eintreten. Das bedeutet die Ausöhnung des Kaisers mit mir, der mir lange wegen der dummen Geschichte von Sechszundsechzig gegrollt hat. Willst du dich nicht auch zu den Garde-Ulanen versetzen lassen? Es wäre mir eine große Beruhigung, wenn ich euch beide Bettlern beim gleichen Regimente wüßte . . ."

Emich schwieg. Nun glaubte er zu verstehen. Es griff alles ineinander. Die Schenkung des Fürsten sollte der Bonbon für die Versetzung nach Berlin sein. Er sollte der Aufpasser Heinrichs werden, zugleich sein Prügeljunge . . . Erbitterung quoll in ihm auf. Sein Regiment verlassen — die alten Freunde, vor allem Mac Lewleß — um keinen Preis! . . .



„Dunkel, vergib — aber das kann ich nicht. Das kann ich nicht. Ich habe mein Regiment lieb gewonnen — es würde mir sehr schwer fallen, es aufgeben zu müssen. . . Stellst du die Versetzung als Bedingung —“

„Nein,“ fiel der Fürst lebhaft ein; die Wölke des Unmuths auf seiner Stirn verflog rasch. „Ich stelle keine Bedingung, gar keine. Es handelt sich lediglich um eine Bitte. Laß sie dir durch den Kopf gehen. Es hat noch lange Zeit. . .“ Er erhob sich plötzlich. „Es ist spät geworden. Ich will mich zurückziehen; das Diner hat mich ein wenig abgespannt. Aber laßt ihr euch nicht stören. Trinkt ruhig euern Rheinwein aus! Gute Nacht, Emich — gute Nacht, Jungens! . . .“

Leopold und Heinz wurden lebendig, als der Vater das Zimmer verlassen hatte.

„Bassermann muß uns eine Eliquot heraufholen,“ meinte Prinz Heinrich; „so jung kommen wir nicht mehr zusammen!“

„Und ein paar Pullen Porter,“ setzte Leopold hinzu. „Eliquot mit Porter; wer das beständig trinkt, hat seiner Zeit genug gelebt.“

Aber Emich war gegen diese Weltweisheit. Der Johannisberger sei so wundervoll, daß man sich zufriedengeben möge. Er füllte nochmals die Gläser. Die Prinzen schnitten Gesicht, fügten sich aber. Emich mußte auf Leopolds Bitte von Beresce erzählen. Am meisten amüsierte sich der künftige Thronandidat Aethyriens über die Nationaltänze, die Maffeo dem alten Obersten von Preußen im Feldmarschallsaale des Berliner Kadettenkorps hatte vortanzen müssen.

„Das ist köstlich, Emich!“ rief er und schlug sich lachend mit der Hand auf den Schenkel; „also Strapotta und Cassapulla — o, das vergess’ ich nicht — damit imponier’ ich dem Großfürsten! Ach, Emich, ich grau’ mich vor Aethyrien! Denke, nun komm’ ich aus Heidelberg, wo wir eine prächtige Zeit verlebt haben, und soll strikement nach dem abscheulichen

Rußland! Die Pollowa-Manen haben zwar eine schmutze Uniform: pfirsichblütenrot und silbern — aber ich bitte dich: Was geht mich im Grunde genommen Rußland an? Und Syrien? Bismarck meint, der ganze Balkan könne uns mürsch sein — Emich, ich sage dir, wenn man mir heute die Wahl ließe zwischen dem Fürstenthron Syriens und den Kronprinzen-Kürassieren — ich würde lieber Leutnant bei den Kronprinzen-Kürassieren!"

"Schafskopf," sagte Prinz Heinz. "Emich, über solch Geschwafel so! man soll nun nicht ärgern. Eine Fürstenthrone ist doch kein Butterbrot. Aber der Leo hat nicht die Spur Ehrgeiz im Leibe. Unten in Stubbach hat er mit der Tochter eines Bäckermeisters ein Tschelmechtel angeknüpft —"

"Heinz, ich verbitte mir deine Indiskretionen!" rief Leopold und bekam einen roten Kopf. "Du hast in Heidelberg einer Kellnerin eine Brosche und ein Armband und ein paar Ohrringe geschenkt — wofür denn? haha — und ich habe nichts dagegen gesagt! Du tust, als ob du mein Vormund wärst! Ich verbitte mir das! Was bist du denn?!"

"Na und du?! — König von Syrien! Feine Anstellung. Tausend Franken Zivilliste und zu Weihnachten 'ne baumwollne Weste!"

"Bitte, lieber Bruder, ich überlaß dir den Vorrang. Du bist der ältere. Aber ich will dir was sagen: Komm' ich einmal nach Syrien, dann herrsch' ich auch souverän! Und was hast du denn bestenfalls zu sagen, wenn du erst Fürst von Schöningh-Stubbach bist?! Hast mit dem Kopfe zu nicken bei allem, was man dir von Berlin aus vorschreibt, und hast das Maul zu halten! Ich halt's nicht -- ich reiß' es gehörig auf -- ich --"

"Schwerenot, nun zankt euch gefälligst nicht!" rief Emich. "Vorwärts, steigt in die Gläser! Was soll denn das heißen!?"



— Ob Stubbach oder Ilhrien — wo ein Schöningh steht, da soll er auch seinen Platz ausfüllen! Leo, wir sind unter uns. Ich begreife, daß dich die Fremde nicht reizt. Aber hast du einmal angenommen, so mußt du auch deine volle Kraft der neuen Stellung widmen. Sapperment, was muß das für eine Freude sein, ein noch halb barbarisches Ländchen nach und nach in einen modernen Kulturstaat umzuformen! Wahrhaftig, Leo — im Grunde genommen bist du besser daran als Heinz, denn dir steht wenigstens ein tüchtiges Stück Arbeit bevor!"

Prinz Leopold nickte.

"Sie ängstigt mich auch nicht," sagte er. "Ich bummle ganz gern, aber die Arbeit ist keine unebene Abwechslung. Und ich werde mich da in Ilhrien schon machen; mir soll keiner an den Kanthaken fahren. Aber, herrje, wir Wettern untereinander brauchen uns doch kein K für ein U vorzumachen, und wenn ich sage, ich würde lieber — — na, ich bin schon stille, sonst wirft sich Heinz wieder in die Brust und spricht mir Ehrgeiz und Ehrgefühl und was sonst nicht noch alles ab!"

Heinrich lachte gutmütig. "Es war nicht böse gemeint, Brüderlein fein. Proßt — vertragen wir uns wieder! Rußland und Ilhrien und du und deine Krone und das zurückbleibende Liebchen im Wäckerhause zu Stubbach — auf all das trink ich. Proßt!"

"Proßt, Heinz — proßt, Emich! Ach, die kleine Mieze! Solche blauen Augen und ein paar Lippen..." Er wollte schwermütig werden. Aber Emich erzählte ihm, die Mädel in Ilhrien seien auch von schönem Schlage, prächtig gewachsen, und trügen den Kopf stolz auf den runden Schultern und hätten Feuer im Blick. Das tröstete Leo. Doch dann seufzte er wieder. "Die Mädel in Ilhrien! Lieben müssen sie mich schon, wenn ich ihr Fürst bin — aber so die rechte Liebe ist es doch nicht!..." Und er seufzte noch einmal.

Emich fand das so komisch, daß er herzlich auflachen mußte. Die Eintracht zwischen den Brüdern war aber wiederhergestellt. Und Emich mußte von neuem von Beresco erzählen, bis sich ganz leise die Thür öffnete und der alte Bassermann erschien, angeblich um nach dem Kaminfeuer zu sehen. Es war aber eine Mahnung, daß die Mitternachtsstunde vorüber sei; und um diese Zeit war noch niemals in der Kemenate der heiligen Robogunde populiert worden.

8

Am folgenden Tage war ein Prachtwetter. Beim Frühstück hatten die Prinzen vorgeschlagen, eine Schlittenfahrt nach der alten Burg zu unternehmen. Graf Callomeo sollte mitkommen und den Erklärer abgeben: er hatte eine Geschichte der Burg geschrieben, die gratis verteilt wurde, und kannte jeden Stein auf dem „Keil“.

Vorher hatte Emich in der Hofkanzlei die Urkunde zu unterzeichnen, von der gestern abend gesprochen worden war. Major Biegeleben hielt das Papier schon bereit und reichte Emich die Feder. Dann stellte er sich in strammer Haltung neben dem Tische auf und machte sein gewöhnliches Fußknackergesicht. Der Akt vollzog sich ohne weitere Förmlichkeit und war dennoch ein historischer Augenblick. Nunmehr war die Bahn für den Prinzen Leopold frei.

Der Fürst hielt sich den ganzen Vormittag in seinem Kabinett auf. Währenddessen waren unten zwei Schlitten vorgefahren. Im ersten nahmen Emich mit Leopold, im zweiten der Erbprinz mit dem Grafen Callomeo Platz. In schlankem Trabe ging es durch die Stadt und in die Berge hinein.

Es war in der That eine wundervolle Fahrt über den knirschenden Schnee in klarer, kalter, sonniger Winterluft.



„Die Stubbach“, wie man die Talmulde nannte, in der die Stadt und die Feste lagen, war ganz mit leuchtendem Weiß gefüllt, und von den sie umgebenden Bergen glitzerte der reisüberspannene Tannenwald herab. Jede Wendung des Weges und jeder Durchblick boten neue Schönheiten. Da sah man plötzlich mitten im Tannendickicht einen Felsblock von riesiger Form auftauchen, den Schnee und Regen genäst hatten, und die Feuchtigkeit war gefroren und umschillerte nun wie ein Glasnetz, das in allen Farben blinkte und blühte, den steinernen Riesen.

Auch in der Stubbachklamm hingen überall von den zackigen Felsenstürzen große tröpfelnde Eiszapfen herab, und der geschmolzene Schnee sickerte von der Höhe tausendfältig durch silbern leuchtende Rinnen in das brausende Gewässer hinein, das tief unten das schmale Bett der Klamm füllte. Dann öffnete sich wieder der Wald und gab eine weite Richtung frei, die ganz weiß war und so stark glänzte, daß man nur mit zwinkernden Augen über sie hinschauen konnte. In der Mitte stand der übermannshohe Rumpf einer alten, längst gebrochenen Eiche; er war ausgehöhlt, und man pflegte ihn bei der Anstandsjagd als Versteck zu benutzen. Jetzt aber saß ein riesiger Rabe auf dem Stamm und schaute stumm und sinnend ins Weite, ein schwarzer Fleck in der weißen Natur, ein Stück grübelnder Philosophie inmitten eiteln Weltglanzes.

„Bisspaff!“ rief Prinz Leo, und der Rabe erhob schwerfällig seine Flügel und flog mit widrigem Krächzen davon . . .

„Sage mir, Emich, ist es nicht schön in unsrer Heimat? — Und ist es nicht ganz verständlich, daß ich mich schwer von ihr trenne? . . . Wenn ich erst in Illyrien festen Fuß gefaßt habe, dann können Jahre um Jahre vergehen, ehe ich die Stubbach einmal wiedersehe! . . . Übrigens fällt mir ein: Kennst du einen Hauptmann von Döring? Er hat sich auf



dich berufen — war, glaub' ich, dein Pagenoffizier im Kadettenkorps.“

„Jawohl, — ich entsinne mich seiner. Er hatte einen ähnlichen ‚Hospipps‘ wie euer braver Graf Callomeo und fühlte sich eigentlich nur wohl, wenn er Parkett unter den Füßen hatte. Was ist mit ihm?“

„Ach, nichts Bedeutsames. Er hat den Abschied genommen und wollte bei Papa in Dienst treten, hat sich auch persönlich bei ihm vorgestellt. Und da er Papa gefallen hat, wird man ihn mir wahrscheinlich als Hofoberthenslersknecht mit auf den Weg geben... Nun paß auf, Emich: jetzt geht's über den Wirbelbach — und da liegt die Burg!...“

Da lag sie, auf der Höhe des „Keil“, der in Wahrheit keilartig, in konischer Formation sich auf dem Plateau erhob und in seiner Hülle aus Schnee wie ein riesenhafter Zuckerhut ausschaute. In weit ausbauchenden Serpentinien zog sich der Weg den Hang hinauf. Man mußte langsam fahren. Die weißen, purpurrot befranzten Schneedecken der Pferde, die sich beim raschen Trabe lustig wie vollgeschwellte Segel im Winde gebläht hatten, umschlotterten jetzt in weiten Falten Rücken und Wampen der Gäule, und das helle Klingeln der silbernen Schellen auf dem Geschirr wurde zu leisem, melancholischem Geläut. Die Rufen zogen tiefe Furchen in den jungfräulichen Schnee, der über Nacht gefallen war. Er lag hier oben fußhoch und hatte dem alten Wartturm, der noch immer recht trotziglich in das Land schaute, eine Nachtmüße aufgesetzt.

Vor dem Burghofe wartete schon, die Pelzkappe in der Hand, der Kastellan, ein früherer Diener von der Stubbachfeste, der hier ein kleines Häuschen bewohnte, das wie ein Schwalbennest in lustiger Höhe an der Umfassungsmauer klebte. Nun stieg man aus und besichtigte zu Fuß die Trümmer des alten Kastells, und Graf Callomeo zeigte wieder, wie

vortrefflich er in der Geschichte des Schöninghschen Hauses und des Fürstentums Stubbach beschlagen war. Er warf mit mittelalterlichen Jahreszahlen nur so um sich und erzählte die gräßlichsten Scheußlichkeiten aus dem Bauernkriege, als ob es sich um harmlose Jagdgeschichten handle. Und immer mit unverändert ergebenem Gesicht, den Oberkörper vom ewigen Komplimentieren leicht vorgeneigt, wie allezeit höchst elegant gekleidet: in enganliegendem Gehpelz, mit blankem Zylinder und blanken Lackstiefeln — ein vollendeter Hofmann.

Es gab nicht allzuviel zu sehen. Oder doch erst, als man die Plattform des Wartturmes erklimmen, die der Kastellan rasch vom Schnee gesäubert hatte, der nun in Billionen glitzernder Atome durch die Luft fläubte. Ja, von hier aus gab es schon etwas zu sehen: Da lag das ganze Land zu den Füßen der drei Schöninghs — tief unten, eingetrichtert im Kesseltal, Städtchen und Schloß und ringsherum Berg und Thal, Ortschaft an Ortschaft, Perlen auf weißsammetnem Grunde — ein köstlicher Anblick. Hier und da sah man Schornsteine rauchen, die Schlote großer Fabrikanlagen. Der ferkengrade emporsteigende und in weiter Höhe zu Ringeln und Ringen sich auflösende Rauch schien das einzig Bewegliche in der stillen und klaren Atmosphäre zu sein. Doch schon begann Graf Callomeo wieder mit seiner schier unerschöpflichen Weisheit und beschrieb, was man sah.

„Die Grenzen des Fürstentums waren ehemals bedeutend weiter gespannt,“ sagte er. „Blicken Sie nach Osten, wenn ich untertänigst bitten darf, da schob sich die Stubbach erheblich über die heutigen Grenzen hinaus und umfaßte auch noch die drei Basensteine, deren weiße Köpfe Sie in der Ferne sehen. Von der ältesten Zeit will ich gar nicht sprechen. Als Heribrand der Stolze, Ihr großer Ahnherr, meine gnädigsten Prinzen, noch auf diesem Felsen hauste, ich darf mir wohl zu sagen erlauben, wie ein Adler im Horst,



da mag sein Besitzreich vielleicht vier-, fünfmal so groß als das Fürstentum gewesen sein . . . Es waren bessere Zeiten," fügte er halblaut hinzu und fast wie in einen leisen Seufzer ausklingend . . .

Prinz Leo konnte im Übermut seiner Jahre nur mühsam das Lächeln unterdrücken, das ihm auf die Lippen treten wollte. Nein, war dieser Graf ein kurioser Herr! Fühlte sich geschwellt von feudalem Bewußtsein und lebte und webte in klirrender Ritterlichkeit und suchte seiner Seele heißestes Glück im Umgang mit Trägern altadliger Namen — und mußte doch von Ursprung schlichtweg Krause heißen. Krause aus Luckenwalde — das war die Fronie seines Lebens und blieb nun einmal das Skelett im Hause der Duca di Gamba bei Callomei, deren Herzogskrone er mutterseelenallein zu tragen verurteilt war.

Auch Emich hatte die schwermütige Redewendung von den „besseren Zeiten“ gehört, aber kein Lächeln zu unterdrücken brauchen. Als er hinabblickte in die unter ihm liegende weite weiße Welt, war wirklich etwas wie Sehnsucht in ihm aufgestiegen, hier frei und unabhängig herrschen zu können, so wie es die Ahnen seines Geschlechts zur Grafenzeit gekonnt hatten. Das alte Herrenbewußtsein quoll in ihm auf. Wahrhaftig — fast neidete er Leopold die Arbeit, die ihm bevorstand! Neidete ihm nicht die Krone, aber das Herrsein und alles das, was dieses Herrsein schaffen und geben konnte . . .

Callomeo war mit seinem Bericht glücklich zu Ende. Emich ließ noch einmal seinen Blick durch die Runde schweifen — da drüben, nach Westen zu, hinter dem langgestreckten Höhenrücken, mußte Seesenheim liegen — dann stieg auch er den Wartturm hinab . . .

Das Frühstück wurde in der Familie genommen, zum Diner waren aber wieder die Hofchargen geladen und die Diplomatie des Reichs, die sich in dem Staatsminister Doktor

Goldemann verkörperte, einem früheren Rechtsanwalt, der an die freisinnigen Regungen seiner Jugend nur noch mit Schauern dachte und dabei das Unglück hatte, linkshändig zu sein. Es war behaglicher als gestern, auch der Fürst so aufgeräumt, daß er sogar zuweilen ein Scherzchen machte, belacht von den Höflingen und fein belächelt vom Grafen Callomeo . . .

Am folgenden Vormittag reiste Emich wieder ab. Der Fürst umarmte ihn väterlich beim Abschied und küßte ihn nach russischer Sitte auf beide Wangen; seit Großfürst Fjodor Konstantin sich so liebenswürdig bezeugte, hatte er sehr viel für Rußland übrig.

„Addio, Emich — nochmals Dank und höre einmal: Überlege dir das mit den Garde-Ulanen! Und grüße die Tante Jrmela — kannst auch den Wiegel grüßen — es schadet nichts, wenn er sich darüber ärgert . . .“

Die Prinzen umarmten den Vetter stürmisch. Leopold hatte ein verborgenes Tränentröpflein im Augenwinkel; er hatte sich mit Begeisterung an Emich angeschlossen.

„Wann werden wir uns wiedersehen, Emich?! Ach Gott, wann?! Schade, daß du schon fort mußt!“

„Ich besuch’ dich so gewiß einmal in Aethrien, wie zwei mal zwei vier ist, Leo, mein Junge. Während eines Manöverurlaubs komm’ ich hinunter.“

„Aber tu’s auch, Emich! Hand drauf?“

„Hand drauf!“

Und doch mußte er den Handschlag brechen. Er sollte den kleinen Vetter nicht wiedersehen oder wenigstens nur den Sarkophag, der über dem armen Toten seine marmorne Pracht erhob.

Oben am Fenster standen die Prinzen und winkten und nickten herab, als Emich davonfuhr. Callomeo brachte ihn auf den Bahnhof, wo sich die Ehren des Teppichläufers und



der kleinen Treppe erneuerten. Der Graf blieb am Kupefenster mit abgezogenem Zylinder stehen, bis sich der Zug in Bewegung setzte. Und als Emich aus dem Fenster zurückschaute, sah er noch immer diesen Zylinderhut glänzen. Er glänzte sogar in den Traum hinein, in den Emich müde versank, als er sich auf den Wagenpolstern ausgestreckt hatte, um die Geschehnisse dieser kleinen Reise zu überdenken...

Von der Station, bei der Emich ausstieg, war Dorf Seesenheim in einer halben Stunde zu erreichen. Er mietete sich einen Bauernwagen und fuhr zwischen beschneiten Feldern und durch eine magere Kiefernforst seiner Geburtsstätte entgegen. Das war wiederum Heimatluft, die ihn hier umwehte. Er kannte sich gut aus. Da lag der Eibensee, auf dem er so oft Schlittschuh gelaufen war, blank wie ein großer Spiegel, und dicht an seinem Ufer die Försterei. Da lag das Vorwerk Erichshöhe, das sein Vater erbaut hatte und da Seesenheim selbst, ein winziges Dörfchen mit großer Kirche, hinter der der Park begann, in dessen Mitte das niedrige, ziemlich unscheinbare Herrenhaus sich erhob... Auf der von wildem Wein umrankten Veranda standen immer die Eltern, wenn sie Besuch erwarteten — und auf den gemauerten Pfeilern am Parkeingang lagen noch die beiden schweren Kanonenkugeln, die aus dem Siebenjährigen Kriege stammen sollten.

Emich ließ sich nicht durch den Park, sondern auf den Wirtschaftshof fahren. Er wunderte sich darüber, daß man hier nicht den Schnee zusammengelegt hatte. Es sah öde und unwirtlich auf dem großen Hofraum aus. In einer Ecke lag, tief im Schnee steckend, ein Pizbuhler Pflug mit verrosteten Scharen. Emich sprang vom Wagen, bezahlte den Kutscher und schickte ihn nach Hause. Kopfschüttelnd schaute er sich um. Ließ sich denn kein Menich sehen?! —

Es war freilich ziemlich früh Winter geworden, und die Herbstbestellung mochte längst beendigt sein — aber dieser seltsame Hof gewährte den Eindruck, als benutze man ihn überhaupt nicht mehr.

Schöningh öffnete die nächste Stalltür. Das hungrige Grunzen von Schweinen scholl ihm entgegen. Der Stall war erst vor einigen Jahren neu erbaut worden, doch böse vernachlässigt. Überall hingen dicke Spinnweben; hier und da waren die Raufeneisen ausgebrochen; der Mittelgang starrete vor Schmutz, obwohl rechts und links Abföhrinnen gemauert waren. . . Emich ging weiter. Im Ruhstall sah es nicht viel besser aus. Durch ein zerbrochenes Fenster drang die kalte Winterluft; durch ein zweites Loch im Fenster hatte man einen Strohwisch gesteckt. . . Emich schwoU die Zornader auf der Stirn an. Als er wieder ins Freie trat, sah er vor der Tür des Inspektorhauses, das Mauer an Mauer mit der Wagenremise lag, einen alten Mann stehen.

„Settegast!“ rief er.

Der Alte stuzte und legte als Schutz gegen die Blendung der Sonne die rechte Hand über die Augen. Dann schien es, als wankte er. Und plötzlich schrie er auf und stürzte Emich entgegen.

„Gnädiger junger Herr Graf — Erlaucht — o du mein Gott, o du mein Gott! . . .“

Er fiel in den Schnee vor Emich nieder und fing an zu weinen.

Es währte geraume Zeit, ehe der Alte seine Aufregung bemeistern konnte. Emich ging mit ihm in das Inspektorhaus; er wollte ein paar Worte in Ruhe mit Settegast sprechen, wollte Aufklärung haben. Auch Frau Settegast eilte ihm schluchzend entgegen, eine ganze Gesellschaft Kinder umringte ihn — er wies alle hinaus: erst wollte er den Inspektor hören



Nun saß er ihm gegenüber in dem niedrigen, sauberen Stübchen, in dem die Wanduhr unheimlich laut tickte und ein Kanarienvogel im Käfig zwitscherte.

„Also sprechen Sie, Settegast,“ sagte er. „Ich bin absichtlich unangemeldet gekommen. Ich wollt' einmal sehen, wie sich die Wirtschaft —“

Da fuhr Settegast in die Höhe — keuchend, blutrot und mit geballten Händen.

„Sauwirtschaft!“ schrie er. „Verzeihen mir Erlaucht den Ausdruck — es gibt keinen bessern für diese — —! . . . Lange genug hab' ich's mit ansehen müssen. Ich habe sieben lebendige Kinder, die konnt' ich nicht hungern lassen. Aber dem Herrn Grafen Wiegel hab' ich mehr als einmal zu verstehen gegeben, wie es hier sein könnte, wenn ordentlich gearbeitet würde! Was nuzte es mir! Der Herr Graf kam alle Jahre einmal her — immer zur besten Zeit, und wir wußten's sechs Wochen vorher. Da ließ sich ihm leicht Sand in die Augen streuen. Er fand alles in schönster Ordnung, und die Berichte und Bücher und Kassenauszüge waren es auch immer. Das macht Herr von Polzien schon so: stimmen muß es; ein Advokat kann's nicht besser. Herr von Polzien sorgte auch dafür, daß ich niemals so recht an den Herrn Grafen herankam — und über mich alten Esel lächelte der Herr Graf ja auch nur. Was versteh ich denn von der Sache?! Herr von Polzien ist der Administrator — das ist der Herr! . . .

Es dauerte lange, ehe Emich so recht klar zu sehen vermochte. Settegast war so in Aufregung, daß er erst allmählich zu ruhigerer Berichterstattung kam. Seiner Ansicht nach wäre ein besonderer Administrator für Seesenheim gar nicht notwendig gewesen; unter dem verstorbenen Herrn hatte er die Buchhalterei auch unter sich gehabt. Aber Graf Wiegel wollte die Verwaltung anders geregelt wissen. Herr von

Polzien wurde engagiert. Das war ein geborener Livländer, natürlich aus deutschem Hause, aber mit seiner Familie zerfallen, weil man eines Tages entdeckt hatte, daß er als russischer Spion im Solde des Gouverneurs stand, eines eingefleischten Deutschenfeindes. Das wußte Graf Wiegel natürlich nicht. Die Polziens hatten auch Verwandte in Deutschland, und einer von ihnen hatte den jungen Mann an Wiegel empfohlen, vielleicht in der Hoffnung, daß er in einer selbständigen Stellung die Dummheiten der Vergangenheit wieder gutmachen würde. Polzien brachte nun Ordnung in Seesenheim. Er versuchte es mit Rübenbau, wo nie eine Rübe wachsen konnte, schaffte neue Saatkartoffeln an, die nicht gedeihen wollten, führte Fütterungsmethoden ein, die ganz unsinnig waren, gab die alte Schlägeinteilung der Felder auf und nahm eine veränderte Fruchtfolge an, die der Boden nicht vertrug — kurzum, er wirtschaftete in so verkehrter Weise, daß an irgendwelche Erträge gar nicht zu denken war. Das ärgerte ihn, und um wenigstens nicht mit Unterbilanz zu arbeiten, begann er vom zweiten Jahre seiner Tätigkeit ab mit einem empörenden Raubbau, entvölkerte die Ställe, ließ große Flächen brach liegen, um an Arbeitskräften zu sparen, gab die Wiesen in Austerpacht und stand mit den Getreidejuden der Umgegend in ewiger Verrechnung. In den Büchern wurden phantastische Summen eingetragen: Ausgaben für Reparaturen, die man niemals ausführte, für Inventar, das nicht beschafft wurde, für Löhne, die man nicht zahlte. Und zeigte sich Graf Wiegel einmal, so wurden ihm die Dörfer Potemkins vor Augen gezaubert. Aber die ganze Herrlichkeit, die Wiegel sah — der sich übrigens nie länger als einen Tag in Seesenheim aufhielt — schwand bei seiner Abfahrt wieder. Da brach man die Dekorationen ab. Der Jude kam und holte sich das Vieh aus den Ställen zurück, belegte die Vorräte des Schüttbodens mit Beschlag



und ließ das Getreide mähen; die Tagelöhner wurden entlassen, die Felder verödeten — der Zauber war aus . . .

„Eine Sauwirtschaft, Erlaucht! . . . Der Herr Graf Wiegeler ist schuldlos — oder vielmehr: der glaubt, seine Schuldigkeit getan zu haben. Er ist nicht der Herr, und der Administrator ist's auch nicht. Der Herr — nu, der Herr fehlt uns eben!“

Die Lippen zusammengebissen, die Stirn finster, das Gesicht blaß — so hatte Emich zugehört. Jetzt stand er rasch auf.

„Ich möchte Herrn von Polzien sprechen, Settegaß. Sagen Sie mir: Ist's noch ein jünger Mann oder ein älterer? Ich kenn' ihn nicht.“

„Ein junger, Erlaucht. So etwa Siebenundzwanzig, tagier' ich. Er wohnt drüben im Herrenhause. Aber nicht im ersten Stock, wie es bestimmt worden war. Da gefiel es ihm nicht; er bewohnt die Zimmer der alten gnädigen Frau Gräfin.“

„Die Zimmer meiner Mutter — — warte, Canaille!“ zischte Emich zwischen den Zähnen hervor.

Settegaß warf einen halb furchtsamen, halb prüfenden Blick auf seinen jungen Herrn.

„Erlaucht vergeben: Eine Canaille ist der Mann wirklich, wenn er auch von Adel ist. Da hat er ein Frauenzimmer drüben — seine Haushälterin, die ihm die Wirtschaft führen soll . . .“

„Es ist gut, Settegaß — ich will keine Einzelheiten. Ich werde ja selbst sehen. Hier — nehmen Sie meinen Pallaßch und geben Sie mir eine Reitpeitsche dafür!“

Der alte Mann wurde kreidebleich.

„Erlaucht — Herr von Polzien ist ein roher Bursche . . . Darf ich nicht mit hinüberkommen?“

„Wenn es Ihnen Spaß macht, gewiß. Aber“ — Emich sah, daß der Inspektor nach der Flinte griff, die an der Wand hing — „ohne Waffe, Settegaß!“

Er ließ die Reitpeitsche durch die Luft sausen. Und just in diesem Augenblicke klopfte es mit starker Hand an die Thür. Und dann wurde die Thür jach aufgerissen.

„Settegast,“ rief eine helle Stimme, „was sind das für Koffer, die auf dem Hofe . . .“

Herr von Polzien brach ab, auf der Schwelle stehenbleibend. Er sah Emich und wußte sofort, daß seine Stunde geschlagen hatte. Es zuckte in grimmigem Troße um seine Mundwinkel. Er verbeugte sich leicht.

„Graf Schöningh, wenn ich mich nicht täusche?“ sagte er. „Sie kommen unerwartet, Erlaucht.“

„Und unverhofft, vermute ich.“

Der Administrator lächelte boshaft.

„Ich sehe, daß mein alter Freund Settegast gut vorgearbeitet hat. Aber Erlaucht irren. Ich bedaure, daß ich nicht Befehl erhalten habe, Ihnen meine Bücher und Rechnungsbelege vorzulegen.“

Emich maß mit einem Blicke den vor ihm Stehenden. Polzien war eine schlanke, geschmeidige Gestalt, Sehnen und Muskeln; das Gesicht hübsch und glatt, doch auch von geistigem Ausdruck.

Schöningh bebte vor Zorn; er mußte sich gewaltsam zusammennehmen.

„Herr von Polzien,“ sagte er mit mühsam erzwungener Ruhe, „ich verstehe Ihre Äußerung nicht. Wer hat hier zu befehlen, wenn nicht ich?!“

Der Administrator verbeugte sich spöttisch

„Herr Graf Biegel — kein anderer.“

Emich zuckte empor.

„Und bin ich nicht der Herr?!“ schrie er.

„Gewiß, Erlaucht. Aber Sie sind noch minorenn. Und zu gehorchen habe ich nur dem, der mich angestellt hat. Es sieht Euer Erlaucht frei, sich Feld, Hof und Haus anzusehen



— jede Tür wird sich Ihnen öffnen — mit Ausnahme der Zimmer, die ich selbst bewohne. In meinen eigenen vier Pfählen hat kein Fremder etwas zu suchen."

"So?!... Unter wessen Dache wohnen Sie? Unter dem meinen!... Herr von Polzien, ich bin hierhergekommen, mich persönlich vom Stand der Dinge zu überzeugen. Mein Vormund weiß darum und hat es gutgeheißen. Wollen Sie mich freiwillig durch die Ställe führen und mir Ihre Rassen- und Naturalienbücher, die Lohnhefte und sonstigen Belege der Buchhalterei übergeben?"

"Ich bedaure, Erlaucht — das werde ich nicht tun!"

"Schön. So enthebe ich Sie hiermit Ihrer Stellung. Zeigen Sie mir schriftlich an, was Sie zu fordern haben. Sie werden noch heute Haus und Hof verlassen. Die Übergabe erfolgt an den Inspektor Settegast. Ich bleibe hier, bis Sie mein Besitztum von Ihrer Anwesenheit befreit haben..."

Herr von Polzien machte eine hastige, wohl unwillkürlich drohende Bewegung. Auch in seiner Faust zitterte eine Reitgerte. Da räusperte sich der alte Settegast und schob seine hünenhafte Figur ein klein wenig zwischen die beiden jungen Männer.

Der Administrator lächelte wieder. Er hatte aus der Westentasche eine lockere Zigarette gezogen und drehte sie zwischen den Fingern.

"Wenn Erlaucht in der Tat hierbleiben wollen," sagte er langsam, "bis ich Seesenheim verlassen habe, so werden Sie sich für längere Zeit einrichten müssen. Ich habe durchaus nicht die Absicht, Ihren Wünschen nachzugeben. Ich bleibe — bis Graf Wiegel mir die formelle Kündigung zugestellt haben wird."

"So werde ich Sie vom Hofe werfen lassen, Herr!" schrie Emich außer sich.

Das Gesicht Polziens wurde dunkelrot.

„Versuchen Sie es!“ schrie er zurück. „Bin mit andern fertig geworden und werd's auch mit Ihnen noch werden, mein Gräßlein!...“ Er stürmte davon und schmetterte die Tür ins Schloß, daß es krachte.

„Generalreinigung, Settegast,“ sagte Emich, „das ist jetzt die Hauptsache. Polzien wird nur der Gewalt weichen; also brauchen wir Gewalt. Glauben Sie, daß ich mich auf die Hofleute, vielleicht auch auf die Bauern im Dorfe verlassen kann?“

„Gewiß, Erlaucht. Man hat unsre alte gnädige Herrschaft noch nicht vergessen — und Herr von Polzien ist allgemein verhaßt. Kein Mensch traut ihm. Man sagt, er halte es mit den Russen. Tagtäglich kriegt er Briefe von drüben... Aber, Erlaucht, ich weiß nicht recht, was Sie wollen — weiß nicht...“

„Ich will zeigen, daß ich der Herr bin, Settegast — nichts weiter! Ich will mir meinen Besitz zurückerobern... Trommeln Sie alles zusammen, was mir ergeben und zuverlässig ist! Und dann lassen Sie ein paar Leiterwagen anspannen, damit wir Herrn von Polzien mit seinen Siebensachen davonfahren können!...“

Der Inspektor gehorchte. Es konnte ihm so nur genehm sein. Es ging auch wirklich nicht anders. Mit Ach und Krach mußte die „Sauwirtschaft“ zu Ende gehen; dann erst ließ sich neu aufbauen.

Innerhalb einer Stunde standen im Schnee des Wirtschaftshofes gegen zwanzig Mann, altgediente Tagelöhner und auch ein paar junge Bauern mit ihren Knechten, durchweg rüstige Kerle. Und aller Gesichter lachten. Schade, daß Erlaucht, der Herr Graf, verboten hatte, dem Administrator zum Abschied den Buckel durchzubläuen; das wäre doch ein Vergnügen gewesen, das sich gelohnt hätte. Ihn so ganz



sanft mit seinen Gabelgabeln auf den Leiterwagen zu setzen und nach der Stadt zu fahren, war nicht nach der Leute Geschmack . . .

Emich betrat, Settegast und ein paar der Arbeiter mit sich nehmend, das Herrenhaus. Auch hier herrschte die gleiche schauerhafte Verlotterung, die sich auf dem ganzen Gehöft bemerkbar machte. Die Zimmer, die der Administrator bewohnte, waren verschlossen und wurden auch auf wiederholtes Anklopfen nicht geöffnet. Emich ließ den Schlosser holen und die Tür erbrechen.

Sie splitterte leicht aus dem Schloß.

Polzien stand in der Mitte des wüsten, nur spärlich möblieren und sehr unordentlichen Gemachs. In einer Ecke, hinter einem Kleiderrechen mit Röcken und Paletots hatte sich die Wirtschafterin verkrochen: ein großes, blasses Frauenzimmer mit roten Haaren und schwarzen Augen. Sie lag auf den Anien und jammerte laut.

In dem Augenblick, da Emich eintreten wollte, hob Herr von Polzien die rechte Hand. Ein Schuß krachte — aber die Kugel pfiff an der rechten Schulter Emichs vorüber und schlug in die Wand.

„Lump du!“ brüllte Settegast und unterlief Polzien. Die Arbeiter eilten ihm zu Hilfe. Im Nu war Polzien zu Boden geworfen. Die Faustschläge der ergrimten Leute hagelten auf ihn herab. Es kostete Emich Mühe, die Wütenden auseinanderzubringen.

„Laßt ihn!“ schrie er. „Stehen Sie auf, Herr von Polzien! Sind Sie endlich gewillt, das Haus zu räumen?“

Der Administrator erhob sich keuchend und wischte sich mit der Hand das Blut aus dem Gesicht.

„Ja,“ sagte er zähneknirschend. „Ich will mich nicht totschlagen lassen, drum geh' ich. Aber wir sehen uns wieder, Graf Schöningh! Ich bin ein Edelmann wie Sie —“

„Schande genug, daß Sie sich Edelmann nennen!“

„Warten wir ab, wer endgültig triumphiert!“

„Machen Sie sich nicht lächerlich mit Ihren Drohungen, Herr! Unten warten zwei Wagen auf Sie. Bezeichnen Sie die Gegenstände, die Ihnen gehören, damit wir so bald als möglich von Ihrer Gegenwart befreit sind...“

Es ging rasch. Die Wirtschafterin wagte sich aus ihrem Winkel heraus, immer noch heulend und jammernd, aber sich der Notwendigkeit fügend und mit Hand anlegend. Binnen zwei Stunden waren die Zimmer geräumt. Polzien verschwand plötzlich spurlos. Er hatte sich zu Fuß aus dem Staube gemacht.

Es war inzwischen Abend geworden. Hinter den Schneefeldern ging blutrot die Sonne unter, Funkentupfen in unermesslicher Menge über die weiten Flächen streuend.

Emich hatte den Leuten im Krüge Bier und Schnaps geben lassen. Von dem alten Mobiliar des Hauses, das auf den Bodenräumen untergebracht worden war, hatte er ein Bett und einige andere Stücke in das ehemalige Arbeitszimmer seines Vaters schaffen lassen. Hier war auch geheizt und zudem ein Kaminfeuer entzündet worden. Frau Settegast erwies sich als eine gewandte und umsichtige Hausfrau.

Der Inspektor mußte die Bücher Polziens herbeischaffen. Privatbriefe Polziens lagen dabei, meist in russischer Sprache, die Emich nicht entziffern konnte. Es fiel ihm auch auf, daß sich in der zurückgelassenen kleinen Bibliothek des Berwalters Ranglisten der preussischen Armee, Instruktionbücher, Felddienstordnungen und derlei mehr befanden, darunter mancherlei, von dem er wußte, daß es als „geheim“ im militärischen Sinne behandelt wurde. Er ließ die Sachen verpacken und ging dann zunächst mit Settegast an die Durchsicht der Belege über Seesenheim. Aber das war ein mühevolleres Stück Arbeit. Mitternacht war vorüber, als Emich



erklärte, er könne nicht mehr. Doch auch an Schlaf war noch nicht zu denken. Die Gedanken überstürmten ihn; unruhig wälzte er sich im Bette hin und her.

Was sollte aus Seesenheim werden?! —

Eins war klar: Emich mußte sich künftighin selbst um seinen Besitz kümmern. Wiegand hatte sich seiner vormundschaftlichen Pflichten stets mit rascher Hand zu entledigen gewußt. Seine Korrektheit schützte Emich nicht vor dem Egoismus des Oheims. Graf August nahm die Abrechnungen, die Polzien ihm zusandte, in Empfang, salzte sie sauber zusammen und legte sie in das Archiv. Das war seine Arbeit. Die alljährliche oberflächliche Revision in Seesenheim nützte ebensowenig — das hatte sich gezeigt.

Das Auge des Herrn fehlte. Das war die Hauptsache. Jegliches Besitztum will seinen Herrn haben. Und Emich fühlte, daß er Herr sein konnte, fühlte sich reif und alt genug, ob er gleich gesetzlich noch unter Vormundschaft stand. Der Gedanke, Herr zu sein, erfüllte ihn auch mit einem gewissen Stolz...

Im Kamin verglommen die letzten glühenden Kohlenstücke. Ein Holzwurm pickte und sagte leise im Gebälk, und von draußen vernahm man das sachte Rieselndes des fallenden Schnees.

Da überkam Emich, bei aller Unbehaglichkeit, die im Zimmer herrschte, ein Gefühl unendlich traulichen Wohlseins. Er hüllte sich dicht in die Bettdecke ein und träumte von Vater und Mutter und seiner Kinderzeit. Und der holde Traum dünkte ihn noch seliger als das Stolzempfinden, Herr sein zu können...

Er war früh auf am Morgen. Seine erste Arbeit war ein Telegramm an seinen Kommandeur, in dem er um vierzehn Tage Nachurlaub bat. Wollte er Ordnung in Seesenheim schaffen, so mußte es von Grund auf geschehen.

Aber das war schwer auf dem verwahrlosten Gute, um so schwerer, als Emich selbst nichts von der Landwirtschaft verstand und sich völlig auf Settegast verlassen mußte. Eine erneute genaue Durchsicht der Bücher zeigte die mannigfachen Fälscherkunststückchen, in denen Polzien sich geübt hatte. Der Administrator verschwand übrigens schnell genug aus der Gegend. Schon am zweiten Tage nach Emichs Ankunft erschienen ein paar Getreidehändler aus der Kreisstadt in Seesenheim mit allen möglichen Forderungen. Sie erzählten auch, daß Polzien Hals über Kopf seine Habe verkauft habe und „verreist“ sei. Niemand wußte, wohin. Seine rothaarige Geliebte hatte er im Gasthof mittellos sitzen lassen.

Eine Menge weiterer, meist freilich nur kleiner Forderungen wurde angemeldet. Sie wurden zu späterer Prüfung zurückgelegt. Vorläufig handelte es sich um die Aufstellung eines völlig neuen Bebauungsplanes. Settegast holte die Pläne der Feldmark hervor und machte seine Vorschläge. Dann ging es auf einem primitiven Schlitten hinaus ins Freie. Der Schnee verdeckte die Felder, aber Emich wollte sich wenigstens ungefähr über die Lage der Schläge und ihre Einteilung informieren. Das Inventar wurde geprüft. Totes und lebendes verlangte Nachbeschaffung. An Vorräten war so gut wie nichts vorhanden. Dagegen ließ sich die Reparatur der Baulichkeiten ohne erheblichen Kostenaufwand ausführen.

Immerhin stellte sich nach tagelang währender sorgfältiger Berechnung heraus, daß ein Kapital von gegen zehntausend Talern notwendig sein würde, um die Wirtschaft wieder in flotteren Gang zu bringen. Aus den Grundbuchakten hatte Emich schon in Stenzig ersehen, daß das Gut nicht erheblich über die Ritterschaftsgelder hinaus belastet war. Die notwendigen zehntausend Taler ließen sich also wohl auf hypo-



heklariſchem Wege beſchaffen. Aber dazu war die Zuſtimmung des Vormunds notwendig.

Emich hatte bereits an Wiegeler geſchrieben und ihm Bericht über das Vorgefallene erſtattet. Die Antwort erfolgte umgehend. Der Onkel bedauerte die „Décadence“, in die Herr von Polzien geraten ſei. Sie könne übrigens nicht lange zurückdatieren, denn er ſelbſt, Graf Wiegeler, habe auf Seesenheim noch im vorigen Jahre alles in guter Ordnung vorgefunden. Doch er gebe Emich freie Hand; er ſei überzeugt, daß ſein lieber Neffe in jeder Weiſe korrekt verfahren werde.

Emich war froh darüber, daß ihm die vormundſchaftliche Fefſel genommen wurde. Er glaubte, Settegast vertrauen zu können. Der Alte ſaß länger als ein Vierteljahrhundert in Seesenheim und kannte Grund und Boden wie ſeine Taſche. Es war noch ein Glück, daß man den Winter vor ſich hatte. Bis zum Beginn der Frühjahrſbeſtellung konnten die nötigen Neubefchaffungen ausgeführt und auch die Arbeitskräfte ergänzt werden . . .

Was Emich bei allem Ärger und allen Sorgen freute, war der Jubel im Dorfe, daß er die Verwaltung von Seesenheim in die eigene Hand nehmen wollte. Viele der kleinen Häuſler ſtanden in einem gewiſſen Abhängigkeitsverhältniſſe zum Gute; der und jener hatte auch noch unter dem alten Grafen gedient; die Vorwerke hatten manchen Knecht und manche Magd geſtellt. Alle dieſe Leute waren von Herrn von Polzien brutal beiseitegeſchoben worden. Es traf ſich zufällig, daß während der Anweſenheit Emichs in Seesenheim auf dem Schulzenhofe eine Hochzeit ſtattſand: die jüngſte Tochter des Schulzen heiratete einen jungen Bauern. Dazu wurde Emich geladen, und daß er kam, ſogar in ſchmucker Uniform, erregte hellen Jubel. Am Sonntage beſuchte Emich ſelbſtverſtändlich die Kirche. Der Sitte gemäß wurde in das Endgebet auch der Patronatsherr eingeſchloſſen. Das

berührte Emich eigentümlich. Der Patronatsherr war er; man betete für ihn wie für den König. Und war er nicht König auf seiner Scholle? ... An den Wänden der Kirche befanden sich einige alte Gedenktafeln. Unter diesen eine für einen Herbrand Gotthold Schöningh, der als Johanniter bei der Eroberung Maltas durch Bonaparte gefallen war. Das achtspeizige Kreuz schmückte auch die Gedenktafel, und als Umschrift um dies Kreuz stand der alte Ritterschlagspruch „Besser Herr als Knecht“. Der Spruch beschäftigte Emich lebhaft. Er war der Inbegriff feudalen Empfindens, und doch auch viel mehr. Er pries im Herrsein die Macht des Herrschens, aber nicht allein über andere, sondern auch über sich selbst — im Gegensatz zu dem Knechtsein begehrllicher Wünsche und schlechter Leidenschaften. Und in dieser Kirchenstunde nahm Emich sich vor, dem alten Ritterspruche auch nach seines Inhalts idealer Deutung zu folgen. Wer Herr sein will, darf nichts Knechtisches in der Seele tragen ...

Kurz vor seiner Abreise von Seesenheim erhielt Emich noch einen seltsamen Brief. Die Briefmarke war russisch und trug den Poststempel Wilna. Auf einen groben Bogen Papier waren die Worte geschrieben: „Ich geh' nicht für immer. Wir rechnen noch ab, Schuft! P.“ Das war die letzte Drohung des Herrn von Polzien. Emich lachte ihrer, zerriß den Brief und ließ die Fegen über den Schnee flattern. Der Wind mochte sie weitertragen ...

Klempin war in voller Aufregung. Daß Schöningh vom Grafen zum Prinzen befördert war, interessierte vom Bürgermeister bis herab zum letzten Bäckergehilfen Meister Ritsches die ganze Stadt. Es war ein Ereignis, wie es die Chronik Klempins noch nicht aufzuweisen hatte. Der Bürgermeister träumte mehrere Nächte hindurch von einem großen Orden, der in der Gestalt eines schwarzen Greises durch die Luft



gesflogen kam und sich auf seiner Brust niederließ. Sehr sinnig feierte Frau Bäckermeister Nitschke die Standeserhebung ihres vornehmsten Kunden. Sie ließ eine Krone aus Butterteig backen und schickte sie durch Bob mit dem Morgenfrühstück an Emich. Bob war wie aus dem Häuschen. Daß sein geliebter junger Herr nun gar noch Prinz geworden war, regte seine Phantasie mächtig an und machte ihn sehr stolz. Die übrigen Burschen schaute er nur noch über die Achsel an und log ihnen das unglaublichste Zeug vor; zum Beispiel, daß sein Herr direkt vom Kaiser eine Krone aus purem Golde und auch ein Zepter geschenkt bekommen habe — das läge beides oben auf der Kommode, und jeder könne es sehen. Und jeden Tag müsse Prinz Schöningh diese Krone wenigstens eine Stunde lang tragen; das sei Befehl — gewöhnlich setze er sie sich des abends vor dem Schlafengehen auf den Kopf, und damit sie nicht drücke, sei sie inwendig gefüttert. Bob gab sein Ehrentwort, daß alles dies wahr sei, sonst würde er es nicht erzählen. Und es sei sehr leicht möglich, daß sein Herr auch noch einmal König würde; zuerst würde man immer Prinz und dann König...

Oberst von Hildringen gratulierte in seiner rauh burschikosen Art, als Emich sich bei ihm vom Urlaub zurückmeldete. „Schaden soll's Ihnen bei uns nichts, daß Sie nun Prinz geworden sind, Schöningh,“ meinte er schmunzelnd. „Wenn mich dieser Blitzstrahl getroffen hätte, wär' mir's unangenehm — von wegen der Wäsche und der Pferdedecken, da muß doch nun überall die Krone umgestickt werden. Und was das kostet!...“ Und dann rief er mit gewaltiger Stimme: „Mi, Mé, Ma! Kommt mal alle rein! Macht eure Reverenz vor unserm neuen Prinzen!...“ Und das Dreiblatt trat an, niedlich und häuslich anzuschauen: Mi in der Schürze und mit rotem Gesichtchen, denn sie hatte in der Küche zu tun gehabt — Mé im Kopftuch, weil sie gerade Staub wischte,

und Ma im Malerkittelchen, denn sie tuschte zierliche Blumen auf Tonvasen, die sie dann an einen Dreimarkbazar nach Berlin verkaufte. Alle drei knigten und wünschten Emich Glück und schnabberten viel und nannten ihn Erlaucht, Durchlaucht, Serenissimus, Hoheit und „mon prince“ durcheinander, und die kleine Mi, die man immer schon von weitem an ihrem Richern erkennen konnte, sagte sogar „Fürstliche Gnaden“ . . .

Graf Enden hielt Emich eine schöne Rede, und noch schöner sprach der Major von Blohme, der Emich darauf aufmerksam machte, daß die Pflichten, die nunmehr an ihn „als Menschen wie als Offizier“ heranträten, ungleich höhere seien als vordem; mit seinem erlauchten Namen müsse Emich den Untergebenen ein doppelt leuchtendes Vorbild sein — und was des Wohlangebrachten und Guten noch mehr war.

Natürlich wurde er beim gemeinsamen Mittagsmahl im Kasino mit großem und allgemeinem Hallo empfangen. Das Verlangen, seinen Prinzentitel in solenner Weise zu feiern, war lebhaft, und so ließ Emich denn eine Batterie Goldköpfe auffahren, und da die meisten Herren am Nachmittag dienstfrei waren, zog sich die Sitzung ziemlich lange hin. Dafür war sie auch um so angeregter. Besonders Sassenhausen und der junge Graf Kiepert waren in tobender Ausgelassenheit und wußten vor Übermut nicht, was sie alles für Dummheiten angeben sollten. Und als die älteren Offiziere sich zurückgezogen hatten, schlug Sassenhausen in kleinem Kreise einen lustigen Tempel vor, an dem ein paar leichtsinnige Kameraden sich mit Begeisterung beteiligten, während Emich seinen Paletot anzog, um Mac Dewleß zu begrüßen. Sein Freundschaftsverhältnis zu Saß hatte sich in letzter Zeit ein wenig gelockert. Vor allen Dingen hatte es ihn geärgert, daß Sassenhausen bei Gelegenheit ein paar gut gemeinte Worte über seinen bedenklich werdenden Lebenswandel mit der



Redensart zurückwies, Emich möge sich um seine eigenen Angelegenheiten kümmern . . .

Mac Bewleß empfing den Freund herzlich wie immer, entschuldigte sich auch, daß er dem Mittagessen nicht habe bewohnen können, weil ihn wieder eine Migräne gepackt hatte, an der er in letzter Zeit häufiger litt. Er zog sich mehr als je zurück und kam nur noch selten in das Kasino. Sein sich steigendes Sonderlingswesen erregte auch Emichs Bedenken. Es war eine Bewegung zur Verinnerlichung, die sich aus dem Wesen Geralds recht wohl verstehen ließ, die ihn in ihrer alles rein Außerliche schroff ablehnenden Entwicklung aber den Kameraden schließlich gänzlich entfremden mußte. Und das widersprach naturgemäß dem Gefühl der Zusammengehörigkeit im Offizierkorps und mußte auch Blohmes Abneigung gegen Mac Bewleß verstärken. —

Am Sonntag ritt Emich nach Stenzig hinüber. Graf Wiegel war über die Grenze nach Rottau gefahren, um mit Herrn von Riehow eine geschäftliche Angelegenheit zu erledigen und wurde erst am Nachmittag zurück erwartet. So fand Emich Tante und Rufine zunächst allein vor, und das war ihm nicht unlieb.

Die Tante empfing ihn selbstverständlich mit hellem Jubel.

„O du mein Diderchen — darf ich dich denn noch so nennen? Verleze ich damit nicht den Respekt vor dem Majestätlichen in dir? Denn du bist doch nun eine ganze Ecke höhergerutscht und kannst, denk' einmal, welche Ehre, bei Hofe den Regierungsräten erster Klasse vorangehen! Na, ich sage, da hat der Ferdinand doch mal was Gescheites gestiftet! Wenn ich nun nicht verheiratet wäre, dann könnt' ich's am Ende auch noch bis zur Prinzessin bringen! Aber es ist mir so schon lieber; die Hauptsache ist, daß ich Diderchens Tante bleibe.“

Nun trat Ruth ein, lachte, machte eine tiefe Hofverbeugung und sagte:

„Nehmen Euer Durchlaucht auch von hochdero unwürdiger Base in ersterbender Devotion untertänigste Gratulation in Gnaden entgegen. Möge die Sonne Eurer fürstlichen Durchlaucht strahlender Huld auch fürderhin zeitweilig über meinem Haupte leuchten und mir Kraft geben, in so unmittelbarer prinzlicher Verwandtschaft dies elende gräßliche Dasein noch weiter zu ertragen!“

Vor auf Emich erwiderte:

„Neige dein Haupt in Demut, mein Kind, und empfah' einen Kuß als Zeichen dafür, daß ich dir auch künftighin gewogen bleiben werde . . .“

Nun frühstückte man in heiterer Laune miteinander, und Emich erzählte dabei ausführlich von Stubbach, dem Onkel und den Vettern und von den Geschehnissen in Seesenheim.

Diese letzteren empörten die Tante ungemein.

„Weißt du, Dickerchen,“ sagte sie, „die Unredlichkeit Polziens ärgert mich noch weniger als die Gemeinheit, daß man den guten Onkel so an der Nase herumgeführt hat. Wenn der Onkel nach Seesenheim kam, war immer alles in Ordnung, und kaum war er wieder fort, so herrschte die größte Lodderei. Der Onkel weiß sich ja sehr zu beherrschen, aber ich hab' es ihm doch angemerkt, wie ihn diese Niederträchtigkeit gewurmt hat.“

„Ich auch,“ setzte Ruth hinzu. „Aber unter uns, Mama: Meiner Ansicht nach hätte das alles nicht vorkommen dürfen. Hätte auch gar nicht vorkommen können, wenn der Papa seine Vormundschaft, sagen wir, etwas weniger bürokratisch gehandhabt haben würde.“

„Ruthchen, ich bitte dich, laß solche Äußerung nicht etwa einmal dem Papa gegenüber fallen! Du kennst ihn ja“ . . .

„Gewiß kenne ich ihn und habe auch durchaus nicht die Absicht, ihn unnötig aufzuregen. Jedenfalls war es das einzig Richtige, daß Emich seine Angelegenheiten in die



eigene Hand genommen hat. Er wird vielleicht weniger korrekt als Papa, aber praktischer und zugreifender verfahren. Das hat er schon dadurch bewiesen, daß er Herrn von Polzien nicht erst verklagt, sondern einfach hinausgefenstert hat ... Besser Emich, du wächst in meinen Augen!"

"Merci, Rusine. Wachse ich wirklich — ich spür's noch nicht recht — so verdank' ich das lediglich der Einsicht, daß man auch Herr sein muß, wenn man, dank einem gnädigen oder zweifelhaften Geschick — wie man es auffassen will — nun doch einmal als Herr geboren worden ist."

"Richtig, Emich! Es ist merkwürdig: Herr von Riezow sprach sich neulich einmal in ganz ähnlicher Weise aus."

"Riezow? — Wird der Weg zwischen Rottau und Stenzig jetzt mehr befahren als sonst?"

Die Tante nickte.

"Ja, Emich. Zwischen dem Onkel und dem Rottauer hat sich sogar eine Art Freundschaftsverhältnis ausgebildet. Früher konnten sie sich nicht leiden. Da haderten sie immer von wegen Riezows sogenannter Weltanschauung miteinander."

"Bei Leuten von Bildung," meinte die Komtesse, "sollte das der geringste Grund zu Streitigkeiten sein. Denn schließlich ist jeder der Meister seiner eigenen Seele. Ich kann mich persönlich übrigens nur darüber freuen, daß Herr von Riezow sich jetzt öfters einmal in Stenzig sehen läßt. Von der ganzen Nachbarschaft ist er der einzige, der Geist und Wissen besitzt; man kann mit ihm doch auch über etwas andres sprechen als über die Jagd, den Stand der Felder und die Politik."

"Ja — ja," saate die Gräfin gedehnt, "das kann man immerhin ..."

Emich schwieg; seine Sympathien waren nie auf der Seite des Rottauers gewesen. —

Wiegell kehrte am Spätnachmittage heim. Er hatte eine längere und ernst geführte Auseinandersetzung mit Emich.

Aber trotz alles Windens und Drehens und trotz aller schönen Worte merkte Emich doch, daß es dem Grafen nur lieb war, sich entlasten zu können. Er mußte die Vormundschaft allerdings noch behalten, aber es sollte sich dabei lediglich um die Erfüllung einer formalen Notwendigkeit handeln.

„Du siehst also, wie sehr ich dir vertraue, Emich,“ sagte er. „Nun ja, es hat Zeiten gegeben, in denen ich mich deiner minder sicher fühlte. Und auch heute gehen deine und meine Grundsätze noch manchmal auseinander. Ich würde beispielsweise in der Angelegenheit Polziens anders verfahren haben. Wir leben nicht mehr im Zeitalter des Faustrechts. Aber an dem Geschehenen läßt sich nichts ändern, und den Umständen nach ist es ja auch ganz gut so. Du bist also fortan dein freier Herr. Wie sich dein militärischer Beruf und die Pflichten, die er an dich stellt, mit der Notwendigkeit einer subtilen Überwachung deines Besitzes vertragen wird, weiß ich freilich nicht. Die Großmut deines Onkels Ferdinand — hm — ich kann mich noch gar nicht an den Gedanken gewöhnen — erleichtert dir ja manches. Aber — na, ich will dir nicht mit der ganzen Reihe ‚Aber‘ kommen, die ich auf der Zunge habe: jedenfalls weißt du, daß ich immer bereit bin, dir mit Rat und Tat beizustehen, wenn du meiner einmal bedarfst . . .“

Emich bedankte sich mit liebenswürdigen Worten. Das mußte er schon, obwohl er der Überzeugung war, daß bei dem Onkel zwischen Rat und Tat sich Ströme aufstun würden, nicht immer leicht überbrückbar. Er hatte die Erfahrung für sich.

9

Die Zeit verrann. Lenzstürme schmolzen den Schnee und weckten die schlafende Welt. Der Sommer zog über das Land und starb in der Umarmung des Herbstes, und abermals kam der Winter. Ein Jahr reihte sich an das andere —



und während die kleine Garnison, wie durch Zauberspruch gebannt, unveränderlich in ihrer gleichförmigen Längeweile, allen Wandel der Tage über sich hinwegrollen ließ, vollzogen sich draußen in der großen Welt tiefgreifende Umgestaltungen.

Eine internationale Konferenz der europäischen Staatsmänner regelte die Verhältnisse im Balkan. Nach Jahrhunderten der Unterdrückung konnte auf Syriens blutgetränktem Boden die Freiheit endlich ihr wehendes Banner entfalten. Und als Apostel der Freiheit zog, von der Bevölkerung mit Palmenreisern und brausendem Jubel empfangen, ein junger deutscher Prinz als Fürst von Syrien in die Landeshauptstadt Garica ein . . .

Von diesem Tage ab hielt sich Emich die Kölnische Zeitung, die einen besonderen Korrespondenten in Garica hatte und fast allwöchentlich ziemlich ausführliche Stimmungsberichte aus dem neuen Fürstentum brachte. Unter dem mächtigen Schutze Rußlands schienen sich die Zustände in dem kleinen Staate allgemach ordnungsgemäß entwickeln zu wollen. Das Suzerenitätsrecht des Sultans beschränkte sich nur noch auf Äußerlichkeiten; die Proklamierung seiner Konstitution sicherte Syrien seine Unabhängigkeit, aber freilich hinter der Konstitution stand der Russe, in einer Hand die Knute, in der andern halb offenen den lockenden Rubel. Trotzdem schien das Volk zufrieden zu sein; der Glücksrusch währte fort. Unzweifelhaft hatte Fürst Leopold einen vortrefflichen Berater in dem Marquis Veresco, der zu einer Art syrischen Nationalhelden geworden zu sein schien. Veresco war ein Mann der Kompromisse, ein vorsichtiger Diplomat, der sich vor dem Zaren tief zu neigen verstand und im geheimen fort und fort und raslos daran arbeitete, seinem Vaterlande die völlige Autonomie zu sichern. Es war klug gehandelt von Leopold, daß er die Pläne des Alten nicht aus eigener Machtvollkommenheit durchkreuzte.

„Du glaubst nicht,“ schrieb Maffeo Veresco eines Tages an Emich, „wie man hier in Garica und auch auf dem platten Lande Deinen Vetter vergöttert. Ich kann Dir gegenüber ja offen sein. Vielleicht entsinnst Du Dich, daß ich Dir eines Tages einmal sagte, es wäre das beste für uns, man setzte uns einen kleinen europäischen Fürsten auf den Thron. Denn wäre einer aus dem einheimischen Hochadel zur Regierung gekommen, so würden Nepotismus und Eifersüchtelei uns binnen kurzem von neuem der Revolution in die Arme gestürzt haben. Und Fürst Leopold macht sich gut. Das ‚macht sich‘ ist wörtlich zu nehmen. Er ist kein Genie (trotzdem er Dein Vetter ist — tu ne dois pas m'en vouloir, aber Du verstehst schon, wie ich es meine), doch er weiß sich famos in Positur zu setzen. Er ist mit allem einverstanden, was ihm die Minister vorschlagen, tut aber dabei so, als wäre er absoluter Herrscher. Und dann seine rosige Jugend! Die entzückt unser leicht empfängliches Volk am meisten. Zudem ist er auch noch blond und sieht immer so appetitlich und frisch gewaschen aus, daß es vom Meer bis zum Rhodogaz-Gebirge kein Frauenzimmer bei uns gibt, das sich nicht bereits in ihn verliebt hätte. Hättest dabei sein sollen, als er neulich auf dem Mudirischen Felde die erste Parade über die neugeschaffenen Regimente abhielt! Er selbst in der schimmernden Generalsuniform seiner Heideckengarde — schimmern muß bei uns alles, sonst sind wir nicht glücklich — strahlend wie der junge Siegfried in Guerns Berliner Opernhause, den blanken Säbel in der Faust, auf seinem prächtigen Schimmel die Front herabgaloppierend. Die Soldaten jauchzten einfach — und ich habe mitgejauchzt, nicht nur, weil dieser junge Fürst einen mir ach, wie lieben Familiennamen trägt, sondern weil auch ich begeistert war von seiner frischen Kraft und sieghaften Schönheit. Kurzum: Fürst Leopold scheint gerade der zu sein, den wir brauchen. Scheint, sage ich, denn sein Regiment hat ja eben erst angefangen.



Und eben, weil ich glaube, daß wir mit einem selbständigeren, mehr nach Großem und Hohem strebenden Herrscher bei der Eigentümlichkeit unsrer Verhältnisse vielleicht durchaus nicht besser fortgekommen wären, deshalb unterdrücke ich auch manche meiner Herzenswünsche — Wünsche, die selbst mein Vater nicht kennt . . . Und nun noch eins, liebster Emich: Der Fürst sagte mir gelegentlich, daß Du einmal einen Manöverurlaub benutzen wolltest, uns hier zu besuchen. Gott, würde das eine Freude sein! Und auf diese Freude hin mache ich Dir das anliegende Geschenk: eine vor kurzem erschienene französisch-illyrische Grammatik nach Art der Toussaint-Langenscheidtschen Unterrichtsbriefe; studiere ein bißchen darin herum, damit Du bei Deinem Besuche nicht ganz allein auf die deutschen Freunde und die international Abgeschliffenen angewiesen bist. . .“

So schrieb Beresco. Er schrieb anfänglich öfter; dann erlahmte die Korrespondenz, wie auch der Wunsch Emichs, Illyrien kennenzulernen, sich allgemach verlor. Er hatte in der Heimat genügend zu tun.

Er war nun auch gerichtlich majoren erklärt worden. Seiner geistigen und körperlichen Reife nach war er allerdings längst mündig. Ein Jüngling noch, war er doch schon ein ganzer Mann. Ein Mann in dem geraden verständigen Ernst seiner Lebensanschauung und der Strenge seiner Gesinnung. Er hatte anfänglich geglaubt, sich nach seiner Standeserhöhung auf größerem Fuße einrichten zu müssen, aber er gab diese Absicht rasch auf. Er blieb in seiner Wohnung oberhalb der Mohren-Apotheke und änderte auch in seiner Lebensführung nichts. Der einzige Luxus, den er sich gönnte, war eine Vergrößerung seines Stalles und seiner Bibliothek. Er schaffte sich noch ein drittes Pferd an, den „Emir“, und erhöhte das Budget für seine Bücher. Noch immer war Mac Lewesß sein geistiger Berater. An die Stelle der schönen Literatur waren Geschichte und Kulturgeschichte getreten. Auch eine Anzahl

landwirtschaftlicher Werke ließ er sich kommen, um dem alten Settegast gegenüber nicht gar zu sehr als Laie in agrarischen Dingen zu erscheinen.

Die Aufwirtschaftung von Seesenheim erforderte mancherlei Opfer. Das war auch der Grund, der Emich nötigte, sich nach anderer Richtung einzuschränken, und der Grund dafür, daß er den versprochenen Besuch in Illhrien von Jahr zu Jahr weiter hinausshob. Denn jeden Urlaub benützte er, sich persönlich von dem Stand und dem Fortschritt der Dinge in Seesenheim zu überzeugen. Das Herrenhaus war wieder auf wohnlichen Fuß eingerichtet worden; hier pflegte er auch den längeren Urlaub zu verleben, der den Offizieren gewöhnlich nach Ablauf der Herbstmanöver bewilligt wurde. Das war für ihn immer die köstlichste Zeit im Jahre. Er war kein Feind der Einsamkeit; sie hatte für ihn die heiteren Reize eines ruhigen Sichselbstlebens, unbeeinflusst vom Dienst des Tages und dem oft genug nicht minder harten Dienst der Geselligkeit. Und nur hier empfand er das Glück, im besten Sinne Herr sein zu können. Hier war er es ganz. Seine Scholle war sein Reich. Er gab und nahm und hatte nur sich allein Rechenschaft darüber zu erstatten, ob das, was er gab und was er nahm, das rechte war. Aber er blieb sich diese Rechenschaft nicht schuldig. Er war auch streng gegen sich selbst. Das „Besser Herr als Knecht“ stand noch immer in Goldbuchstaben über der Denktafel des alten Gotthold Schöningh in der Kirche zu Seesenheim — und in seiner schönsten Bedeutung hatte dies Wort in der Seele Emichs Leben empfangen. Es wohnte da in Seesenheim in der Pfarrei ein alter, emeritierter Geistlicher, der schon die Ehe der Eltern eingeseget und Emich getauft hatte; der sagte eines Tags zu Emich, als dieser ihn besuchte: „Durchlaucht, wo ich hinhöre, erzählt man Gutes von Ihnen. Segne Sie der liebe Gott, auf daß Sie bleiben mögen, was Sie sind: ein echter Edelmann!“



Ob er das war? — Vielleicht hatte der alte Pfarrer recht: Jedenfalls steckte etwas von echter Edelmannsnatur in Emich. Er war nicht frei von mancherlei kleinen Vorurtheilen, doch sie beherrschten ihn nicht. Er war auch kein Himmelsstürmer, sondern nur ein redlich empfindender Mensch; selber ein rechtschaffner Arbeiter und ein gütiger Arbeitgeber den andern. Er war warmherzig und rasch von Entschluß, ohne sich von seinem Temperament fortreißen zu lassen; war kein Genie, aber fleißig und voll guter Gaben, wenn es ihm auch an Weltflugsheit mangelte. Und was ihn am besten als freisässigen Edelmann reinen Schlags charakterisierte: er war keine Höflingsnatur, die sich im Schranzendienst wohl fühlt, sondern durch seine Adern quoll und seine Seele füllte und alle seine Fibern schwellte ein starkes Unabhängigkeitsgefühl.

Es war, als hätte der Schöpfer in ihm nachgeholt, was er seit einem Jahrhundert den Fürstendienern auf der Stubbachseste versagt hatte. Als lebte in Emich der trotzige Herrenstolz wieder auf, der einst die alten Schöninghs beseelte, die bei den Kaiserwahlen auf der Grafenbank saßen und ein Gewichtiges mitsprachen, wenn man zu Speyer und Worms und Frankfurt den Reichstag zusammenberief. Und dieser Unabhängigkeitstrieb wuchs, wenn Emich in der Herbstfrühe oder im Dämmer Schatten des Abends über sein Land ritt und Feld und Wald und Wiese zu seinen Füßen sah. Dann jauchzte sein Herz: das ist mein! — Aber es war nicht nur die Freude am Besitz, an dem Erbe, das er von neuem erwarb, sondern auch das Frohempfinden, Herr zu sein, das ihn erfüllte. Mit diesen autokratischen Regungen verband sich jedoch bei ihm immer noch ein jenen strikte widerstrebendes Gefühl: das eines unbewußten Sozialismus. Gleich sich wollte er auch die Seinen glücklich wissen in dem Bewußtsein, innerhalb gewisser Grenzen Herr sein zu können. So gab er den Leuten keine Deputate außer ihrem Lohn, sondern freies Land zu

eigner Bewirtschaftung, Feld und Garten und begann schließlich auch mit dem Bau neuer Einfamilienhäuser. Das führte nun zu einem großen Kampf mit Settegast. Raum hatte man das Gut so weit in die Höhe gewirtschaftet, daß es leidliche Erträge abwarf, da begann auch schon wieder die Verschwendung. Settegast murrte. Ganz unrecht hatte er nicht. Mit der „Verschwendung“ war es freilich nicht so schlimm, denn Emich lebte sparsam, und der Bau der neuen Leutenhäuser kostete nicht allzu viel. Aber die Häusler selbst begannen mit dem Besitz des Eigenen anspruchsvoller zu werden und waren unzufrieden, wenn sie nicht genügend Zeit fanden, ihr Land zu bestellen. Trotzdem wünschte Emich keine fremden Arbeiter, wie man sie zur Erntezeit zu werben pflegte, um das Getreide schneller bergen zu können; er wollte nur eignes Personal haben. Da bat Settegast eines Tages um seine Entlassung. Es war nur ein Schreckschuß und nicht schwer, ihn zum Bleiben zu bewegen. Aber die Sache ergrimmte Emich doch sehr. Er fühlte sich in seinem Selbstbewußtsein verletzt. Glaubte Settegast, er sei unentbehrlich? —

Gewiß, er war es. Wenigstens für den Augenblick. Emich gestand sich zu: Er war doch noch nicht völlig Herr auf seinem Besitz. Er konnte das nicht sein, wenn er immer nur auf wenige Wochen in Seesenheim verweilte. Eine Zeitlang trug er sich ernsthaft mit dem Plane, den Abschied einzureichen und sich gänzlich der Bewirtschaftung seines Gutes zu widmen. Er sprach mit Mac Dewleß darüber. Der riet ihm ab, und auch Emich fühlte, daß ihm die Trennung von dem Freunde sehr schwer werden würde . . .

In Klempin hatte sich wenig verändert. Nur einen häßlichen Skandal verzeichnete die Chronik. Frau von Blohme hatte sich von ihrem Manne scheiden lassen, um einen jungen Inspektor aus der Nachbarschaft zu heiraten. Das Paar zog nach der Riviera. Man hoffte, der Major würde den Abschied



einreichen oder sich versehen lassen; aber er nahm nur zwei Monate Urlaub und trat dann seinen Dienst wieder an. Er war noch verbissener, unliebenswürdiger und galliger geworden... Graf Kiepert war nach Görlich zur Infanterie gekommen. Er hatte Spielschulden gemacht, die sein strenger Vater zwar bezahlte, aber nicht ohne Bestrafung. Kiepert mußte den weißen Koller ausziehen und den Ballasch abschnallen und vom stolzen Rosse steigen. In jene Spielaffäre war auch Sassenhausen verwickelt gewesen. Schon zweimal hatte sein alter Vater die Schulden des Leichtsinrigen geordnet; einmal war auch Emich in die Bresche gesprungen. Seit drei Monaten war Saß zur Zentraltturnanstalt nach Berlin kommandiert.

Mac Lewleß verkehrte wieder in der Gesellschaft. Sein „Cromwell“ war beendet und sollte bei Mittler in Berlin im Druck erscheinen. „Nun kann ich nicht mehr,“ erklärte er eines Tags Emich; „ich muß Zerstreuung haben. Vielleicht bringt sie mir eure sogenannte Gesellschaft. Ich will auch wieder nach Stenzig. Absichtlich. Dies gebliffentliche Fernhalten ist Blödsinn. Es steigert die Reizungen — die Gewohnheit stumpft sie ab“... Und er machte überall seine Besuche, und alle Welt staunte über die unerwartete Wandlung.

Auch Graf Wiegel. Die erneute Anknüpfung sagte ihm wenig zu, aber er fügte sich, als er sah, daß Ruth sie sehr gleichmütig aufnahm. Nur die Tante schüttelte zuweilen den Kopf: sie verstand ihr Töchterchen nicht mehr. —

An einem warmen Augusttage war ein kleines Essen in Stenzig gewesen. Ruth feierte ihren dreißigsten Geburtstag. Sie hatte nicht gewünscht, daß ein „besonderes Wesen“ davon gemacht würde. Trotzdem wurde ein kleiner Kreis geladen — „nur zum Anstoßen“, wie Wiegel meinte: Oberst von Hilbringen mit seinem dreiblättrigen Kleeblatt,

Blohme als Verwandter des Hauses („Gott sei Dank recht weitläufiger“, pflegte Frau Jrmela stets zu betonen), Mac Lewleß und Emich, der Kottauer Riekow, der Landrat und noch einige jüngere Herren.

Während man unter den Linden im Park den Kaffee trank, stellten die Hildringenschen Mädchen die Reisen zum Krokettspiel auf. Gerald und Emich halfen dabei und machten sich liebenswürdig. Schon seit einiger Zeit war es Emich aufgefallen, daß Mac Lewleß sich in seinem Wesen auffällig verändert hatte. Er trug häufig eine Lustigkeit zur Schau, die man bei ihm nicht gewohnt war und die öfters, zumal wenn er stark und rasch getrunken hatte, unangenehm laut wurde.

Auch beim heutigen Diner hatte Gerald entgegen seiner früheren Mäßigkeit ziemlich stark konsumiert und schäkerte nun beim Aufstellen der Reisen mit den jungen Mädchen, die über die Lebhaftigkeit des sonst so schweigsamen „Schotten“ ganz glücklich waren.

Eine Kugel war weithin in die Boskettts gerollt. Emich suchte sie und Ruth war ihm gefolgt — mit Absicht. Sie wollte Emich sprechen.

„Sag', Better, was ist das heute mit Mac Lewleß? Ich kenn' ihn nicht wieder.“

„Ich längst nicht mehr, Ruth. Ich weiß auch nicht, ob es gut war, daß er Stenzig wieder aufgesucht hat.“

„Weshalb? — Ah — du meinst, wegen der Geschichte von damals? . . . Lieber Junge, man kann wohl einmal eine Dummheit machen, pflegt sich ihrer aber nicht gern zu erinnern. Es gibt, denk' ich, auch in deinem Leben manche kleine Torheit, die du glücklich vergessen hast.“

„Ich bin ein anderer als Gerald. Der vergißt nicht so leicht. Namentlich, wenn ihm das Vergessen schwer gemacht wird.“

Ruth schaute Emich von der Seite an.



„Bitte — was soll das heißen? Es liegt irgend etwas Verstecktes in dieser Redewendung.“

„Ich brauche dir gegenüber nicht zu heucheln, Ruth. Gerald drückt schweres Leid und du verdoppelst es.“

„Ich...?!“

„Nicht so laut! ... Ja, du! Ich kann dir einen leisen Vorwurf nicht ersparen. Vielleicht weißt du selbst nicht, was du tust. Gerald hat deine Abweisung noch lange nicht verwunden; vergessen wird er sie, wie ich ihn kenne, vermutlich nie. Dadurch aber, daß du ihn vor andern bevorzugst und ihm eine gewisse Ausnahmestellung einräumst, nährst du Hoffnungen in ihm, deren Nichterfüllung ihn schließlich gänzlich zu Boden werfen wird...“

Emich hatte leise und sehr rasch gesprochen. Er war sichtlich in leichter Erregung. Ruth war ernst geworden, biß sich auf die Lippen, zuckte dann mit den Achseln und entgegnete:

„Ich glaube, mein lieber Junge, aus dir spricht ein klein wenig die Eifersucht. Und daß dies lächerlich ist, wirst du mir ohne weiteres zugestehen. Im übrigen: Ermahnungen von deiner Seite verbitte ich mir. Deine geschlossene Krone und dein ehrwürdiges Alter in Ehren — aber ich bin ich!“

Sie nahm die Kugel und warf sie den Spielern zu. Das Krocket wollte kein Ende nehmen. Mé, Ma, und Mi klagten unter Lachen und Scherzen, wie zerstreut die andern seien.

„Mylord, Sie nehmen schon wieder einen falschen Ball!“ rief Mé Gerald zu. „Den blau-weißen, wenn ich bitten darf!“

„Richtig — den blau-weißen! Verzeihung, gnäd'ges Fräulein! Aber Sie tragen an meiner beginnenden Farbenblindheit Schuld! Wer soll nicht alles rosig sehen, wenn Sie neben einem stehen!“

„O, edler Häuptling,“ kicherte Mé, „Sie werden galant!“

Ruth schürzte die Lippe. Mac Lewles galant — das kam ihr zu albern vor. Das stand dem schottischen Recken

nicht. Sie schlug mit ihrem Hammer kleine Kieselsteine aus dem Wege und schaute dabei träumend ins Grüne. „Ich bin ich“ hatte sie vorhin zu Emich gesagt — aber sie war schon lange nicht mehr sie selbst. Ein fremdes Gefühl hatte von ihrem Herzen Besitz genommen. Sie schlief schlecht und suchte die Einsamkeit auf. Sie träumte viel und war ewig zerstreut.

Die Mahnung Emichs ärgerte sie. Aber Ruth sollte sie in ähnlicher Form heute noch einmal hören. Sie tat ermüdet und bat Fräulein von Dett, die Tochter des Landrats, für sie einzutreten. Dann schlenderte sie langsam die Allee hinab und schlug den Fußweg nach dem Reiter ein, der mit Wasserrosen übersät war. Die Rohrsperrlinge zirpten im Schilf, und ein Müdenschwarm wogte über dem bleifarbenen trägen Wasser auf und nieder.

Herr von Riezow stand am Ufer und fütterte die Schwäne. Als Ruth ihn sah, schien ihr Fuß stocken zu wollen. Es zuckte rasch und unmutig über ihr Gesicht. Einen Augenblick überlegte sie: Umkehren oder Folge leisten? Dann schritt sie weiter, aber langsam und mit schleppendem Gange.

Riezow war interessiert mit den beiden Schwänen beschäftigt. Die lange Gestalt im schwarzen Überrock hob sich scharf von dem Erlengestrüpp und dem niederhängenden Gezweige der Silberweide ab. Er hatte den Kopf ein wenig geneigt, so daß die untere Partie des Gesichts im Schatten lag. Aber da er barhäuptig war, flutete die Sonne hell um seine Stirn, die breit, edig und hoch das Gesicht beherrschte.

Nun schaute er auf und lächelte.

„Ihre gehorsame Dienerin, Herr von Riezow,“ sagte Ruth im Nähertreten. „Sie sehen, daß ich folgsam bin. Was befehlen Euer Gnaden?“

„Befehlen? — O Komteß, ich bat nur. Was wir uns zuweilen zu erzählen haben, braucht ja doch nicht alle Welt



zu hören! . . ." Er trat an ihre Seite. „Also zunächst etwas Erfreuliches. Ich habe Ihre kleine Novelle glücklich an den Mann gebracht. Sie wird im nächsten Quartal in der neuen Zeitschrift unsrer Gemeinschaft, dem ‚Wahrheitsfucher‘, veröffentlicht werden.“

Ruths Augen glänzten.

„Ah — das ist prächtig! Ich danke Ihnen herzlich, Herr von Riezow. Und welches Pseudonym haben Sie für mich gewählt?“

„Noch gar keins. Absichtlich nicht. Ich hoffe noch immer, Sie werden mir die Erlaubnis geben, die Erzählung unter Ihrem Namen veröffentlichen zu dürfen. Sie kommen in gute Gesellschaft.“

Ruth schüttelte den Kopf. „Das ist unmöglich, Herr von Riezow,“ entgegnete sie. „Mein Vater in seiner strengen Kirchlichkeit würde empört über dieses Bekenntnis vor aller Öffentlichkeit sein.“

„Liebe Komteß, kämpfen wir denn nicht auch für die Rechte der Kirche? Die Spiritisten der alten Schule verwerfen Dogma, Kirchenformen und Priestertum als Fesseln einer freien geistigen Entwicklung. Ich will der Kirche ihr Recht lassen, weil sie uns das Wort gibt und weil das Hierarchische die Disziplin der Geister fördert. Ihre kleine Erzählung schildert in dichterischer Verklärung den Weg einer Befehrten, eines Weltkinds zur Gläubigen, einer Trotzigen zur Unterwerfung. ‚Satya nasti pradh‘ sagt brahmanische Weisheit — nichts Höheres als das Wahre. Sie haben der Wahrheit die Ehre gegeben — warum wollen Sie sich verstecken? . . .“

Mit gesenktem Kopf schritt Ruth neben ihm her, die Stirn kraus, die Lippen fest geschlossen . . . Es war Herrn von Riezow nicht allzu schwer gefallen, diese eitle und törichte kleine Seele zu umkreisen und für sich gewinnen. Ein Menschenkenner wie er täuschte sich selten. Die innre Unzufriedenheit und

das geistige Unbefriedigtsein Ruths waren der Acker, auf dem er Ausfaat hielt. Freilich, er wollte mehr als nur die Seele haben: er wollte das Weib erringen, und er ging dabei vorsichtig zu Werke, den Reiz des Geheimnisvollen ausnützend, nie drängend, oft nachgebend, aber in rastloser Maulwurfsarbeit ihren innern Widerstand unterhöhlend.

Auch jetzt zog er den Pfeil, den er schon auf der Sehne hatte, wieder zurück.

„Sie geben mir keine Antwort, Komteß,“ sagte er. „Ich will auch keine. Ich zwingen Sie nicht. Überlegen Sie sich in Ruhe, wann Sie es für an der Zeit halten, sich offen zu erklären. Daß Sie nichts und niemand zu fürchten haben, wissen Sie, auch nicht Ihren Vater . . . Doch da wir grade einmal allein miteinander sind, noch eine Warnung, Ruth. Hüten Sie sich vor Mac Bewles!“

Ruth warf den Kopf zurück, und ihr blaß gewordenes Gesicht rötete sich.

„Wollen vielleicht auch Sie mir, wie mein Vetter Schöningh, den Vorwurf machen, ich sei zu liebenswürdig gegen Mac Bewles? — Wider den guten Takt, Herr von Niehor, glaube ich mich noch nie versündigt zu haben!“

„Davon ist keine Rede, Komteß. Mißverstehen Sie mich nicht. Ich weiß, daß Mac Bewles schon einmal abgewiesen wurde. Aber er hofft wieder — und das darf nicht sein. In Ihrem Interesse nicht . . .“

Ruth war unter der alten Kastanie stehen geblieben, deren Früchte bereits abfielen und den Weg zu übersäen begannen. Sie lehnte sich wie erschöpft mit dem Rücken gegen den Stamm. Eine kleine finstre Falte zeigte sich oberhalb der Nasenwurzel und schien die Augenbrauen vereinen zu wollen.

„Ich will ebensowenig wie Sie Mißverständnisse zwischen uns,“ sagte sie. „Wenn ich mich gegen Mac Bewles nicht schroff abweisend verhalte, so spricht außer dem natürlichen



Empfinden, die Gäste unsres Hauses mit Freundlichkeit zu behandeln, auch noch der Umstand mit, daß die Unterhaltung mit ihm mir manche Anregung zu geben pflegt. Ich bin keine glücklich veranlagte Natur. Ich kann mich in der Schablone der Alltäglichkeit nun einmal nicht wohlfühlen. Vater und Mutter sind lieb und gütig zu mir. Ich müßte ihnen dankbar dafür sein — und ich bin es doch nicht. Hätte ich dann und wann einmal zu kämpfen, mich aufzulehnen gehabt gegen irgendeine zwingende Autorität — ich hätte meine Natur wiedergefunden. Aber das Hindämmern vom Morgen zum Abend, im ewigen Gleichschritt, in ewiger Monotonie, ist gräßlich für mich. Ich habe lange geschwankt, ob ich nicht endlich den Wunsch der Kronprinzessin erfüllen sollte, Hofdame bei ihr zu werden. Doch ich fürchtete die Sklaverei — und ich sehne mich nach einer kraftvollen Betätigung im Herrschen!"

"Im Herrschen," wiederholte Riezow kopfnickend. "Ruth — Sie können nur Herrin sein — nur herrschen, nicht dienen..." Sein sonst ziemlich ausdrucksloses graublaues Auge füllte sich plötzlich mit Licht und nahm eine stählerne Färbung an. "Wer herrscht denn über die Geister, wenn nicht wir?! Wir allein!?"

"Ich habe es nie bezweifelt, und deshalb nahm ich den Kampf auf, den Sie in meine Seele trugen. Es ist mir nicht leicht geworden, die Meinen zu täuschen. Ich habe lange Nächte geopfert, um die Werke durchzustudieren, die Sie mir schickten — um mir Klarheit zu schaffen. Aber es war ein Opfer, das mich mit einer gewissen wilden Freude erfüllte; es stählte meine Kraft, denn es war ein Ringen um den höchsten Preis, um den Einsatz meines Ichs... Daß mir in dieser Zeit das schale Geschwätz der nachbarlichen Geselligkeit um so widriger war, ist wohl begreiflich. Und deshalb begrüßte ich die Besuche Mac Lewels' stets mit gleicher Freude wie die

Ihren. Man kann mit ihm sprechen, ohne ewig und ewig an der Oberfläche bleiben zu müssen. . . Sie sagen, er „hoffe“ wieder, Herr von Niezow. Woher wissen Sie das? Können Sie in sein Herz schauen?“

„Ich mutmaße nur. Und ich möchte auch nur Ihnen Aufregungen und Peinlichkeiten ersparen. Mac Lewleß geht mich nichts an; ich gestehe sogar, daß er mir unsympathisch ist.“

„Weshalb unsympathisch? Emich Schöningh schwärmt für ihn. Und ich verstehe das. Wär' ich ein Mann, so glaub' ich, würde ich mir auch Mac Lewleß als Freund zu gewinnen suchen. Seine Persönlichkeit übt einen starken Zauber aus. Ich sage das selbst auf die Gefahr hin, von Ihnen wieder einmal falsch verstanden zu werden.“

Es blitzte rasch wie ein zuckendes und gleich wieder verschwindendes Irrlicht im Auge des Herrn von Niezow auf. Zähehend verneigte er sich und hob dabei abwehrend die rechte Hand.

„Ich verstehe Sie immer recht, liebste Komteß,“ entgegnete er. „Begreife übrigens auch, daß ein Mann wie der Schotte auf leicht zur Schwärmerei neigende Gemüther Eindruck machen muß. Er ist immerhin keine Erscheinung, wie man sie auf allen Lebensstraßen findet. Trotzdem — — ich habe nicht viel für ihn übrig. . .“

Er brach rasch ab, denn man sah Emich, Gerald und die Mädchen näherkommen. Die ältern Herren folgten ihnen in einiger Entfernung. Wiegel wollte ihnen seinen Koniferengarten zeigen; er züchtete da seit einigen Jahren amerikanische Blautannen, auf die er stolz war.

Gildringen und Blohne zankten sich wie gewöhnlich; wenn sie zusammenkamen, gerieten sie nach fünf Minuten wie zwei Kampfhähne aneinander. Dann schnaufte und blubberte der Oberst, und der Major zischte. Der nervöse Landrat, dem vor Wut die Finger zitterten und der deshalb die Hände in



den Hosentaschen vergrub, wollte die Unterhaltung auf ein andres Thema bringen, begann dreimal mit ganz ausgefallenen und möglichst entlegenen Dingen und rief schließlich Wiegell zu:

„Sagen Sie mal, liebster Graf — liebster Graf, sagen Sie mal, wie geht es denn eigentlich Ihrem Herrn Neffen da in Dingskirchen, in Mesopotamien — nee, in Syrien, mein' ich? Geht es ihm gut?“

„Na, es wird sich wohl halten lassen, bester Landrat,“ erwiderte Wiegell. „Ein angenehmer Posten ist es ja nicht. Aber mein Schwager Ferdinand hat den Eitelkeitssteufel im Kopf. Übrigens — da fällt mir ein — Emich?!“

„Ja, Onkel?“

„Hast du die letzten Meldungen aus Garica verfolgt?“

„Seit einigen Tagen nicht. Gibt es etwas Neues?“

„Nein — man labbelt sich wieder ein klein bißchen im Parlament — aber das hat nichts auf sich — c'est tout comme chez nous . . . Nein — aber was mir auffiel, war ein neuer Name und ein bekannter dazu. Nämlich, da spielt jetzt ein Herr von Polzien in Garica eine gewisse politische Rolle —“

„Was?! Polzien?! — Sollte das unser Polzien sein? Mein viellieber Freund aus Seesenheim?“

„Ja, das weiß ich nicht, Emich. Aber unmöglich ist es nicht. Ein geweckter Mensch war ja der Polzien. Er scheint die russischen Interessen vertreten zu wollen oder zu sollen, hat einen Klub und eine Zeitung gegründet und macht dem armen Leopold nach allen Regeln der Kunst Opposition . . .“

Emich war nähergetreten.

„Das ist jedenfalls interessant. Er ging nach Rußland zurück, denn ich erhielt einen letzten Drohbrief von seiner Hand aus — aus Wilna, wenn ich nicht irre . . .“

„Das wird stimmen. Leopold sollte ihn hängen lassen. Ich glaube, in Syrien hängt man noch.“

„Der Galgen ist eine sehr schöne Erfindung,“ bemerkte Blohne. Hildringen war mehr für das Guillotinieren, und so gerieten beide wieder aneinander. —

Kurz vor dem Aufbruch der Gäste fand Mac Dewleß Ruth in einem kleinen Salon am Fenster stehend und in den Glanz der Mondnacht hinausschauend.

„Störe ich, Komteß?“ fragte er. „Man muß Sie suchen. Sie sind heute schweigsamer als sonst. Macht der Geburtstag Sie melancholisch? Ich würde es verstehen.“

Ruth hatte sich umgewendet. Es lag etwas wie das Gefühl eines schweren Nervendrucks in dem Blick ihres Auges.

„Es ist möglich,“ erwiderte sie. „Leben zu müssen, ohne nützlich leben zu können, hat in der That einen wehmütigen Beigeschmack. Aber im Augenblick lockte mich nur eine ästhetische Anwandlung an das Fenster: der Zauber der Nacht.“

Gerald schlug die Portieren weiter zurück und blickte gleichfalls hinaus in den Park, der sich wie ein Märchengarten, ganz in Silber getaucht, im Schweigen der Nacht weithin dehnte. Silhouetten-scharf zeichneten sich weit hinten ein paar hohe Pappeln vom Himmel ab. Vorn war der Glanz des Mondes, der in einer rosig angehauchten Dunstgloriole am Firmamente hing, so stark, daß das Grün der Bosketts zu zartem Grau verblich. Und über den Rasenflächen floß noch eine andre Farbe hinein, ein matter, grünlicher Ton, wie verwischt in den aufsteigenden, durchsichtigen weißen Nebeln.

„Der Zauber Klingsores,“ sagte Gerald. „Ich liebe die Natur, weil sie Beschaulichkeit predigt. Aber sie hat auch ihre Gefahren; sie erschläft das Denken.“

„Ach, wie gut!“

Mac Dewleß lachte leise auf.

„Das war ein Stoßseufzer, der fast wie befreiend klang. Kam er von Herzen?“



„Ja, wahrhaftig. Denken und Grübeln hat nur dann seine Reize, wenn ihnen das köstliche Ausruhen: das Träumen folgen kann. Aber nicht jeder versteht zu träumen.“

„Komteß, ich weiß nicht, was mit Ihnen ist. Die alte frische Sorglosigkeit von früher fehlt mir bei Ihnen.“

„Ist das ‚früher‘ die Baccischzeit? So lange kennen wir uns ja wohl. Und inzwischen bin ich ein paar Jahre älter geworden. Übrigens kann ich Ihnen Ihre Bemerkung zurückgeben. Der Alte sind auch Sie nicht mehr.“

„O Komteß, welch Unterschied zwischen Ihnen und mir! Haben Sie je empfinden müssen, daß das Leben auch eine Last sein kann?!“

„Ich habe nur öfters das Gefühl gehabt, daß das Leben sehr langweilig ist, wenn es keinerlei Hindernisse und keinerlei Lasten bietet; wenn es so glatt und grade wie eine Pappelallee zur letzten Aussicht führt.“

„Komteß, Verzeihung — aber das klingt fast blasiert. Es muß Ihnen doch leicht sein, sich einen kleinen Wirkungskreis zu schaffen, und ganz gewiß wird auch der Ihnen die Lasten und Hindernisse bieten, die Sie gern tragen und überwinden möchten, um Abwechslung — nun ja, Abwechslung in Ihr Dasein zu bringen. Auf ein Drogenleben sind Sie doch nicht angewiesen!“

Fast unmutig zuckte Ruth mit der rechten Schulter.

„Ich hatte geglaubt, Sie müßten mich besser kennen, Mac Bewleß. Nach dem Hühnerhof und der Milchwirtschaft sehne ich mich nicht. Auch nicht nach dem Leinenschrank. Zu einer Marlittschen deutschen Hausfrau habe ich keine Talente. Jeder nach seiner Art. Ich möchte — — ach du lieber Gott, was plaudern wir über so unnütze Dinge! Ich möchte vieles und habe Sehnsucht nach tausenderlei. Aber vorläufig versuche ich nur, davon zu träumen...“

Sie stand mit dem Rücken gegen den Fenstersims. Der Mondschein streifte die eine Seite ihres Gesichts und tauchte sich tief in das eine Auge. Das war wie ein weiblicher Januskopf oder wie das Antlitz einer Sphinx, was Gerald vor sich sah. Ein Doppelgesicht voll Lebensfreude und jugendlichem Hoffen und heimlichem Sehnen und dem Durst nach der Quelle der Erkenntnis... Was Gerald dachte, sprach er nicht aus. Er dachte: „Arme, liebe Märrin, du weißt nicht, was du willst. Dir das zu zeigen, aus flacher Ebene dich Arm in Arm auf die freie Höhe zu führen, deiner Seele Inhalt und dem Unbewußtsein in dir glückliches Bewußtsein geben zu können — das freilich muß köstlich sein!...“

So dachte er, und ein Schatten flog über sein Gesicht. Draußen rasselte der erste Wagen auf die Rampe. Es wurde lebendig vor dem Portal; das flackernde Gelb der Laternen und Lichter blitzte durch den Mondschein

Gerald seufzte leise auf.

„Addio, Komteß,“ sagte er und reichte Ruth die Hand und wunderte sich darüber, daß ihre schmale, schlank geformte, nervige Rechte sich fiebrig heiß anfühlte. „Also als letzten Wunsch für Ihr Wiegenfest: Erfüllung dessen, was Sie ‚möchten‘!“

Sie zog rasch und mit starkem Ruck ihre Hand zurück.

„Nein,“ sprach sie hastig, „wünschen Sie mir das nicht! Vielleicht irr' ich — und meine Sehnsucht ist Torheit. Gewiß. Torheit, Mac Bewleß. Alles Sehnen ist Torheit. Ist's nicht so? Klopfen Sie bei sich selbst an. Gut, daß Sie nicht erreichten, was Sie vor ein paar Jahren ersehnten. Ich glaube, Sie wären sehr unglücklich geworden. Und vielleicht werd' auch ich es, sollte Wahrheit werden, was ich gern ‚möchte‘...“

Er wollte noch etwas erwidern. Aber Emich trat heran; der Oberst, Blohme, der Landrat und einige andre folgten. Man empfahl sich geräuschvoll.



Auf der Rampe gab es noch ein lebhaftes Hin und Her. Der Major schnauzte seinen Kutscher an, weil die eine Wagenlaterne auszugehen drohte. Die Pferde des Landrats scheuten vor den vielen Lichtern. Richernd und lachend kletterten Me, Mi und Ma auf den Krümperwagen, den der Oberst gewöhnlich zu Fahrten über Land zu requirieren pflegte. Der Wagen war so eng, daß der dicke Hildringen die kleine Me auf seinen Schoß nehmen mußte. Herr von Riebow war in einem geschlossenem Kupee gekommen. Er war sehr empfindlich gegen die Nachtlust, trug über seinem Sommerpaletot noch einen Habelock und einen Schal um den Hals. Als er sich von Ruth verabschiedete, neigte er seinen Kopf ein wenig vor.

„Am Dienstag an der Königseiche,“ flüsterte er, „zu gewöhnlicher Stunde... Ich habe Ihnen noch manches zu sagen...“

Ruth nickte. Riebow war der einzige, dem sie fast willenlos gehorchte.

Einich kutschierte seinen Selbstfahrer. Neben ihm saß Gerasd, hinten Bob mit gekreuzten Armen.

In scharfem Trabe ging es durch die Mondnacht. Das Nachtgestirn hatte noch immer seinen rötlichen Hof: es stand Regen bevor, vielleicht auch ein Gewitter, denn die Luft war schwül und drückend. Am Himmel hatten sich in Massen schneeweiße Wölkchen geschart, die sich wie die großen Schneeballen einer Lawine scheinbar übereinandertürmten.

Ein leichter Wind wehte zuweilen auf, stoßweise und warm. Er rauschte in den Bäumen, die unter dem Druck der Luft angstvoll zusammenschauerten, und quirlte den trocknen Staub von der Straße empor. Im Dorfe schlugen ein paar Hunde an. Die Zifaden lärmten im Grase, und die Frösche quakten...

Emich hatte die Zügel locker gelassen. Der Braune griff kräftig aus und brauchte keine Nachhilfe.

„Hast du dich amüsiert, Gerald?“ fragte er. Er sprach gewöhnlich Englisch mit Mac Devleß, um sich zu üben — jetzt auch, damit Bob nicht Ohrenzeuge der Unterhaltung würde.

„Ich müßte lügen, wollte ich es bejahen,“ erwiderte Gerald müde. Er hüllte sich fröstelnd in seinen Mantel.

„Es ist mir übrigens nicht allein so ergangen. Ruth selbst schien nicht allzu rosigter Stimmung zu sein.“

„Das ist sie seit langem nicht mehr. Wollte ich boshaft sein, so würde ich sagen: Es ist Zeit, daß sie heiratet. Aber sie scheint noch immer nicht daran denken zu wollen.“

Erst nach einer kleinen Weile entgegnete Gerald:

„Es gärt in ihrer Seele, Emich. Und insofern hast du schon recht, wenn du sagst: Es ist Zeit, daß sie heiratet, als sie einer führenden Hand bedarf, einer liebevollen und zärtlichen, aber zugleich starken. Sie fühlt sich unglücklich daheim, und bei ihrer Natur begreife ich das. Sie möchte aus dem Kleinlichen und Alltäglichen heraus; ich glaube, es gelüstet sie, eine Rolle zu spielen, die Schwingen zu entfalten, Gebieterin zu sein in größerem Kreise. Ich möchte sagen, sie hat gewisse despotische Instinkte. Und das schadet nichts, denn es ist schließlich nur ein Überschuß des eignen Kraftgefühls. Es scheint das alles vorderhand auch erst in ihr und wuchert unregelt durcheinander. Findet sich der Rechte, der das Unkraut ausrotten und die wilden Schößlinge beschneiden kann, dann werden die Blumen weiter treiben. Fällt diese gärende Seele aber in unrechte Hände, dann wehe ihr. Ja, bei Gott, dann wehe ihr!... Ach, das kann traurig stimmen!...“

Emich überließ sich seinen Gedanken und antwortete nicht.

Er hatte sein Etui gezogen und sich noch eine Zigarre angesteckt, warf sie aber plötzlich wieder fort, nachdem er rasch einige Züge geraucht hatte.



Eine Stille entstand. Auch Gerald war stumm geworden und starrte mit verschleierte[n] Blicken vor sich hin.

Man war im Walde. Es schien in der That, als nahe ein Wetter. Im Osten schob sich eine graue Wolkentwand den Horizont hinauf. Der Mond war fast blutrot umsäumt; die dicke Luft flimmerte. Der Wind hatte sich gelegt, aber alle Blätter an den Bäumen zitterten leise wie in heimlicher Furcht vor dem Kommenden; ein Riesel[n] ging durch den Wald.

Auch das Pferd wurde unruhig; Emich mußte die Zügel straffer ziehen. Es warf den Kopf und schüttelte sich im Geschirr, knirschte mit den Zähnen und ließ zuweilen die Kinnkette leise klirren.

Gerald streckte sich und begann von neuem mit weicher, matt klingender Stimme:

„Ruth sagt, sie liebe das Träumen. Ich nicht; ich bin zu positiv. Aber eben träumte ich doch. Weißt du, was? Ich träumte, Ruth wäre die meine geworden. Ich habe den Dienst quittiert und bin nach Schottland gezogen, und da habe ich mir eine Herrschaft gekauft, Berge, Land und See, und am See, auf steiler Felsplatte, ein Schloß. Da leben wir, sie und ich. Und in der Einsamkeit des Hochlands habe ich mir Ruth zum Weibe erzogen. Habe mir langsam Stück um Stück ihres Herzens erobert und habe im blühenden Garten ihrer Seele wie ein pflichtgetreuer Gärtner geschaltet. So ist ihre Seele frei geworden von wucherndem Unkraut. Sie ist mir dankbar dafür und liebt mich. O, sie liebt mich, und fast wunschlos ist sie in ihrer Liebe! Sie ist meine treue Gefährtin bei der Arbeit und doch auch meine Gebieterin. Sie hat eingesehen, daß das Weib keine Herrscherin ist als über das Herz des Geliebten. Alles Sehnen ist tot, nur eine einzige Sehnsucht lebt noch: glücklich zu bleiben . . . Emich! — Emich, sage ‚Du Narr‘ zu mir! . . .“

Emich jagte es nicht. Er schwieg wieder . . . Vor Jahren war er einmal mit Sassenhausen denselben Weg gefahren, auch in der Nacht, und auch Sassenhausen hatte ihm vorge- schwärmt von dem Glück, mit Ruths irgendwo in der Einsam- keit leben zu können. Ihm hätte er antworten sollen: „Du Narr!“ Nicht Gerald. Denn er fühlte wohl: Vermöchte es einer, Ruths Leben zu ebnen, so war es Gerald mit seinem praktischen Idealismus, seiner großen Güte und seinem ehernen Willen.

Emich biß die Zähne fest aufeinander. Sein Herz brannte vor Eifersucht . . .

Das Wetter stieg höher. Wie graue Riesenschwäne flogen die Wolken empor und verhüllten den Mond. Der Wind quoll wieder auf und fauchte mit starken Stößen durch den Wald, in dem es rauschte und knarrte und knisterte. Am Wege bogen sich die jungen Birken, daß ihre schwanken Zweige den Sand peitschten. Ganz in der Ferne blühte es schon . . .

An die Schlafzimmertür des Grafen Wiegel pochte es leise. Wiegel öffnete selbst.

„I, Irmela —?“ sagte er erstaunt.

„Nun ja, Irmela — aber das verwunderte I war un- nötig. Freilich — na, ich will mich auf keine Erörterungen über diese Verwunderung einlassen, mein lieber August — immerhin: Liebenswürdig war sie nicht. Dein Schlafzimmer ist ja doch kein eiserner Geldschrank. Komm' her, ich will dir in die Zoppe helfen! So, nun bist du wieder so korrekt an- gezogen, daß du mich beruhigt empfangen kannst. Nun werd' ich auch Platz nehmen, wenn du erlaubst.“

Sie setzte sich und warf mit einem energischen Ruck die Schleppe ihres Schlafrocks über ihre Füße.

Wiegel strich sich über die Hahnentolle. Diese energischen Bewegungen seiner Frau waren ihm unangenehm. Dann



gab es gewöhnlich irgendeine Auseinandersetzung. Er schob den Teller mit den Backpflaumen, der auf dem Tische stand, etwas zur Seite, rückte die Lampe weiter vor und nahm gleichfalls Platz.

„Na — also, liebe Jrmela . . .?“ sagte er in fragendem Tone.

„Wenn du mich bloß ein einziges Mal anders anreden wolltest als ‚liebe Jrmela‘, August! Sage doch einfach ‚Jrmela‘ oder gewöhne dich an ein paar andre Beiwörter. Aber das ‚liebe Jrmela‘ klingt immer so nach Öl oder Lebertran — es fließt dir so glatt von der Zunge — freilich, du liebst nun mal das Glatte. Na — reden wir von Wichtigerem!“

„Meine ich auch, liebe — meine ich auch, Jrmela . . .“

„Ruth ist nun Dreiundzwanzig geworden . . .“

„Ja, ja — die Zeit vergeht!“

„Im nächsten Jahre feiern wir silberne Hochzeit“ . . .

„Ich habe auch schon daran gedacht, liebe . . . Eine Perlenkette war ja wohl immer dein Wunsch?“

„Nein, war er nicht, August. Oder war er's mal, so hab' ich ihn aufgegeben. Ein Enkelkind ist mein Wunsch!“

Der Graf erhob sich.

„Das dachte ich mir. Wieder die alte Vitanei. Ich kann dir doch die Enkelkinder nicht aus den Wolken herunterholen, Jrmela, oder aus den Ärmeln schütteln! Vier oder fünf — nein sechs — genau sechs Freier hat die Ruth schon abgewiesen. Kiebow würde sie vom Platz weg nehmen, aber den will sie nicht.“

„Ich auch nicht. Aber siehst du, August, das ängstigt mich, so das Empfinden, daß die Ruth den Rottauer doch ganz gern haben könnte. Sie spricht immer mit besonderer Hochachtung von ihm.“

„Er beschwabbelt sie,“ rief der Graf heftig. „Sein verrücktes theosophisches System interessiert die dumme Göre.“

Mädel in ihren Jahren, die nicht viel zu tun haben, leiden zuweilen unter einem gewissen weltchmerzlichen Gedanken-spleen. Aber das geht vorüber, das sorgt mich nicht. Im übrigen, wenn der Riekow nicht eine so verdrehte Schraube wäre, würde sich ja — nein, auch nicht" . . . Er schüttelte energisch den Kopf . . . „Die Ruth hat gar keine Eile mit dem Heiraten! Laß sie uns doch ein bißchen! Sie ist doch, du lieber Gott, unser Ein und Alles!“

„Du bist ein Egoist. Bloß um Ruth noch ein paar Jahre bei dir zu behalten, redest du immer so gegen die Ehe. Sage mal, was soll denn aus Stenzig werden? Für wen hast du zusammengeschart und zusammengespart? — Für wen anders als für Ruth? Und wenn sie nun einmal, was Gott verhüten möge, als alte Jungfer stirbt — wer kriegt dann Stenzig mit allem, was drum und dran ist? — Einer deiner verbummelten Bettlern. Oder glaubst du vielleicht, daß der liebe Gott uns noch einmal einen männlichen Sprossen schenken wird? — Na, August . . .“

„Armela, wenn das ein Spaß sein soll, so ist dies ein Spaß, der mir nicht gefällt. Bleiben wir bei der Sache. Erlaubst du, daß ich dabei meine Pflaumen esse?“

„Iß sie immerhin. Aber verlaß dich darauf, daß ich nicht eher wieder fortgehe, ehe wir uns nicht genügend ausgesprochen haben. Bei Tage bist du doch nicht zu fassen. Wer kann bei Ruth in Frage kommen? Riekow scheidet aus. Bleiben noch Emich und Mac Lewleß —“

Wiegel ersticke fast an einem Pflaumenkern. Er legte den Löffel klirrend auf den Teller zurück.

„Armela, mit dir muß man wirklich deutlich reden,“ meinte er. „Emich! Ich bitte dich. Der ist doch viel zu jung für sie. Und hast du denn nie etwas von Vererbung gehört? Von geistiger und körperlicher, mein' ich, von Generationslehre und Degenerationslehre und den Darwinischen Theorien?“



„Ach du lieber Gott, August, laß mich mit den vielen Fremdwörtern in Ruhe! Was hat denn das alles mit unsrer Sache zu tun!“

„Sehr viel. Eminent viel. Es ist längst erwiesen, daß die Organismen ihre Eigenschaften auf die Nachkommen übertragen, und daß diese Eigenschaften bei Heiraten zwischen Blutsverwandten in Entartung übergehen.“

Die gute Gräfin Irmela machte in diesem Augenblick kein sonderlich kluges Gesicht. Wiegel aber fuhr, sich die Bärte streichelnd, in demselben lehrhaft klingenden Tone fort:

„Und das will ich bei uns vermieden wissen. Ruth und Emich sind Rufine und Vetter im ersten Grade. Ergo — die korrekte Folgerung: Sie können sich nicht heiraten, weil bei ihren Nachkommen Entartung zu befürchten sein würde...“

Die Gräfin schüttelte den Kopf. Die Sache leuchtete ihr entschieden nicht ein. Aber sie war doch kleinlaut geworden.

„Und Mac Lewoleß?“ begann Wiegel von neuem. „Ich spreche gar nicht davon, daß Ruth ihn schon einmal abgewiesen hat. Außerdem ist auch der mir ein zu unsicherer Rantonist — mit seinen zwei Vaterländern — und seiner ganzen Wesensart nach. Paßt mir ebensowenig wie der Kiebow. Ebensowenig. Und damit wollen wir das Thema beschließen.“

Er nahm wieder den Teller mit den Pflaumen zur Hand.

Irmela faltete die Hände im Schoße.

„Na und, August?“

„Ja, was denn ‚na und‘?! Ich denke, nun sind wir uns klar. Oder soll ich noch ausführlicher werden? Soll ich dir erzählen, daß zum Beispiel bei Kretinismus, Albinismus, Hypochondrie, ja selbst bei Diabetes mellitus...“

„August, ich bitte dich, laß das alles!“ und die Gräfin erhob sich. „Du suchst mir mit deinem medizinischen Wissen zu imponieren, aber du imponierst mir nicht. Ich bin der Ansicht, daß diese ganze Vererbungsgeschichte nur ein Vorwand ist.“

Ich werde einmal mit unserm Doktor sprechen, was eigentlich daran ist. So viel weiß ich jedenfalls, daß ich eine ganze Masse Bettern und Rufinen kenne, die sich geheiratet und recht vernünftige Kinder bekommen haben. Du willst mich bloß graulich machen. Und das ist unrecht von dir. Gute Nacht."

Sie rauschte hinaus. Wiegel brachte sie bis zur Thür. Er war sehr zufrieden. Wozu denn diese übereilte Suche nach dem Mann?! Konnte es Ruth irgendwo in der Welt besser haben als hier in Stenzig? — —

Hätte der Graf seine Tochter in diesem Augenblicke beobachten können, so würde er vielleicht doch andrer Ansicht geworden sein. Sie war in ihr Schlafzimmer getreten, und plötzlich fürchtete sie sich vor dem Alleinsein. Sie blieb stehen und preßte die Hände gegen ihr Herz. Ein wildes Ungeflüm, ein Aufbäumen aller Gefühle, mehr ein Müßen als ein Wollen zwang sie in die Knie. Sie stürzte nieder und begann zu beten. Es waren Gebete aus dem Lehrbuch der christlichen Wissenschaft, aber ihnen fehlte jede fromme Weihe und die Gläubigkeit der Seele. Es war ein heißes und stürmisches Anklagen, ein langer Verzweiflungsschrei, ein Hadern mit sich selbst.

Mit tränenüberströmtem Antlitz erhob sie sich. Es brannte kein Licht im Zimmer, doch durch die Fenster strömte die Helle der Nacht. Als Ruth sich im Spiegel sah, erschrak sie. Ihr Haar hatte sich gelöst und umfloß ein geisterhaft bleiches Gesicht — ein ganz weißes Gesicht mit feucht schimmernden umschatteten Augen. Der erste Schreck wich dem Empfinden geschmeichelter Eitelkeit. Sie fand sich so wunderschön. Und dann zuckte und sprang es wieder in ihrem Herzen. O Gott, wie fühlte sie sich unglücklich!

Sie riß das Balkonfenster auf. Über dem Park flogen die ersten grauen Wetterwolken empor. Es wehte düstlig von unten herauf. Auf dem Rondell blühten die Rosen zum



zweiten Male und der laue Wind trug ihre Düste auf seinen Schwingen. Wie ein rotes verschleiertes Auge blatte der Mond vom Himmel.

Ruth rollte einen Sessel dicht an den Balkon und ließ sich nieder. Ihr Herz klopfte noch immer stark. Warum nur — warum?! Warum war sie so unglücklich, so unbefriedigt, so leer?! — Ihre Zähne schlugen aufeinander...

Emich hatte am folgenden Tage gehört, daß Gerald sich hatte krank melden lassen, und ging nach Beendigung des Dienstes zu ihm, um sich nach seinem Befinden zu erkundigen. Aber er fand Mac Dewleß weder im Bette noch leidend. Der Schotte trat ihm mit heiterem Gesicht entgegen und drückte seine Hand.

„Ich habe das Unwohlsein nur vorgeschützt,“ sagte er, „um Ruhe zur Überlegung zu finden. Wärsst du nicht von selbst gekommen, so hätte ich nach dir geschickt. Blohne hat mir wieder einmal eine Szene gemacht.“

„Weshalb?“

„Die alte Geschichte, Emich. Er will mich zum Frontsoldaten erziehen, wie er sagt — das heißt zum Gamaschenknopf. Er übergieß mich mit einem Sprühregen von Borwürfen. Ich habe ihn ruhig angehört. Und schließlich verlangte er Einsicht in meinen ‚Cromwell‘ — er spielte sich als Zensurbehörde auf und berief sich dabei auf irgendeine alte Kabinettsorder. Ich kenne sie; sie verbietet den Offizieren militärisches Arbeiten ohne Erlaubnis der Vorgesetzten. Aber mein ‚Cromwell‘ ist eine historische Studie und hat nichts mit Dingen unsrer Zeit zu tun. Nun geriet ich mit Blohne aneinander und verlor die Geduld. Da sagte ich ihm denn, daß ich meinen Abschied nehmen würde.“

Emich erschrak. „Das war voreilig, Gerald,“ rief er.

„Nein — es ist längst beschlossene Sache. Ich bin für den kleinen Dienst nicht zu brauchen. Gewiß, daß er sein muß —

das System verlangt eine immerwährende Vorbereitung — aber mich zermürbelt das. Meine Nerven gehen dabei auf den Hund."

Emich schritt unruhig im Zimmer auf und ab

"Ich ahnte ja," sagte er, "daß es einmal dahin kommen würde. Und nun überrascht es mich doch. Wo willst du dich ansiedeln?"

"Das kommt darauf an..." Er blieb vor Emich stehen und griff nach seinen Händen... "Willst du mir einen Freundschaftsdienst erweisen, Kleiner?" fragte er. "Einen — einen über alle Maßen großen?"

"Gewiß — du kennst mich. Mit tausend Freuden."

"So fahre morgen nach Stenzig und frage Ruth in meinem Namen, ob sie den Traum zur Wahrheit machen will, von dem ich dir vor einigen Tagen vorschwärmte."

Emich schnellte erblassend empor

"Gerald!"

"Ist das eine so große Kühnheit, Emich? — Ich sage dir, nein. Nicht sie wies mich vor vier Jahren ab, sondern ihr Vater. Sie ist älter und reifer geworden; auch sie will ihren Frieden haben. Und ich habe in ihrem Auge vieles gelesen, was mich hoffen läßt. Sage ihr, wie ich sie liebe. Daß ich sie auf meinen Händen durch das Leben tragen würde, daß ihr Glück das Endziel meiner Wünsche ist... Sprich auch vom Praktischen. Ich bin wohlhabend. Ich will mich irgendwo ankaufen — in ihrer Heimat oder in den Bergen Schottlands... Sprich für mich mit der ganzen Wärme deiner Freundschaft!..."

Gerald hielt noch immer die Hände Emichs fest. "Willst du es tun?" fragte er.

"Gerald — ich will — ja, ich will! Aber sag' mir, weshalb scheust du dich, selbst vor sie hinzutreten und —"



„Ich fürchte mich, Emich. Das ist es. Ich fürchte meine eigne Leidenschaft. Ich will mich nicht hinreißen lassen wie damals. Es könnte noch schlimmer kommen... Aber ich quäle dich nicht mit meiner Bitte. Sage nein — und unsre Freundschaft wird trotzdem die alte bleiben.“

„Du weißt, daß ich nicht nein sage. Ich bin morgen dienstfrei. Am Abend bin ich bei dir.“

„Danke dir im Voraus! Ich kann mir keinen besseren Freier wünschen als dich. Und nun will ich mich ankleiden und zum Obersten gehen, mir vorläufigen Urlaub erbitten und mit ihm über meinen Abschied sprechen...“

... Am Abend dieses Tages ging Emich nicht in das Kasino, sondern blieb daheim. Es wäre ihm nicht möglich gewesen, mit den Kameraden über allerhand Gleichgültiges zu scherzen und zu plaudern. Er fühlte das Bedürfnis, allein zu sein.

Bob hatte den Spiritus unter der Teemaschine angesteckt, warf einen letzten Blick über den Tisch, schlug dann die Absätze zusammen und fragte, ob Durchlaucht noch etwas zu befehlen hätten.

Emich schrak, auf dem Diwan ausgestreckt, wie aus tiefem Traume empor. Er verneinte, schickte Bob hinaus und versuchte, zu Abend zu essen. Aber es war keine Freude dabei; es war eine mechanische Tätigkeit. Zwischen jedem Bissen quollen trübe Gedanken und bittere Erinnerungen in ihm auf. Und die Gedanken wurden zu Personen und saßen mit ihm am Tisch und starrten ihn an. Gerald starrte ihn an, frohes Hoffen in den Augen, und Ruth und ihr Vater und plötzlich auch — seltsam genug — der Rottauer Kiezkow... Und dann Saß — — ja, war das nicht die Stimme Sassenhausens?! Emich lauschte.

„Lassen Sie nur, Bob,“ hörte er deutlich, „ich finde mich schon allein zurecht..“

Es klopfte an; Saß trat ein — in Zivil, tiefend vor Regen, den Hut tief in die Stirn gedrückt.

„Saß!?“ rief Emich und sprang auf.

„Ja — Saß — ich bin es, Emich! Bleib' auf dem Sofa, Alterchen — na, dich brauch' ich ja nicht erst zu fragen, wie es dir geht! Du sitzt wie ein Berliner Rentier am wohlbesetzten Tische — — gib mir eine Tasse Tee — nee, ein Glas Grog — ich bin naß bis auf die Haut. Eine Sintflut draußen!...“

Die erste Begrüßung war vorüber. Sassenhausen hatte sich einen Glauschroß Emichs angezogen und rasch seinen Grog geleert. Emich beobachtete ihn heimlich und mit Unruhe. Saß sah elend aus; das Gesicht war fahl, die Augen brannten.

„So,“ sagte er, „jetzt kann höchstens noch ein Schnupfen kommen. Nein, danke — ich esse nichts, Emich! Weshalb ich hier bin? Weil es mir hundsmiserabel geht und ich dir Abjò sagen wollte. Falle nicht um, Emich: Es ist aus mit mir. Schlichter Abschied und dann Amerika — heidi!...“

Es war eingetroffen, was Emich seit langem gefürchtet hatte. Die Bucherer hatten Saß den Hals zugeschnürt. Aber Saß trug selber die Schuld an seiner Erwürgung. Der eigne Leichtsinn hatte ihn zugrunde gerichtet. In Berlin war er von neuem in Spielerhände gefallen; das hatte ihm den letzten Stoß gegeben.

Mit gefurchter Stirn hatte Emich zugehört. Für einen so wahnwitzigen Leichtsinn fehlte ihm das Verständnis. Aber er überhäufte Sassenhausen nicht mit Vorwürfen. Der moralische Untergang des Freundes tat seinem Herzen weh. Er schwieg.

Dies Schweigen verwirrte Sassenhausen. Er schlug mit der Hand auf den Tisch.



„Pohdonnerwetter, Emich, siß' nicht wie ein Olgöze da!“ schrie er. „Sage, daß ich ein Schuft bin! Es wird mir wohlher tun als diese stumme Verurteilung!“

„Ich bin kein Narr, Saß,“ antwortete Emich ernst. „Schimpfen und Wüten hilft dir ebensowenig aus der Patsche als Klagen. Ich hatte gehofft, der Fall mit Kiepert würde dich zur Vernunft gebracht haben, aber... Um wieviel handelt es sich diesmal?“

„Um eine Riesensumme. Frage nicht erst! Ich war schon zu Hause. Du kannst dir denken, wie der Papa mich aufgenommen hat. Meine Schwester Köschen hat sich mit einem armen Maler verlobt — das ging dem Alten auch im Kopfe herum. Und meine Dummheit! Papa gibt keinen Pfennig mehr; die Mama spendet noch achthundert Taler Reisegeld. Abschied von Eltern und Geschwistern habe ich bereits genommen — das war eine Stunde, die ich meinem ärgsten Feinde nicht gönne...“

Er strich mit der Hand über die Augen, schluchzte auf und machte sich ein neues Glas Grog zurecht.

„Ich habe auch an eine gute Partie gedacht,“ fuhr er fort. „Doch wo findet man die im Handumdrehen, und das Messer sitzt mir an der Kehle!“

„Sprich nicht solchen Unsinn, Saß,“ warf Emich ein. „Es fehlt nur noch, daß du als letztes Allheilmittel an eine Kugel denkst...“

„Vielleicht wär' es das beste. Die Welt verliert wenig an mir.“

„Das will ich nicht bestreiten. Trotzdem möchte ich dir einen andern Vorschlag machen. Handelt es sich nur um die Begleichung von Spielschulden?“

• „In der Hauptsache, Emich. Die Bucherer warten schon, aber eine unbezahlte Spielschuld ist der Strick um den Hals.“

„Wir werden die Moral der Gesellschaft nicht bessern. Jedenfalls kostet dich diese Spielschuld die Epauletten. Amerika wird dich auch nicht wieder in die Höhe bringen. Willst du nicht versuchen, ob sich Beresco für dich verwenden kann?“

Cassenhäusen schlug wieder auf den Tisch.

„Donnerwetter, Emich — Donnerwetter! . . . Das ist ein guter Gedanke! Illyrien ist das Land der Zukunft, der Fürst dein Vetter, unser Freund Maffeo der Sohn des Premierministers — an Verbindungen fehlt es mir also nicht.“

„Die dir aber allesamt nicht viel nützen werden, wenn du nicht tatsächlich die Absicht hast, ganz energisch mit deinem Leichtsinne zu brechen. Saß, ich hasse das Moralphauken. Ich schwöre dir aber, daß ich kein gutes Wort für dich bei meinem Vetter Leopold einlege, wenn du dich nicht mit Handschlag und auf deine Ehre verpflichtest, nie wieder zu hazardieren. Willst du das tun?“

Cassenhäusen stand auf und reichte Emich seine Rechte.

„Ein Schurke will ich sein, rühre ich je wieder die verdammten Karten an!“

„Hast du dir das nicht schon einmal zugeschworen, Saß?“

„Zwanzigmal mir selbst — ja, das ist wahr. Aber dir brech' ich mein Wort nicht. Es sind ein paar Schlingen, die mich knebeln. Auch den Eltern habe ich es mit Hand und Ehre versprechen müssen. Ich hätt's ein paar Jahre früher tun sollen, dann . . . Die Neue bleibt immer drei Nasenlängen zurück . . . Was soll also mit mir geschehen, Emich? Amerika bleibt links liegen; Illyrien ist die Parole. Mein Abschiedsgesuch ist genehmigt; Vater ~~nur~~ persönlich beim Kriegsminister. Soll ich an Beresco telegraphieren?“

„Nein. Besorge deine Abmeldungen, schreibe deinen Gläubigern, daß sie warten müßten, und dann setze dich auf die Bahn und fahre nach Garica. Ich werde dafür sorgen, daß Fürst Leopold dir den Eintritt in die illyrische Armee ermöglicht.“



Sassenhausen warf sich an Schöninghs Brust.

„Adjö, Emich — Teufelstonnerwetter, ich heule wie ein Lausbub, aber ich kann nicht anders! Ich — weißt du, ich bin ganz froh, daß es so gekommen ist! Bin ganz froh darüber. Hier hätt' ich's doch niemals zu etwas Ordentlichem gebracht — aber da unten, wo es alle anderthalb Jahre eine tüchtige Revolution gibt, da werd' ich schon meinen Mann sehen! . . . Was ist die Uhr? — Erst Neun — ich fahr' noch heut' abend nach Berlin zurück! Gut, daß es wie mit Kannen gießt — da kann ich mich heimlich durch die Straßen drücken, denn ich schäme mich, einem Kameraden zu begegnen. Es braucht mich niemand zu sehen. . . .“ Er war wieder in Rock und Paletot geschlüpft. „Adjö, Emich — wenn du wieder einmal etwas von mir hörst, wird es Gutes sein! Grüß' mir den Geraß — die andern nicht! Adjö, Emich! . . .“

Und Emich war wieder allein. Draußen rauschte der Regen.

11

Über Nacht hatte sich der Himmel aufgeklärt, und dem Regentag war prachtvolles Wetter gefolgt. Emich freute sich darüber; nun brauchte er nicht nach Stenzig zu fahren, sondern konnte sich den Troilos satteln lassen und durch den Wald zu den Wiegeln reiten.

Der Troilos wieherte lustig in die Morgenluft hinein. Emich trug den blauen Koller mit Achselstücken und lange Beinkleider; er ritt ohne Ballasch und hatte nur eine Reitgerte in der Hand.

Auf dem Wege über das flache Land brannte die Sonne heiß. Auf dem goldbraunen glatten Fell des Pferdes zeigten sich bald feuchte Tupfen. Aber es hielt wacker aus und ermüdete nicht, bis der Waldsaum erreicht war. Nun ließ Emich den Zügel lang hängen und den Fuchs in Schritt fallen.

Es war etwas Wohlgees, im Schatten des Waldes zu reiten. Emich blieb nicht auf der staubigen Landstraße, sondern schlug allerhand Seitenwege ein. An der Trebnitzer Furt und der Königszeiche vorüber war eine Zeitersparnis von fast dreiviertel Stunden.

Das Sonnenlicht sickerte durch das Waldesgrün in goldigen Tropfen, die überall unten im Moose, an Rissen und Blumen hängen blieben. Mit tief geneigtem Kopfe schritt der Gaul die schmalen Pfade hinab, Buschwerk und Baumstämme geschickt umgehend, im Grase schnuppernd und von Zeit zu Zeit mit geblähten Nüstern behaglich prustend. Er fühlte sich augenscheinlich wohl in diesem kühlenden Dämmer, aber er paßte auch scharf auf und hütete sich vor Wurzeln und Schlinggestrüpp und träumte nicht so in die Weite hinein wie der Reiter auf seinem Rücken. Einmal blieb er sogar stehen; ein gefällter Baumstamm lag quer über den Wege, und über den wollte er nicht. Da zog Emich die Zügel an, setzte sich fester in den Sattel zurück und ließ den Troilos springen . . .

War es das unter der Wipfelwölbung des Waldes smaragden gebleichte Tageslicht, das Emichs Gesicht so blaß erscheinen ließ? — Ein Specht klopfte voll unermüdlichen Fleißes an einen Buchenstamm in der Nähe. Es klang wie Hämmern auf Erz oder wie das Rufen einer gutturalen Menschenstimme. Und selbst der muntere Schrei des Pirols hatte etwas Mahnendes; lange begleitete der kleine Vogel, von Baum zu Baum hüpfend, den einsamen Reitersmann, und tausendmal wiederholte er, bald leise flötend, bald scharf hervorstoßend, seinen Ruf. „Träumer du!“ — schrie er nicht so? . . .

Ja — Emich träumte mit wachen Augen — einen ähnlichen Traum wie jener, von dem Gerauld ihm vorgeschwärmt hatte. Hörte auch nicht auf Specht und Pirol und war ganz erstaunt, als der Troilos plötzlich stehen blieb und sich erst durch Zügel und Schenkel zwingen ließ, das kleine Hindernis



auf dem Wege zu nehmen. Nun führte der Pfad langsam bergab, und da der Moosboden glatt und schlüpfrig war vom Regen des gestrigen Tages, so mußte Emich Obacht geben auf sein goldbraunes Roß und konnte nicht weiterträumen. Wo war er? — Er hob den Kopf und schaute sich um. Eine anmutige Schlucht, breit gebettet und mit saftigem Grün gefüllt, dehnte sich vor ihm aus. Er wußte Bescheid. Jenseits der Erdsenkung zog sich eine Reihe kleiner runder Erdhügel durch die Waldlichtung. Das war die Grenze des Stenziger Reviers und zugleich die der Provinz.

Die Schlucht stieg allgemach an und verflachte sich. Der Stenziger Plenterwald nahm sie auf, ein mächtiges Terrain, auf dem Buchen, Eichen, Birken und Tannen wechselten. Troilos hatte sich wieder in Trab gesetzt. Er wieherte froh, die feinsflügeligen Rüstern blähten sich auf und sogten die Waldluft ein. Auf einer weiten Dichtung hatte man Zirbeln angeschont. Die zarten Nadelspitzen umglühte das Sonnenlicht, das die Dommwölbung der drüben dicht aneinander gescharten hohen Bäume hier nicht brechen konnte. Der Himmel war in ein liches und durchsichtiges Wasserblau getaucht, auf dem nur ein einzelnes weißes Wölkchen schwamm wie das Segel eines einsam in weite Ferne steuernden Bootes. Und nun senkte sich wieder das Terrain. Das Unterholz wucherte stärker und verstrickte sich zu dichtem Gewirr ineinandergreifender grüner Linien, so daß Emich den Gaul wieder in Schritt fallen lassen mußte, um einen Sturz auf dem schmalen Pfade zu vermeiden. Hier und da zeigte sich Gerinnsel, und durch den Walddämmer glänzte der perlmuttfarbene Streifen eines kleinen Kanals. Emich umritt den morastigen Grund der Furt. Ein Dickicht von Erlen schoß aus dem feuchten Moos auf, und aus dem mannhohen Schilf scholl das Geschrei der Wasservögel, scholl Tirilieren und Trommelruf und Surren und Zwitschern und das

einförmige Quaken der Frösche. Eine Trappe strich durch die Luft. Der Wald öffnete sich plötzlich zu einer schmalen Schneise, durch die man tief hinab in den Grund schauen konnte, als wechselte die Dekoration. Unten quoll aus sumpfiger Erde braungelbes Wasser hervor; über dem Röhricht taumelten große, farbenschimmernde Libellen; schroff stieg als Abschluß des Ausblicks jenseits des Grundes der Hang empor, den oben hohe Kiefern mit mächtigen Kronen begrenzten, die fast Pinien glichen, wie sie da so bewegungslos und schwarz in der Helle des Sommertages standen . . .

Eine ganze Reihe ähnlicher Schneisen folgte, für die Schlepp- und Hekjagd durch das Holz gehauen, und jede einzelne bot neue Durchblicke: einen stillen Seewinkel mit einem halb im Schilf versteckten Boot — eine blendend grüne Wiesenlichtung, auf der Rehe äßen — ein in Efeu gepacktes Forsthaus mit blitzenden Fenstern . . . Das zog schnell vorüber wie wechselnde Guckkastenbilder. Und dann wurde es heller ringsum. Der Walddämmer wich. Troilos trabte durch eine Tannenschonung, in der es harzig duftete, und die an ein geschorenes Kleefeld stieß, den Weidegarten des jungen Damwils. In der Mitte des Geländes stand eine uralte, riesenhafte Eiche, auf die eine Treppe wipfelan führte. Die Königs-eiche hieß sie; Friedrich Wilhelm I. hatte hier einmal gerastet, als er bei seinem „lieben und getreuen Staatsrat von Wiegel“ zur Jagd geladen war . . .

Der Troilos warf den Kopf zurück und wieherte auf. Ein schmetterndes Wiehern antwortete — ein zweites gedämpftes in weiterer Ferne . . . Die Hand Emichs zuckte unwillkürlich in den Bügeln. Er sah einen Reiter im Walde verschwinden. Einen braunen Kastor, ein braunes Jackett und bauschige weiße Pantalons — das war alles, was Emich erkennen konnte. Aber unter der Eiche stand noch jemand. Ein Weib stand unter der Königs-eiche, groß und schlank, in



schwarzem Reitkleid; daneben ein Pferd, dessen Zügel um einen der knorrigen Baumstämme gefaßt war. Der Braune hatte laufend den Kopf erhoben, und abermals wieherte er dem Troilos entgegen...

Nun legte Emich die Schenkel an; zu schlankem Galopp griff der Troilos aus.

„Ruth — grüß Gott!“

Schöningh schwang sich aus dem Sattel. „Grüß Gott, Ruth,“ wiederholte er. „Ich war auf dem Wege zu euch. Freu' mich, daß ich dich hier finde. Wer war denn — der, der da so eilig verschwand...?“

Sie hatte genickt und ihm lässig die Hand gereicht.

„Riehow war's,“ sagte sie; „er wollte zum Oberförster. Das Schwarzwild hat wieder einmal seine Schonung verwüßtet.“

„So,“ entgegnete Emich gedehnt, „das Schwarzwild... Merkwürdig, wie eilig er es hatte!“

„Ich finde nichts Merkwürdiges dabei. Aber ich will deine Ansicht nicht korrigieren.“

„Bist du wieder einmal in schlechter Stimmung, Rusine?“

„Nein — in recht guter. Die Sonne scheint ja so wunderbar.“

„In deinen Augen nicht, Ruth. Da sehe ich etwas wie Nebelschleier. Aber das ist mir nichts Neues. Den Frohsinn hast du schon lange verloren.“

Sie lachte spöttisch auf. „Mein guter Emich, hast du vielleicht wieder eine Warnung in petto? So eine, wie sie deinem Alter, deiner Würde und Weisheit gut zu Gesicht steht? So eine wie neulich? Willst du mir wieder erzählen, wie ich mich nicht zu benehmen habe — und wie es einem tadellosen Grafenkinde geziemt?...“

Der spöttische Ton regte Emich auf. Es schoß ihm heiß in das Gesicht. Bittend schaute er Ruth an. Unter ihrem

kleinen Rundhute quollen schwarze Löcher hervor; das Antlitz war erhauffert, vermutlich vom raschen Ritt; ein rosiges Schimmer lag auf dem Flaum der Wangen. In den Händen hielt sie die Reitpeitsche, bog spielend Griff und Spitze zusammen und ließ sie dann pfeifend wieder auseinander-schnellen.

„Laß uns nicht streiten, Ruth,“ sagte Emich. „Ich komme in ernster Sache zu dir. Willst du mich anhören?“

„Bitte...“ Sie setzte sich auf die unterste Stufe der Eichertreppe. „Also in ‚ernster Sache‘. Da bin ich neugierig. Was gibt es?“

„Ich habe — habe einen Auftrag an dich, Ruth...“

„Ah!... Und von wem?...“ Sie schaute ihn von unten auf fragend an. Ihre Nasenflügel zitterten leicht wie in heftiger Neugier. Vielleicht ahnte sie, was kommen würde.

„Von Mac Dewleß.“

„So — von Mac Dewleß,“ wiederholte sie, anscheinend gleichgültig. Aber ein fiebriger Ausdruck trat in ihren Blick. Sie faßte wieder ihre Reitgerte mit beiden Händen und spannte sie über die Knie. „Was will Mac Dewleß von mir? Was läßt er mir sagen?...“

Emich hatte auch den Troilos angebunden und ließ sich nun neben Ruth im duftenden Kleegrün nieder. Er sprach rasch und fast ohne abzusetzen, als dränge es ihn, seine Mission zu beenden.

„Er läßt dir sagen, daß er dich immer noch liebe — so wie damals, als er das erstemal um dich angehalten hat. Daß er von neuem um dich werbe... Er will den Abschied nehmen und sich ankaufen — nach deiner Wahl, wenn du ihm folgen und sein Geschick teilen willst... Gerald ist mein bester Freund; das ist alles, was ich zur Unterstützung seiner Verhuma sagen kann. Welche Antwort soll ich ihm bringen?...“



Ruth hatte den Kopf tief geneigt. Sie war blaß geworden. Man sah, wie die Linien ihrer Büste unter dem eng sich an-  
schmiegenden Kleide leise bebten.

„Warum kommt er nicht selbst?“ fragte sie leise.

„Er fürchtet für sein Temperament, Ruth. Und ich steh' ihm so nahe, daß du annehmen kannst, er spreche, da du mich hörst...“

Ein klagender Ton, ein Aufstöhnen kam von ihren Rippen. Sie sprang auf und ließ ihre Peitsche durch die Luft sausen.

„Er ist feig!“ rief sie. „Aus Feigheit kam er nicht! Er fürchtete sich, weil er fühlt, daß es ihm an Selbstbeherrschung fehlt! Und dich, ehrenfester Herr Vetter, schickt er als Stellvertreter! Das ist weise gehandelt, denn du wirst sicher nicht aus der Rolle fallen! O, sicher nicht! Du bist ein eifriger Gentleman geworden — fast so korrekt wie mein Vater... Sag deinem Freunde, ich hätte keine Antwort für ihn!“

Sie trat an ihr Pferd heran und wollte die Zügel lösen. Aber Emich ließ sie nicht dazu kommen. Er faßte sie am Arm und hielt sie zurück.

„Ruth — warum so heftig?“ sagte er. „Fast scheint mir...“

„Nun? — was scheint dir?!“

„Als ob dir Gerald — — aber laß mich denken, was mir be-  
pagt! Antwort mußt du mir geben! Ein Ja oder ein Nein!“

„Bring' ihm ein Nein!“

„Ruth — ich bitte dich, überlege! Ist Gerald nicht ein  
ganzer Mann?!“

„Und wenn er das Ideal meines Herzens wäre, ich würde  
doch nicht die Seine werden!“

Emich fuhr zurück, als hätte ihn ein Schlag getroffen. Wie  
klang das seltsam! War dieses Mädchen auszukennen?!  
Was ging in ihr vor?! —

„Du mußt deine Gründe haben, ihn abermals abzuweisen,“  
sagte er tonlos.

„Gewichtigere als damals! Damals — sprach mein Vater für mich. Ich hätte vielleicht . . . genug, es ist heute anders geworden! . . .“ Sie ergriff plötzlich die Hände Emichs und hielt sie fest. Eine Flamme schlug in ihren Augen auf. Ihre Stimme klang heiser, als sie hastig hervorstieß: „Ich will meiner Seele folgen, Emich, verstehst du?! Können die Herzen zusammenpassen, wenn die Seelen sich fremd sind?! Nie — nie! Ich habe Riechow in die Hand versprochen, die Seine zu werden, und ich werde mein Wort halten . . .“

Wie entgeistert starrte Emich sie an. Das war das Letzte, das er erwartet hatte. Riechow als Seelenbräutigam! Sein Staunen, sein Schmerz, sein wütender Grimm, alles wurde zu blutigem Hohn. Er verneigte sich.

„Gratuliere, schöne Kusine,“ sagte er schneidend. „Der Petrus von Kottau hat einen guten Fang getan . . . Und dein Vater? Riß er nicht die Augen auf, wie ich, als er das Erstaunliche hörte?“

Sie schüttelte langsam den Kopf.

„Er weiß es noch nicht und wird sich fügen müssen, denn ich bin fest . . . Dein Spott kränkt mich nicht, Emich. Lebe wohl!“

„Halt — bleib’ noch!“ . . . Zum zweitenmal vertrat er ihr den Weg. „Du bist wahnsinnig, Ruth! Du weißt nicht, was du tust! Du hast dich überrumpeln lassen, bist einem schlauen Vogelfsteller ins Netz geraten! Willst du dein Herz opfern einer — Marotte zuliebe?!“

Ein böser Blick traf ihn.

„Geh!“ rief sie. „Ich hasse dich!“

Emich machte eine rasche Bewegung — und blieb dann wie angewurzelt stehen. Alles Blut drängte sich ihm zum Hirn. Eine rote Dohle umflammte ihn. Sie haßte ihn! Hatte er recht gehört?! Und wieder lachte er bitter auf.

„Haßt mich?! Gut so! Ich hasse dich wieder! Aber nur, weil Haß und Liebe Geschwister sind. Wehre dich nicht!“



Meine Lippen sollen dir sagen, wie sehr ich dich hasse! Sie haben es dir schon einmal gesagt — weißt du noch, Ruth — unter dem alten Rußbaum im Parke von Stenzig . . .“

Sie wehrte sich wie rasend in seiner Umschlingung, keuchend, ohne einen Schrei auszustößen, mit hebenden Gliedern. Aber er hielt sie fest, beugte ihren Kopf zurück, so daß er ihr heißes Gesicht vor sich hatte, und küßte sie lange auf den Mund.

„So hasse ich dich!“ rief er wild und ließ sie los. Noch zitternd reckte sie sich; es war wie das Emporschnellen einer Wildkatze zum Sprung. Dann hob sie die Peitsche.

Aber im Nu hatte er sie ihr entwunden.

„Steig' zu Pferde, Rufine,“ sagte er lächelnd; „ich werde dir dann die Gerte reichen . . .“

Schweigend schwang sie sich in den Sattel und griff in die Zügel. Er gab ihr die Peitsche und trat einen Schritt zurück.

„Fürchte nichts, Emich! Feigling — ich wiederhole es dir! Feigling, der ein Weib zwingt und dann angstvoll zurückweicht! . . . Aber nicht du triumphierst — ich triumphiere! Ich weiß jetzt, daß du mich liebst — und ich lache darüber! Lache wie damals — ich lache dich aus! Bringlein, was bietest du mir?! Ein Krönchen — kein Reich! Ich aber“ — und sie wiegte sich aus dem Sattel herab und ihre Stimme wurde zischend — „will Herrin sein — oder nichts!“

Sie sprengte davon. Kleegrün und Sand stoben durch die Luft. Der Troilos wieherte dem Gefährten nach . . .

„Herrin sein . . .“ das klang noch im Ohre Emichs wieder. Seltsam, wie ihre Neigungen ineinanderfloßen mit den seinen! Er schaute Ruth nach, sah noch einmal ihren Kleidsaum flattern und sah, wie sie im Walde verschwand. Und nun lächelte er nicht mehr. Er war sehr ernst geworden. In der Erinnerung dünkte ihm das letzte Geschehnis wie ein verrückter Bubenstreich. Aber er spürte noch immer die duftige Frische ihrer Lippen und den Nachhall jenes unnennbar süßen

Gefühls, als er ihre geschmeidige Gestalt in seinen Armen gehalten hatte. . . „Ich hasse dich!“ hatte sie ihm zugerufen. Ein Zug von Trotz und Eigenwillen grub sich um seinen Mund ein. „Hasse mich,“ sprach er zu sich selbst; „ich werde fertig werden mit deinem Haß wie mit meiner Liebe. Nun ist ja doch alles aus. Und es ist recht so. Herrin und Herr gehören nicht zueinander. Es würde ein ewiger Kampf sein. . .“

War das ein Trost? — Nein, denn das Herz tat ihm weh. Er stieg zu Pferde und trug sein Leid zurück durch Sonnenglanz und Walddämmer. Er ritt langsam, Schritt für Schritt, und daß sich sein Weg stundenlang ausdehnte, merkte er gar nicht. Er träumte wieder, und erst als der Kirchturm von Klempin vor ihm auftauchte, wachte er auf. Und nun erst fiel ihm ein und fiel ihm schwer auf die Seele, welche Hiobspost er Mac Lewley zu bringen hatte. Es war merkwürdig: An den Freund hatte er gar nicht mehr gedacht. Nur mit sich selbst hatte er sich beschäftigt. Und doch hatte er für den Freund geworben — und alles das hatte er vergessen beim lauten Klopfen des eignen Herzens. . .

Als er in später Nachmittagsstunde bei Gerald vorsprach, fand er diesen in eifriger Arbeit. Mac Lewley packte seine Bücher zusammen. Überall standen Kisten umher; zu Haufen schichteten sich am Boden die Bücher auf.

Beim Eintritt Emichs erhob sich Gerald, der am Boden kniete, und schaute ihn an. An dem Gesichtsausdruck seines Freundes erkannte er sofort, was jener brachte. Er wurde blaß, schloß die Augen und es schien, als taumele er. Aber das war nur ein Augenblick der Schwäche. Er schob Emich einen Stuhl zu und setzte sich selbst.

„Also nichts,“ sagte er.

Emich schüttelte den Kopf. „Nichts! . . .“ Er berichtete kurz das, was er für nötig hielt. Ruth habe sich im geheimen



mit dem Kottlauer Riekow verlobt. Das war die einfache Tatsache. Von dem, was sonst noch unter der Königseiche geschehen war, sagte er nichts. Er schämte sich dessen.

Gerald blieb unbeweglich sitzen. Es wurde auch ihm schwer, das Erstaunliche zu begreifen.

„Es ist ja unmöglich,“ sagte er endlich, „Aber nein — nichts ist unmöglich bei diesen Seelenfängern!...“

Er lachte schrill auf...

„Gerald, ich fasse mich vor den Kopf,“ erwiderte Emich dumpf. „Ich möchte begreifen lernen. Ist Ruth denn eine weltmüde gewordene Betschwester? Hat sie nicht die Jugend für sich und vor sich ein Leben, das lebenswert ist? Verstehst du sie?“

Er nickte.

„O ja,“ antwortete er, „ich glaube wenigstens. Ruth ist für mich kein Einzelfall. Solcher Frauen gibt es viele. Wir leben nicht mehr in den germanischen Wäldern, da das Weib Haustier war. Jedes Weib von heute fordert ihr Stückchen Freiheit, einen Sonnenblick im Grau der Alltäglichkeit — und findet sie das nicht in der Erstarrung der sie umgebenden Verhältnisse, so sucht sie Rettung in der Flucht nach innen: im Glauben, in der Mystik, im Grübeln über die Lösung sozialer Probleme. Wäre Ruth eine geordneter denkende Natur, so würde sie sich wahrscheinlich der Frauenfrage in die Arme werfen. Aber Riekow erkannte sie richtig und kam auch zu rechter Stunde, da ihr Geist lahm lag in den Wirren des Gemüts... Was mit ihr werden wird dereinst — ich weiß es nicht. Vielleicht führt ihr Weg sie noch einmal von den Heiligen zu den Gespenstern, vom Glauben zum Spiritismus. Vielleicht auch — aber ich bin kein Deuter. Mir ist sie für immer verloren!“

Er strich langsam mit der Rechten über sein Gesicht. Dann stand er auf und gab Emich die Hand.

„Und nun“, sagte er, „kein Wort mehr darüber! . . .“

Er sprach nur noch von seinen Zukunftsplänen. Er wollte in durchaus veränderte Verhältnisse kommen, wollte alle Schiffe hinter sich verbrennen, sich völlig ein neues Dasein schaffen. So hatte er denn beschlossen, nach Amerika zu gehen. In Tennessee wohnte ein Freund und weitläufiger Verwandter von ihm als Besitzer einer großen Pflanzung. Den wollte er zunächst aufsuchen und sich vielleicht in seiner Nähe ankaufen. Vorläufiger Urlaub war ihm bewilligt worden, sein Abschiedsgeßuch eingereicht . . .

Emich begleitete ihn auf den Bahnhof. In diesen letzten Minuten vor der Trennung sprachen sie wenig miteinander. Emich lag das Herz wie ein Stein in der Brust. Für seine geistige Entwicklung hatte Gerald viel bedeutet, und auch der beste Freund war er ihm gewesen.

Mac Lewlefß stieg in den Zug.

„Auf Wiedersehn“, sagte er mit schwerer Stimme und streckte seine Hand noch einmal aus dem Kupeefenster Emich entgegen.

„Auf Wiedersehn, Gerald“, rief Emich. Er hatte in diesem Augenblick das Empfinden, als sei ihm das Wiedersehn sicher, als handle es sich nur um ein Scheiden auf Jahr und Tag. Und wie rasch reihte sich Tag an Tag und wurden die Tage zu Jahren! —

12

Ein einsamer Winter folgte für Emich, der sich fast völlig von dem Verkehr zurückgezogen hatte, seit ihm Stenzig entfremdet worden war. Denn in Stenzig hatte der Herbststurm gewaltig gehaust, hatte niedergebrochen und entwurzelt, und dann war es öde geworden . . .

Eines Tages ließ Graf Wiegel Emich aus der Reitbahn holen. Er war vierspännig nach Alempin gekommen und



in gewaltiger Aufregung, die er nur mühsam zu dämmen vermochte.

„Emich, ich muß dich um einen Kavalleriedienst bitten,“ sagte er, „einen Dienst, den du mir nicht verweigern kannst. . .“ Seine umdüsterten Augen brannten, und ein ganzes Netz von Falten lag unter der grauen Haarlocke; von gestern zu heute war der Mann ein Greis geworden. . . „Nicht verweigern kannst, Emich. Bring’ Riekow, dem Hund, meine Forderung. Fünfzehn Schritt; Kugelwechsel bis zur Kampfunfähigkeit. Ich morde den Buben!“

Nun wußte Emich, was geschehen war. Wiegel hätte es ihm nicht zu erzählen brauchen. Ruth hatte eine gleichgültige Gelegenheit benutzt, um ihrem Vater zu erklären, daß sie sich mit dem Rottauer Riekow verlobt habe und ihn im Frühjahr zu heiraten gedenke.

Anfänglich hielt der alte Wiegel diese in einem gemacht ruhigen Tone vorgetragene Ankündigung für einen schlechten Scherz, dann für eine Laune seines ungezogenen Lieblings. Aber zu gleicher Zeit kam ihm die neue szientistische Wochenschrift „Der Wahrheitsjucher“ in die Hände, in der die Novelle Ruths unter ihrem vollen Namen zu erscheinen begann. Sie führte den Titel „Mein Golgatha“ und war in Tagebuchform gehalten: dilettantisch in der Führung, mager in der Erfindung, unmöglich in der Psychologie, aber durchlodert von den Flammen eines ekstatischen Gefühlslebens. Nur wer mit hellen Augen zwischen den Zeilen zu lesen verstand, konnte aus den wirren und leidenschaftlichen Bekenntnissen dieser Blätter die gelben Aufschreie einer sehnennden Seele vernehmen, der dies Leben im sorglosen Alltag erbärmlich erschien und die in mystischer Verzückung nicht nur kämpfen, sondern auch leiden wollte.

Es kam noch mehr an den Tag. Wiegel erfuhr, daß Ruth lange Spazierritte vorgeschützt hatte, um in Rottau den

Versammlungen der Szientisten beizohnen zu können. Es war nicht mehr die ursprüngliche Gebetslehre der Mrs. Eddy, der Begründerin der „christlichen Wissenschaft“, die man dort predigte: Der einfache Gottesdienst war zu einem bombastischen Kultus geworden, der das wunderliche Lehrgebäude auf eine gewisse apokalyptische Basis verschob. Schon einmal hatte die kirchliche Aufsichtsbehörde einzugreifen versucht, aber Riezow hatte sich gegen den Vorwurf der Sektiererei gut zu verteidigen verstanden, und in der That ließ sich auch keine Handhabe gesetzlicher Natur finden, die Abhaltung der Gebetsstunden zu untersagen. Im übrigen kannte man Riezow. Man spöttelte wohl gelegentlich über ihn und bewitzelte den wunderlichen Kauz, aber man achtete ihn doch auch. Er war ein tüchtiger Landwirt und bei aller Schrullenhaftigkeit ein unleugbar geistreicher Kopf; er war immer gefällig und entgegenkommend und wurde von seinen Leuten auf Händen getragen. Er hielt seine Gemeinde in scharfer Seelenzucht, aber er war ihr auch ein Vater und ein Helfer in allen Nöten. Die Rottauer vergötterten ihren Herrn...

Unter andern Verhältnissen wäre dem Grafen Wiegel eine Ehe seiner Tochter mit Riezow vielleicht überlegenswerter erschienen. Aber das Sonderlingswesen des Rottauers stieß ihn ab; sein philosophischer Mystizismus widersprach durchaus der Nüchternheit der eignen Natur. Wiegel fehlte es an psychologischem Tiefblick; er verkannte sowohl das innere Wesen Riezows wie das Ruths. Er hielt für Frömmerei und Scheinheiligkeit, was heischendes Empfinden und gewiß auch der Drang nach Herrschaft über die Geister war, und hielt für alberne Laune bei seinem Kinde, was sich schließlich nur durch die suggestive Gewalt eines Mannes erklären ließ, der in der Kraft seines Willens sein Höchstes sah...

Augustus Wiegel schäumte. Die ganze Art und Weise Ruths empörte ihn. Dies Mädel ging einfach über ihn hinweg.



Sie befragte ihn gar nicht erst; sie theilte ihm mit, daß sie sich verlobt habe und damit fela. Und Riebow ließ sich überhaupt nicht sehen. Man pflegt doch zum Donnerwetter guter Sitte gemäß um die Hand einer Tochter bei den Eltern anzuhalten! Man holt sich zuvörderst bei dem Vater die Einwilligung und einigt sich nicht hinter dem Rücken dessen, der schließlich den Ausschlag zu geben hat!..

Emich versuchte den Onkel zu beruhigen. Man mußte auch Riebow hören. Er fuhr nach Rottau.

Riebow lehnte kurzerhand den Zweikampf ab und gab Erklärungen. Er liebe Ruth und sei ihrer Gegenliebe sicher. Ein Zufall habe die Aussprache herbeigeführt. Es sei nur Klugheit gewesen, daß sich zunächst Ruth mit ihrem Vater habe verständigen wollen; bei der Abneigung Wiegels gegen ihn habe er gefürchtet, einfach vor die Thür gesetzt werden zu können. Auch in der Veröffentlichung der Novelle „Mein Golgatha“ sah Riebow nichts Ehrenkränkendes. Hier handle es sich lediglich um Fragen des Empfindens und der Überzeugung.

Riebow gehörte zu den wenigen Menschen, die Emich stets in hohem Grade zuwider gewesen waren. Trotzdem mußte er sich sagen, daß Riebow — abgesehen von einer geringfügigen formalen Außerlichkeit — im Rechte war. Emich begriff den Onkel und seinen Grimm über den „Familienstandal“. Aber ein Duell ist kein Racheakt, sondern nur der übliche Ausgleich einer Beleidigung. Und Riebow bestritt energisch jeden Versuch einer Beleidigung.

Unverrichteter Sache kehrte Emich heim. Wiegel hatte ihn in Alempin erwartet, und zwar im Hause Blohmes. Und nun nahm sich der Major der Angelegenheit an; das war ihm gerade recht. Als Emich ein Wort der Beruhigung sprach, wurde Blohme ausfallend und Wiegel scharf. So hat Emich denn, sich zurückziehen zu dürfen. Es war unmöglich, mit den beiden Herren noch weiter zu verhandeln. Blohme

gegenüber wurde Emich niemals das Gefühl los, sich zu einer Insubordination hinreißen zu lassen, und Wiegel hatte vollständig den Kopf verloren. Seine glättende Korrektheit hatte sich in maßlose Wut aufgelöst.

Noch am selben Tage rastete der Major nach Rottau. Spät-  
abends kehrte er heim, hochrot vor Erregung und triumphie-  
rend. Er hatte erreicht, was er wollte. Er hatte Riechow im  
Namen Wiegels so schwer beleidigt, daß der Zweikampf un-  
vermeidlich war. Das Duell wurde auf der Niederung hinter  
der Königseiche ausgefochten. In Stenzig ahnte man von  
dem blutigen Austrag nichts. Blohme sekundierte dem Grafen,  
ein Herr von Pernitz Riechow; Hauptmann von Wallwitz,  
ein Gutsbesitzer aus der Nachbarschaft, war Unparteiischer,  
Doktor Köfide überwachender Arzt. Im ersten Gang traf  
die Kugel Wiegels den linken Arm Riechows. Der Blutverlust  
führte eine leichte Ohnmacht herbei, doch erklärte Riechow, den  
Kampf fortsetzen zu wollen. Er war plötzlich ein anderer ge-  
worden als bei Beginn des Duells. Sein Auge erwiderte  
den Haß Wiegels; er zielte scharf. Unter seiner Kugel brach  
Wiegel zusammen. Doktor Köfide hielt die Lunge für  
gefährdet und bestand auf Abschluß des Zweikampfes. Den  
versöhnenden Handschlag wies der Graf zurück.

Herr von Riechow zeigte sich selbst beim Gericht an und  
wurde zu acht Monaten Festung verurteilt. Wiegels Wunde  
heilte nach wenigen Wochen, aber eine Unvorsichtigkeit warf  
ihn auf das Krankenlager zurück. Uebermals wurde die nach  
kaum überstandener Krankheit noch stark empfindliche Lunge  
in Mitleidenschaft gezogen; eine Entzündung trat hinzu, und  
ihr erlag Graf Wiegel. Er starb am letzten Novembertag.

Die Beisetzung fand in der Stenziger Familiengruft statt.  
Bei dieser Gelegenheit war Emich zum letzten Male in  
seiner zweiten Heimat gewesen. Die ganze Nachbarschaft,  
der halbe Adel der Provinz und fast alle Offiziere aus Alenpin



wohnten dem Begängnisse bei. Hunderte von Telegrammen und Beileidsbriefen waren eingetroffen, darunter auch Depeschen des Kaisers, der Kronprinzessin, des Fürsten Ferdinand Schöningh-Stubbach und des Fürsten Leopold aus Garia. Erbprinz Heinrich war mit dem Prinzen Waldegg aus Berlin herbeigeeilt; Diplomatie und Parlamente hatten Vertreter gesandt.

Es war ein kalter, doch sonnenheller Tag. In der großen Allee des Parks war der Schnee sorgfältig zur Seite geschippt worden. Auf den entlaubten Bäumen flimmerten die Eiskristalle, und unaufhörlich sprühte von ihnen ein glitzernder Schleier herab.

Der Trauerkondukt bewegte sich langsam durch die große Allee bis zum Mausoleum, das an der Grenze zwischen Park und Buchenwald lag. Der Zug war lang. Voran das Musikcorps der Kemptener Märschiere; Unteroffiziere von den Gardes du Corps, bei denen Wiegand gedient, und deren Uniform er stets an Königs Geburtstag angelegt hatte, trugen den Sarg unter einem schwarzen Baldachin. Dann kam die Fülle der Freunde, Verwandten und Bekannten: zahllose Uniformen, blitzende Helme, wehende Plümmen von den Dreispitzen der höheren Regierungsbeamten — buntfarbige Attilas und weiße Koller, eine Anzahl schwarzer Zylinderhüte mit Treppstreifen, viel helles und dunkles Pelzwerk . . . Es war ein großes Gleichen im Sonnenschein. Hinterher marschierte der Kriegerverein von Stenzig, trotteten Bauern und Bäuerinnen, die Tagelöhner, die Dienerschaft und das ganze Hofgesinde. Einen dunkeln Fleck in diesem glänzenden Streifen bildete die Anspessenschaft einer schlesischen Grube, zu deren Aufsichtsrat Wiegand gehört hatte. Hoch über dem Zug empor ragte die mit Flor umhüllte Fahne des Kriegervereins . . .

Emich führte als nächster Verwandter die Gräfin, Blohme Komtess Ruth. Während Ermela in Tränen zerfloß und

das Taschentuch nicht von dem Gesichte ließ, schritt Ruth am Arme des Majors ruhig ihres Wegs. Die Trauerkleidung hob die geisterhafte Blässe ihres Antlitzes noch stärker hervor; die Augen lagen tief unter der Stirn. Aber die köstliche Gestalt war frei und stolz erhoben, und wenn auch der Blick den Boden suchte, so schien selbst in dieser Demut etwas von bewußter Hoheit zu liegen.

In dem kleinen Mausoleum fanden nur die wenigsten Platz; die übrigen scharten sich draußen vor der geöffneten Thür unter den Birken und Edeltannen. Taktvoll vermied der Geistliche in seiner Rede jede Anspielung auf den unseligen Zweikampf und seine Ursachen. Es war sehr still, während er sprach; man hörte nur das leise, krampfhafte Schluchzen der Gräfin. Und dann wurde der Sarg in die Gruft hinab-gesenkt. Er schwebte auf Striden in die Tiefe, zu den Ahnen des Geschlechts, die dort unten ausruhten vom ewigen Kampfe des Lebens. Und plötzlich fühlte Herr von Blohme, daß die Komteß neben ihm erzitterte. Sie sank mit einem Behlaut in die Arme und wurde ohnmächtig...

Von diesem Tage ab mied Emich Stenzig. Er hatte nach dem Begräbniß von der ganz in Schmerz aufgelösten Tante Jrmela Abschied genommen, Ruth aber nicht mehr gesehen. Natürlich wurde noch viel über die Unglücksgegeschichte geflatscht. Es hieß, Kiebow habe versucht, eine Aussprache mit der Gräfin herbeizuführen, die ihm indessen ihr Haus verboten habe. Es hieß auch, Kiebow sei mit Ruth wieder im Streb-niger Walde gesehen worden. Emich hielt alles für möglich — er fand sich in dieses Mädchens Seelenleben nicht mehr zurecht...

Als Weihnachtsgeschenk erhielt Herr von Blohme sein Patent als Oberstleutnant und im Januar seinen Abschied. Man sagte, es sei an hoher Stelle übel vermerkt worden, daß er in dem Duell Wiegell-Kiebow als Sekundant fungiert hatte.



Ganz Alempin freute sich über diesen blauen Brief. Trotzdem sollte ihm auf Wunsch seines ärgsten Feindes, des Obersten, ein Abschiedsessen gegeben werden. Bei dieser Gelegenheit wäre es beinahe zu einem unangenehmen Protest gekommen, denn eine ganze Anzahl Offiziere hatten sich verabredet, am Tage des Liebesmahls krank zu werden. In letzter Stunde aber, so spät, daß es unmöglich war, das Festdiner abzubestellen, traf bei Hildringen ein Telegramm ein: Oberstleutnant von Blohme müsse leider auf die ihm zugedachte Ehrung verzichten, da er auf ärztlichen Rat gezwungen sei, den Süden aufzusuchen. Nun fand das Liebesmahl dennoch statt, und es ging ungemein vergnüglich dabei zu, und kein einziger Offizier hatte sich krankheits halber entschuldigen lassen . . .

Emich benützte den Winter, seine Studien in der illyrischen Sprache fortzusetzen. Er hatte sich vorgenommen, im nächsten Jahre sein Versprechen auszuführen und die Freunde in Garica zu besuchen. Seesenheim machte ihm freilich noch mancherlei Sorgen, doch der alte Settegast war ein tüchtiger Verwalter, der auf Ordnung hielt; wenn das Gut auch noch keine Erträge abwarf, so ließen sich unter der energischen Bewirtschaftung des Inspektors die Fortschritte der Kultur doch aus den Rechnungsabschlüssen erkennen.

Im Januar trat ein Geschehnis ein, das Emich in große Erregung versetzte. Durch Vermittlung der Amerikanischen Botschaft in Berlin erhielt er die Nachricht, daß sein Onkel Hans-Carl — jener tolle Hans-Carl, der bei Abschluß seiner europäischen Karriere den Namen eines Freiherrn von Griesbergen angenommen hatte — verstorben sei und ihn zu seinem Universalerben ernannt habe. Emich wurde ersucht, nach Berlin zu kommen und persönlich Einsicht in die Papiere zu nehmen, die der Botschaft von Louisville aus zugesandt worden waren.

Anfänglich hatte Emich an keine bedeutende Erbschaft geglaubt. Er entsann sich allerdings, daß Tante Jrmela ihm gelegentlich einmal erzählt hatte, der Onkel Hans-Carl sei drüben in Kentucky Bergwerksbesitzer oder dergleichen geworden und habe eine reiche Frau geheiratet — „Ermyntrud Leslie, Tochter des Francis Leslie und seiner Gemahlin Kate, gebornen Schulze“, so stand im Gothaer. Aber der Ruf, den Hans-Carl in Europa und insonderheit bei seiner Familie hinterlassen hatte, schien dennoch die Möglichkeit auszuschließen, daß er noch einmal als reicher Mann sterben würde. So faßte Emich denn diese kentuckysche Erbschaft zunächst als eine Art schillernder Seifenblase auf und ließ sich von den Kameraden gutmütig als neuer „Goldonkel“ necken.

Um so erstaunter war er, als er auf der Botschaft erfuhr, daß Hans-Carl von Griesbergen ein ungeheures Vermögen hinterlassen hatte. Es handelte sich nicht nur um einen Barbesitz von gegen vier Millionen Dollars, sondern vor allem um ausgedehnte Farmen, die in den besten und fruchtbarsten Landstrichen Kentuckys belegen waren, den Alluvionen am Ohio River, ferner um umfangreiche Steinkohlengruben, Salpeterlager und Marmorbrüche, also um agrarische und industrielle Anlagen, die abermals einen Wert von vielen Millionen repräsentierten. Die Erbschaft selbst war unanfechtbar. Hans-Carl war ohne direkten Leibeserben verstorben und hatte seinen Gesamtbesitz testamentarisch seinem Bruder Erich vermacht, dessen einziger Erbe wiederum Emich war.

Emich war von diesem unerhörten Glücksfall so benommen, daß er stundenlang in einer Weinstube vor einem Schoppen Mosel saß und träumend vor sich hinbrütete. Fortuna hatte ihn von einem Tage zum andern zum Millionär gemacht. Er war nicht mehr das arme Prinzlein ohne Säckel und Ar;



er konnte tatsächlich im Golde wühlen, und das Gold gehört in unsrer Zeit zu den Mitteln zur Macht... Die kleine Weinstube war um diese Stunde ganz leer. Emich lehnte in der Ecke eines mit schwarzem Leder überzogenen Sofas und blies in mechanischer Spielerei die Rauchringel seiner Zigarre vor sich her. Er hatte die Augen halb geschlossen. Draußen trieb ein eifiger Wind Schnee und Regen gegen die triefenden Fensterscheiben. Hier drinnen aber war es sehr warm. Der kleine eiserne Ofen in der Ecke glühte... Emich ließ seine Gedanken durcheinanderwirbeln, wie im Halbschlaf... Er sah riesige Strecken grünen Weidelands vor sich, belebt von ungeheuern Rinderherden, Mais- und Tabakplantagen dahinter, in denen Kolonnen von Niggern arbeiteten — und in der Ferne die dämmernden Schatten des Urwalds. Jenseits des Stroms stiegen die Berge an, mit flachen und fruchtbaren Höhen, dann plötzlich zu gigantischer Formation sich türmend, mit jähem Abstürzen und ragenden Gipfeln, auf denen der Schnee blinkte. Die Saumpfade hinab zogen Karawanen, die Maultiere hoch bepackt mit den Schätzen der Berge. Und in den Kohlengruben, den Salpeterminen und Marmorbrüchen förderten Tausende von fleißigen Händen unbemessnen Wert zutage... Zu blitzenden Hügeln schichteten sich gelbe Goldmassen auf; Gold rollte durch die Adern der Felsen und führten die Ströme mit; es war ein weithin rinnen- des Meer von Gold... Und mit diesem Golde ließ sich herrschen, ließ sich wahrhaft Herr sein!...

Emich schauerte leicht zusammen; seine Stirn wurde finster. Er ärgerte sich, daß er sich so häufig auf der fixen Idee des Herrschenwollens ertappte. Seit Ruth ihm im Klee- grün unter der Königseiche höhnend zugerufen hatte: „Prinz- lein, was bietest du mir?! Ein Krönchen — kein Reich! Ich aber will Herrin sein — oder nichts!“... seitdem hatte er den Widerklang jener Worte oft, o wie oft in seiner Seele

vernommen . . . Er rieb sich die Augen und reckte sich. Was sollte werden, wenn die Millionen Hans-Carls erst in seiner Hand waren? Alle Sorgen um Seesenheim waren dann von ihm genommen; er konnte sein Besitztum vergrößern und es einer glänzenden Zukunft entgegenführen; er konnte . . .

Nun sprang er auf. Es war töricht, sich in allerhand Phantasien zu verlieren. Auch dies Ererbte mußte erst erworben werden, denn nur auf dem Erworbenen ließ sich Herr sein. Und wie dies Erwerben sich gestalten würde, mußte die Zeit ergeben. Handeln und Schaffen und Wirken — nicht Grübeln und Träumen war Mannes wert!.

Er trank sein Glas aus, zahlte und ging. Man hatte ihm auf der Botschaft einen Rechtsanwalt, Doktor Zwerner, empfohlen, der in amerikanischen Rechtsverhältnissen gut Bescheid wußte. Zu ihm fuhr Emich, um ihm die Erhebung der Erbschaft zu übertragen. Außerdem hatte er beschlossen, sich an Mac Gewleß wegen des Verkaufs der Ländereien und industriellen Anlagen zu wenden. Gerald weilte in Tennessee auf der Farm eines Freundes, die an der Südgrenze Kentuckys lag. Es war nicht zu bezweifeln, daß er der Bitte des Freundes willfahren würde, und in bessere Hände als in die seinen konnte Emich, davon war er überzeugt, seine Angelegenheiten nicht legen. —

Als Emich nach Klempin zurückgekehrt, fand er nach langer Zeit wieder einmal einen Brief von Maffeo Beresco aus Garica vor. Maffeo schrieb:

„Mein lieber Emich!

Es kriselt bei uns. Eigentlich kriselt es immer, und die kurze Spanne Zeit anhaltenden Friedens nach der Thronbesteigung des Fürsten Leopold war schier zum Verwundern. Aber um des Fürsten willen bedaure ich die neuerliche Zuspitzung der Verhältnisse. Es handelt sich um Finanzfragen:



um die Verstärkung der Befestigungswerke von Garica und die Schaffung von einigen neuen Regimentern, um einen Kanalbau zu militärischen Zwecken und derlei andre Nothwendigkeiten, für die unsre Opposition keine Gelder bewilligen will. Ich sagte Nothwendigkeiten, denn als solche hat sie die Regierung anerkannt. Im nachbarlichen Suebenreiche ist man nämlich einer Grenzstreitigkeit wegen der Abwechslung halber wieder einmal schlecht auf uns zu sprechen, und bei dem etwas hitzigen Temperament König Michaels muß der Möglichkeit eines unvermuteten Angriffs vorgebeugt werden. Aber alles das kannst Du auch in den Zeitungen lesen. Was Dich mehr interessieren dürfte, ist die Tatsache, daß Monsieur de Polzien wirklich mit Deinem davongepöbelten ehemaligen Inspektor idendisch ist. Er hat, um in seinen Schmähungen gegen die Familie Schöningh auch den Fürsten zu treffen, in seinem aus russischem Gelde erhaltenen Journal „Der Volksfreund“ die tollsten Lügen über die schmachvolle Behandlung erzählt, der er durch Dich ausgesetzt worden sei. Prozeßprozesse gegen den Burschen helfen nichts mehr; jede Verurteilung verstärkt seine Beliebtheit bei der Opposition.

Die Beresceos haben selbst an die hundert Jahre zur Opposition gezählt — nun aber macht sie den Beresceos Sorgen. Rußland hat mit den Sueben Fühlung gewonnen, und unsre ganze Opposition hat einen suebisch-russischen Anstrich. Das ist insofern schlimm, als dadurch unsre Unabhängigkeitspläne stark ins Wanken kommen. Übrigens hat auch der Fürst eine große Dummheit gemacht. Er brauchte Geld und wandte sich statt nach Petersburg an die Ottomanische Bank; das verschnüpfte an der Nawa. Es ist greulich, mit welchen Argernissen man zu kämpfen hat. Der Finanzminister Sowojew ist ein persönlicher Gegner meines Vaters und hat den Fürsten völlig in der Hand. Der Fürst selbst tändelt über alle diese Sorgen lustig fort. Er ist glücklich darüber, daß er in diesem

Winter eine italienische Oper nach Garica bekommen hat — und der Star dieser Oper, die schöne Dina Marconi, hat Eintritt zum Schlosse. Allerdings immer hinten herum, durch den Park, über die Terrassen und an dem Wintergarten vorbei; unsre Witzblätter haben eine besondre Bezeichnung für diesen „Liebespfad“ gefunden. Schade nur, daß die Marconi zu den Unerfättlichen gehört und eine übertriebene Vorliebe für Brillanten hat. . . Der Fürst soll also nun verheiratet werden. In Petersburg hat man ihm bereits eine niedliche kleine Prinzessin reserviert. Aber mein Vater hat andre Absichten: er zieht Wien vor.

Saß macht sich gut. Daß mein Vater ihn nicht direkt als Offizier einstellen ließ, weißt Du. Er wollte vermeiden, daß man ihm Bevorzugung der Ausländer vorwerfen konnte. Aber Saß ist rasch avanciert und heute Adjutant des Generals Koskull, Kommandeurs der Gardedivision. Man sagt, Mita Koskull, das Töchterchen des Generals, sei bis über die Ohrläppchen in ihn verschossen und angle nach ihm. Aber was die Hauptsache ist: Saß scheint in der That vernünftig geworden zu sein. Er haßt die Karten und behauptet, auch die Weiber zu hassen. Letzteres glaube ich jedoch nicht. . .

Pfui, Emich, daß Du Dein Wort nicht hältst! Pfui, Emich, daß Du unsern Ericoccio vergessen hast! Besuchst Du uns nicht im nächsten Jahre, so fluche ich Dir. Emich, ich bitte Dich, komm' einmal nach Garica!" — — —

Am Tage nach dem Empfang dieses Briefes las Emich zu seinem Entsetzen das folgende Telegramm in der Zeitung:

„Garica, 11. Februar. Fürst Leopold ist gestern abend ermordet worden. Um sechs Uhr fand in der Kathedrale ein Hochamt zur Feier der hundertjährigen Wiederkehr des Sieges von Acabane über die Sueben statt. Als der Fürst beim Verlassen der Kirche in seinen Wagen steigen wollte, drängte



sich ein gutgekleideter Mann mit einer Bittschrift in der Hand an ihn heran. Die Umgebung wollte ihn zurückweisen; Fürst Leopold befahl jedoch, den Mann durchzulassen und nahm ihm die Bittschrift ab. In diesem Augenblick zog der Fremde einen Revolver und feuerte ihn ab. Der Fürst brach zusammen und starb in den Armen des ihn auffangenden Premierministers Marquis Beresco; die Kugel hatte das Herz getroffen. Mit einer zweiten Kugel zerschmetterte sich der Attentäter den Kopf. Er heißt Dimitri Rujula und steht, wie man hört, mit keiner der politischen Parteien des Landes in Verbindung. Allem Anschein nach handelt es sich um das Attentat eines Irren. Trotzdem ließ der Premierminister den Belagerungszustand über Garica verhängen. Der Ministerrat war bis nach Mitternacht beisammen. In allen Kirchen wurden Messen gelesen. Das Volk zeigt tiefe Trauer..."

13

**A**n einem Maienstage stand Emich in einem Vorzimmer des Reichskanzlerpalais in der Wilhelmstraße zu Berlin. Der Diener hatte ihm gesagt, Seine Durchlaucht der Fürst bitte nur um fünf Minuten Geduld — und Emich wartete gern. Er stand am Fenster, das die Portieren fast völlig verhüllten. Nur ein handbreiter Streifen Tageslicht quoll von draußen herein und legte sich quer über das Parkett des Gemachs — ein Lichtstreifen, aus hellem Grün und lindem Dämmer gemischt, denn das Zimmer führte nach dem Garten hinaus, über den schon der Abend seine ersten grauen Schatten spann...

Fünf Minuten noch — dann sollte die Entscheidung fallen.

Emich starrte auf den flimmernden und leise zitternden Lichtstreifen am Boden. Während der fünf Minuten, die er zu warten hatte, drängten sich in ihm noch einmal die

Erinnerungen an die ganze Flucht der Gescheltnisse zusammen, die ihn in den letzten Wochen überstürmt hatten . .

Das Drama in Myrien hatte seinen Abschluß gefunden. Unter großem Gepränge setzte man den ermordeten Fürsten in der Kathedrale von Garica bei. Die riesige Kirche, deren Grundstein im vierzehnten Jahrhundert von dem Großwojwoden Stephan gelegt worden, war von einer ungeheuren und glänzenden Menge erfüllt. Einem wunderbaren Traumbild glich diese Totenfeier in dem weiten Raume, bei verhängten Fenstern und den Weihrauchdüften, die schwer und bläulich um die Strebepfeiler zogen, hoch empor bis zu der Wölbung der Kuppel. Durch den nervenbetäubenden Dunst blitzten hunderte und aber hunderte von Wachslichtern, leuchteten der Purpurglanz und das satte Violett der Sutanen, die Silberstickerei der Altardecken, der gleißende Prunk der Monstranz, und scholl der Klagegesang des Chors, unterbrochen von den eintönigen Gebeten der Priester. Wer Platz fand in der Kathedrale, war eingelassen worden. Und nun drängte sich das Volk in den durchschatteten Ecken, hinter den Pfeilern und der Sakristei, während auf den Galerien die Vertreter der Diplomatie, der Hof und die Ministerien, die Generalität und die hohe Beamtenwelt Platz genommen hatte. Hellesbardiere von der Trabantenwache und Leibgarde-Heiducken umspannten, in regungsloser Haltung Bildsäulen gleich, den Raum von Pfeiler zu Pfeiler. In weitem Halbkreise um den Altar saßen auf Purpursesseln mit schwarzen Behängen die Fürstlichkeiten, die der Trauerfeier beiwohnten. Aus den Nachbarreichen waren alle gekommen: der schlanke Herrscher Rumäniens mit seiner schönen Gattin, der Kneez der Schwarzen Berge, die Fürsten von Mazedonien und Moravien und selbst der dicke König der Sueven, der seine Zeit zwischen politischen Intrigen und Pariser Kokotten verändelte. Er saß links vom Altar, eng eingeknüpft in die graublaue Uniform



seiner Gardepanduren, mit halb zugekniffenen, zwinkernden schwarzen Augen, die von Zeit zu Zeit bösblickend hinüberschielten nach der Fürstenreihe ihm gegenüber.

Da nämlich saßen die drei letzten männlichen Vertreter des Geschlechts Schöningh, saß der unglückliche Vater des Ermordeten, Fürst Ferdinand, zwischen dem Erbprinzen und Emich. Alle drei sehr blaß — der Fürst wie gebrochen, mit zitternden Händen und düster vor sich niederstierend; hinter seinem Sessel, aufrecht stehend, im vollen Bewußtsein seiner Würden und Pflichten, der unentbehrliche Graf Callimeo . . . Den Abschluß dieser Reihe, dem Altar zunächst, bildete ein hoher und stattlicher Mann in russischer Generalsuniform. Das war der Großfürst Fedor Konstantin, den man den geheimen Protektor von Illyrien nannte.

Zu ihm wurde Emich nach beendetem Totenamt zur Audienz empfohlen. Es war eine lange Unterredung, eigentlich nur aus einem Gewirr von tausend Fragen von seiten des Großfürsten bestehend — Fragen, die die Persönlichkeit Emichs betrafen, seine Neigungen, Hoffnungen, Pläne und materiellen Verhältnisse — ein Fragen ohne Ende, anscheinend zwecklos und doch immer wieder ein bestimmtes Endziel betonend. Und als dieser ersten Unterredung eine zweite ganz ähnliche mit dem alten Marquis Beresco folgte, da wußte Emich, wohinaus man wollte: er sollte an Stelle seines ermordeten Veters den Fürstenthron Illyriens besteigen! . . .

Wie die gischttauschäumenden Strudel eines Wasserfalls, so überstürzten sich die Ereignisse . . . Emich blieb nur sechs Tage in Garica, aber was brachten sie ihm alles! In stiller Mitternachtsstunde fanden sich die drei Schöninghs noch einmal am Sarkophage Leopolds zusammen. Wieder in der Kathedrale, in der um diese Zeit kein Laut die Weihe des Ortes störte und nur die Totenlampe brannte — ein einsames blasses Auge, das hoch über dem weißen Marmor leuchtete.

Diese Stunde entschied über die Zukunft Emichs. Fürst Ferdinand betete lange an der Grabstätte seines Sohnes. Dann stand er auf und sagte, Emichs Hände nehmend: „Sei du ihm ein Rächer, Nefte! Ein Rächer zur Ehre unsres Hauses, nicht mit Schwert und Blut, sondern im Sinne der Klugheit und des weisen Erwägens. Hätte mein Ältester nicht sein deutsches Land daheim — glaub' mir, ich würde nicht zögern, ihn an die Stelle des Toten zu setzen, wenn man ihn rufen sollte. Denn über mein sorgendes Vaterherz geht mir der Ruhm unsres Geschlechts — und ruhmreicher ist es, herrschen zu können, als sich beugen zu müssen . . .“

„Besser Herr als Knecht!“ . . . Auch der Dhm sprach es aus, der an Bücken und Ducken gewöhnt war, so wie die letzten seiner Vorfahren, seit die Macht der Verhältnisse die Schöninghs zu Schranzendienst gezwungen und sie allmählich begonnen hatten, sich wohl zu fühlen in der Sonne Mächtigerer — von jenem Tage ab, da sie dem kleinen Bonaparte als Nachfolger Karls des Großen gehuldigt hatten — von da ab bis in die Zeiten des neuen Reichs . . .

Jener Mitternachtsstunde am Katastall des Fürsten Leopold folgten bewegte Tage. Wie die Bilder einer Zauberlaterne hafteten sie in der Erinnerung Emichs: Ministerrath im roten Saale des Palastes, die Vorstellung der fremdländischen Gesandten und Geschäftsträger, die Bekanntschaft mit den Großwürdenträgern des Hofes, der Parlamente und des Senats, die langen Stunden, die er im Arbeitskabinett des greisen Beresce verbrachte — und endlich der letzte Abend mit den Freunden aus der Kinderzeit: mit Maffeo, Sassenhausen und Herrn von Döring, dem ehemaligen Pagenoffizier aus dem Berliner Kadettenkorps, der den Prinzen Leopold als persönlicher Adjutant in den Russisch-Türkischen Krieg begleitet hatte und seit drei Jahren als Oberhofmarschall dem



illyrischen Hofe angehörte. An jenem Abend hatte man nicht an den toten Mann in der Heldengruft unter den Fliesen der Kathedrale gedacht; man hatte den Erioccio erneuert, die Weihe der Blutsbrüderchaft, und hatte von der Zukunft geplaudert . . .

Die diplomatische Regelung hatte wenig Zeit erfordert. Was kümmerte sich Europa um das illyrische Reich! Nur weit oben an der Nawa und weit unten am Bosporus hatte man Interesse für das kleine Fürstentum — und Rußland und die Türkei einigten sich schnell. Aber auch das Volk von Myrien war befragt worden. Emich hatte auf ein Plebiszit bestanden und der alte Beresco lächelnd zugestimmt. Ein Plebiszit — gut, gut — auch das ging rasch! Noch war die Maschine geölt und arbeitete besser denn je. Beresco gab seine Befehle; Telegramme flogen durch das ganze Land; Pfaster und Rubel kamen ins Rollen, auch mit dem grünen Wein der Berge wurde nicht gespart und nicht mit Zucker und Peitsche — und siehe da, das Plebiszit fiel glänzend aus: Myrien wollte wieder einen Schöningh haben! — —

Der helle Streifen auf dem Parkett im Vorzimmer des Reichskanzlerpalais begann allmählich zu erbleichen. In dem schon ziemlich dunklen Gemach wurde es abendlich; das große Kaiserbild an der Wand erschien fast schwarz. Aus den angekündigten fünf Minuten waren zehn und fünfzehn geworden . . .

Nun endlich trat der Diener ein: Durchlaucht ließen Durchlaucht bitten.

Emich folgte dem Diener in den historischen Raum. Hinter dem breiten, mit Papieren bedeckten Schreibtisch, auf dem bereits eine grün beschirmte Lampe brannte, erhob sich etwas schwerfällig eine wuchtige Gestalt. Ein breites, unvergeßbares Antlitz, das Emich schon vielhundertfach abgebildet gesehen hatte, lächelte ihm mit sichtbarem Wohlwollen

entgegen, und zwei klare Augen über starkwulstigen Tränenfäden blickten ihn forschend und fast auch mit Neugier an.

„Meine verehrteste Durchlaucht,“ sagte Bismarck, auf den Stuhl neben seinem Schreibtisch deutend, „ich muß sehr um Vergebung bitten, daß ich Sie warten ließ — aber ich hatte Damenbesuch, und Damen pflegen — gesprächig zu sein . . . Also womit kann ich dienen? . . .“

Emich ließ sich nicht verblüffen. Der Reichskanzler mußte wissen, um was es sich handelte. Aber Emich war klug genug, sich diesem Meister der Diplomatie gegenüber nicht gleichfalls diplomatisch zu gebärden. Er bat einfach um einen guten Rat: den, ob er die Krone Illyriens annehmen solle oder nicht. Alle Wege seien geebnet; im Hotel de Rome warte eine illyrische Deputation auf das letzte entscheidende Wort. Aber dieses Wort wolle er nicht eher sprechen, ehe er nicht den großen Bismarck gehört habe . . .

Der Fürst-Reichskanzler lächelte noch immer, wohlwollend und liebenswürdig, und spielte dabei mit einem seiner berühmten Riesenbleistifte.

„Einen Rat in dieser Angelegenheit zu geben,“ antwortete er langsam, „ist schwer. Ich kann Ihnen höchstens sagen, was ich an Ihrer Stelle tun würde. Und ich, liebster Prinz, — wär' ich Leutnant, in Ihrer sozialen Stellung und noch dazu so reich wie Sie, ich würde ganz gewiß keinen Augenblick zögern, mich mit Aplomb auf den Thron Illyriens zu setzen, wenn man mir ihn zuschöbe . . .“

Und die unwillkürliche Bewegung sehend, die Emich bei diesen Worten machte, fuhr der Fürst rascher fort, dabei seinen Bleistift erhebend, als wolle er eine etwaige Unterbrechung Emichs abwehren:

„Sehen Sie, beste Durchlaucht, wir leben in tiefem Frieden nach außen hin, und der liebe Gott wird uns ja diesen Frieden wohl auch noch eine längere Reihe von Jahren erhalten. Da



geht es mit dem Avancement denn nicht so rasch, und da muß man, meine ich, eine außergewöhnliche Gelegenheit, schneller fortzukommen, schon mitnehmen. Und vom Leutnant zum Generalissimus einer ganzen Armee — alle Wetter, das ist ein gehöriger Sprung! Auf dem Throne Illyriens können Sie auch fast noch souveräner wirtschaften als Ihr Herr Oheim in Stubbach, und das ist doch auch etwas wert. Schließlich soll sich's in den größeren Balkanstädten nicht übel leben; es vereinigt sich da ein gewisser Pariser Komfort mit orientalischer Üppigkeit — freilich auch vielfach mit orientalischem Schmutz. Aber auf ein bißchen Sauberkeit in seiner nächsten Umgebung kann man ja halten . . . Ceterum censeo, Durchlaucht: Wenn man mir die Wahl stellte, Leutnant zu bleiben oder Fürst von Illyrien zu werden — ich würde bestimmt das letztere vorziehen . . ."

Auch über das Gesicht Emichs flog ein leichtes Lächeln. Der Reichskanzler faßte die Sachlage von ihrer heiteren Seite auf. Das ließ sich bei ihm verstehen. Aber Emich war dennoch nicht gewillt, sich damit zu begnügen. In respektvollem Tone, doch fest und sicher, begann er von neuem. Er hatte Zeit gefunden, sich in die Geschichte Illyriens zu vertiefen: eine Geschichte, aus der Blatt für Blatt der Odem blutiger Greuel emporzuschlug. In alter Zeit hatten Wahlkönige aus vornehmen Kneisengeschlechtern das Land beherrscht, und ihre Macht wuchs, je mehr das oströmische Reich verfiel. Unter Stephan dem Großen begannen die Kämpfe mit den Ungarn und den osmanischen Türken, aber die Wojwoden Stephans warfen in einer Reihe furchtbarer Siege die Feinde zurück und breiteten ihre Gewalt fast über das ganze Gebiet des Balkans aus. So konnte sein Nachfolger sich stolz Kaiser nennen und sein Haupt mit der Tiara bekleiden. Diesem Höhepunkt illyrischer Blüte folgte Verfall, ein langsamer, doch unerbittlich weiter und weiter

um sich greifender Verfall. Von Jahrzehnt zu Jahrzehnt dehnten die osmanischen Grenzen sich weiter aus und verengerten sich die des alten Syriens. Die Syrier waren nur noch eine willenlose Herde, als die Janitscharenkämpfe begannen. Aber inmitten aller Greuel erwuchs dem Lande der Rächer. In den Schluchten der Rhodogasberge sammelte der Schafhirt Kjurca ein Häuflein mutiger Getreuer. Und plötzlich schlug allüberall die Flamme des Aufstands empor. In der großen viertägigen Schlacht bei Acabane wurde die türkische Macht vernichtet. Syrien war wieder frei. Nicht für lange. Rußland begann sich zu dehnen und zu reden: das Testament Peters des Großen sollte vollzogen werden. Russische Agenten tauchten in den Dörfern und Städten auf, und der Kubel bestach die Hospodare Syriens, der eigenen Freiheit ein Grab zu graben. Wieder begann die alte Paschawirtschaft; jedem neuen Aufbäumen der Geknechteten folgte eine um so härtere Bedrückung — und dann endlich war die Frucht für Rußland reif . . . Sollte Fürst Emich von Syrien dem Zaren den Boden vorbereiten helfen auf seinem Siegeszuge nach dem Goldenen Horn? . . .

Emich sprach lange und ohne daß er unterbrochen wurde. Er war auch vorbereitet auf etwaige Einwürfe. Er sprach ausführlich von dem Umfang und den Grenzen seiner Mission. Von dem großen nationalen Werke der syrischen Konstitution, auf dem er weiterbauen wollte; von seinen Plänen in bezug auf die Handelsbewegung des Landes, auf das Bildungswesen, auf die schon unter Fürst Leopold begonnene Reorganisation der Armee und die Schaffung einer Nationalmiliz, für die das stehende Heer die Schule bilden sollte. Er sprach auch davon, daß er bereit sei, sein Privatvermögen den Interessen seiner neuen Heimat zu opfern, für die er aufgehen wolle — mit jeder Faser und Faser seiner selbst, als erster Diener seines Landes, doch aber als freier Herr,



nicht als Knecht eines Fremden, nicht als Vasall, nicht als Ackerbesteller für Rußland . .

Nun war auch Bismarck ernst geworden. Dieser junge Mann gefiel ihm. Dieser kleine Leutnant mit dem hübschen glatten Gesicht war Junkerschlag gleich ihm. Da war zum mindesten ein gutes Wollen innerhalb — wer wußte es — vielleicht bescheidener Grenzen der Begabung, vielleicht größer, weit ausschauender Herrscher genialität . . . Und auch der alte Bismarck begann zu sprechen, vorsichtig, zuweilen stockend, das Auge fest auf sein Gegenüber heftend und dabei immer mit dem langen Bleistift spielend . . .

Emich lauschte angespannt, häufig den Atem verhaltend, die Augen groß geöffnet, mit geschärften Sinnen . . . In dieser köstlichen Stunde eröffnete sich ihm mancher neue Ausblick — und er nahm sich vor, daß die Erinnerung an diese köstliche Stunde ihn als Lehrmeister durch das Leben geleiten sollte . . .

Bismarck hatte geendet und legte den Bleistift fort. Er lehnte sich in den Sessel zurück und schwieg, und erst, als Emich sich erhob, nahm er dessen Hand und ergriff nochmals das Wort.

„Ihre Hand ist fest und stark und markig, lieber Prinz,“ sagte er. „Aber so ein junges Kulturland, das man erst aus der Taufe heben muß, gleicht einem ungebärdigen Füllen. Man muß die Zügel straff halten, doch auch im rechten Moment nachzugeben wissen. Und bei jeder Dressur ist es notwendig, fest im Sattel zu sitzen. Stabilisierung der Dynastie, Prinz Schöningh, heiraten und dem Lande einen Erben schenken, das erhöht die Interessen des Volks für die Familie des Herrschers. Es ist gut, daß Sie reich sind; aber halten Sie diesen Reichtum zu Rate. Einen gewissen Glanz seines Hofes liebt das Volk; es können indessen Zeiten kommen, wo Sie Ihr Geld nützlicher verwerten dürften als für eine représentation

grand style. Auch für geschickte Amnestien ist das Volk sehr empfänglich. Ich höre, daß Ihr alter Montecuccoli — wie heißt er? — Beresco — im Verfolge des Attentats auf Ihren unglücklichen Vetter alle Gefängnisse vollgestopft hat. Dagegen ist nichts zu sagen, denn ein Diplomat muß mehr als ein Alltagssterblicher die Situation ausnützen; aber noch zweckmäßiger wäre es vielleicht, Sie ließen bei Ihrem Regierungsantritt die Kerle laufen... Vor dem Überfall eines Wahnsinnigen ist niemand geschützt... Ihr Beresco soll ein tüchtiger Mann sein. Halten Sie ihn sich warm. Früher sahen die Könige bei ihren Ministern mehr auf Befähigung als auf Gehorsam... Adieu, lieber Prinz, — alles Gute auf Ihren Weg!..."

Der Fürst hatte sich erhoben und schüttelte warm Emich's Rechte. Wieder lag das heitere Lächeln von vorhin auf seinem Gesicht.

"Also — ich denke, Sie nehmen an," schloß er. "Sollte Syrien auch für Sie nur eine Episode sein, lieber Prinz, dann wünsche ich jedenfalls, daß es Ihnen eine hübsche Erinnerung bleiben möge... Gott befohlen, Durchlaucht!"

Emich schritt wieder durch den Vorgarten des Kanzlerpalastes. Voll mächtiger Bewegung hatte er vorhin Bismarck's Hand an die Rippen ziehen wollen. Er schämte sich dieser Augenblickswallung nicht, aber es war merkwürdig: nachträglich verflimmte sie ihn. Er wußte nicht, warum.

Er stieg in die vor dem Tore wartende Droschke und ließ sich nach dem nächsten Telegraphenamt fahren, wo er folgendes Telegramm aufgab:

"Mac Bewles, Louisville, Kentucky, 9 Retcliffe-Road. Angenommen. Erwarte dich baldigst Garica. Emich."

... Inzwischen harrete in einem Salon des Hotel de Rome die syrische Deputation auf die Rückkehr Emich's. Es



waren vier Männer: Beresco Vater und Sohn, der Baron Porohyle, ehemals Erster Sekretär der Syrischen Gesandtschaft in Berlin, jetzt Staatsrat und Mitglied des Senats — und der General Berger, ein Deutscher, der vor dreißig Jahren durch abenteuerliche Schicksale nach Syrien verschlagen worden war und dort rasch Karriere gemacht hatte

Masseo war mit dem Baron Porohyle an das Fenster getreten, das nach den Linden hinausging. Er wußte seine Nervosität kaum noch zu bemeistern. Zum zwanzigsten Male zog er seine Uhr.

„In zehn Minuten Acht,“ sagte er. „Es wäre eine schlimme Situation für uns, wenn ihn Bismarck . . .“

Der alte Beresco hob in diesem Augenblick den Kopf, und der Sohn verstummte. Der greise Diplomat saß in einem Lehnstuhl und hielt die Hände über der Brust gefaltet. Schneeweißes Haar deckte büstenartig den Schädel, so kurz geschnitten, daß man die rosige Haut durchschimmern sah. Unter der mächtigen, stark vorspringenden Stirn bligten die schwarzen Augen in noch jugendlichem Feuer; das Lid des rechten Auges war gelähmt, und um es offen halten zu können, trug der Alte beständig ein großes rundes Monokel. Das Gesicht war braun, und seltsam stach von dieser Kupferfarbe der weiße, hängende Schnurrbart ab, der den Mund fast verdeckte. Doch wenn Beresco sprach, schob sich die Unterlippe ein wenig nach unten, und dann sah man die kräftigen Zähne, breit und regelrecht gesetzt wie bei den Engländern. Der Mann war fast achtzig Jahre und besaß noch alle seine Zähne. Er hatte das Gebiß eines Wolfes und kluge Luchsangen. Eine unbeugsame, bis zur Grausamkeit harte Willenskraft war der Stempel seiner Züge.

Er hatte oft hart sein müssen in seinem Leben. Er entstammte einem Geschlecht, das zum ältesten Adel Syriens gehörte und das Blut vieler seiner Besten der Freiheit des

Vaterlandes geopfert hatte. Bei dem Aufstande 1633 ließ Ali Effend die fünf Söhne des Athos Beresco auf den Wällen von Garica pfählen. Der Großvater Berescos fiel bei Acabane; sein Vater wurde zu Constantinopel erdrosselt. Seine Mutter war jene Heldin, die im Kampfe um die Bergfestung Aragus den Pulverturm der Türken in die Luft sprengte, dabei selbst einen schrecklichen Tod findend. Dem Erbfeinde gegenüber kannte auch Beresco keine Schonung und kein Erbarmen. Mit listiger Klugheit beugte er sich der Übermacht, um bei ihrem Sturze wie ein Dämon der Vernichtung über sie zu triumphieren. Aber sein Alles gehörte dem Vaterlande, und so war es begreiflich, daß man ihn in Syrien wie einen Halbgott feierte . . .

Er hatte den Kopf und ein wenig auch die rechte Hand erhoben.

„Fürst Bismarck ist unsern Wünschen geneigt,“ sagte er halblaut, mit etwas müder Stimme. „Ich habe mich mit ihm verständigen können . . .“

In diesem Augenblick trat Emich ein.

Im Zimmer war kein Licht angezündet worden. Da aber die Rouleaux vor den Fenstern nicht herabgelassen waren, so fiel ein blasser Widerschein der draußen brennenden Laternen in das Gemach.

Der alte Beresco hatte sich erhoben; er war nicht groß und auch nicht breitschultrig, aber noch immer wohnte eine stählerne Kraft in diesem greisen Löwen.

Emich trat ihm entgegen und nahm seine Hand.

„Herr Marquis,“ sagte er mit fester Stimme, „telegraphieren Sie nach Garica, daß ich der Wahl der Regierung und dem Wunsche des Volks von Syrien zu folgen bereit bin. Gott möge mir beistehen, Land und Volk glücklich zu machen!“

Da wollte der alte Mann die Hand Emichs an seine Lippen führen — wie vorhin Emich die Rechte des eisernen Kanzlers —



aber der junge Fürst zog ihn an seine Brust und küßte ihn auf die Wange.

„In Ihnen umarme ich mein Volk, Beresco!“ Und dann bot er Berger die Hand. „In Ihnen begrüße ich die Armee, General, — und in Ihnen, Baron Borohyle, den gesetzgebenden Körper. Du aber, Maffeo, bist meines Landes Jugend, die ich küssen will wie das Alter. Seid mir treu und bleibt meine Freunde, dann werdet ihr auch die Freunde Illyriens bleiben! . . .“

Er sprach dies ohne Pathos und ohne an den Effekt zu denken. Sein Herz war voll und drängte sich an die Lippen. Nun trat Beresco an den Kasten aus Ebenholz, der auf dem Tische stand, schloß ihn auf und entnahm dem Gefüge aus purpurnem Sammet einen eisernen Stirnreif von uralter Arbeit. Seine Hand zitterte dabei ein klein wenig, denn das, was sie hielt, war das Heiligtum seiner Heimat, war die eiserne Krone Illyriens . . .

14

Der Telegraph trug die Kunde von dem neuerwählten Fürsten von Illyrien blitzschnell in alle Lande. Die Passanten der Linden zu Berlin erfuhren das Ereignis sogar noch am Abend der Kronannahme. Der kluge Herr Mühling, der Besitzer des Hotel de Rome, hatte nämlich längst für eine Fahne in den illyrischen Farben gesorgt, und kaum hatte er erfahren, daß die Entscheidung gefallen sei, ließ er auch schon die Fahne hissen. Da wehte sie nun stolz grün-weiß-blau in der lauen Mailuft und grüßte die preußischen Farben am Kaiserpalais gegenüber. Ein findiger Reporter wußte sich gleichfalls noch am Abend Zutritt bei Emich zu verschaffen; selbst einen zweiten Interviewer war Emich gutmütig genug vorzulassen — als aber noch andere Berichtersteller erfahren

wollten, wie er über Rußland und die Türkei denke, da erklärte er bedauernd, niemand mehr annehmen zu können.

Und dann las er am nächsten Morgen in den Zeitungen, wie die Welt über ihn dachte. Maffeo hatte sich zu Sekretärsdiensten erboten, durchslog die Blätter und strich mit Bleistift an, was ihm wichtig erschien. Im allgemeinen war das Urtheil über Emich insofern kein ungünstiges, als kein Mensch ihn kannte. „Er ist ein unbeschriebenes Blatt Papier,“ sagte die Bossische Zeitung. Die meisten Blätter begnügten sich mit der Ausschachtung des Hofkalenders, Artikel Schöningh-Stubbach. Ein paar erwähnten auch die kentuckische Erbschaft und wußten Märchenhaftes von ihr zu erzählen. Die illustrierten Journale brachten Fürst Emichs Bild; auch in den Auslagen der Kunsthandlungen sah man sein hübsches, frisches Leutnantsgesicht, das so gar nichts zu sagen schien... Emich hätte sich in diesen Tagen zerreißen können. Schon des Morgens beim Tee ließen sich Berichterstatter, Photographen und Bittsteller aller Art anmelden. Verabschiedete Offiziere ersuchten um Aufnahme in die illyrische Armee; ein Techniker kam mit einem neuen Sprenggeschloß, der Vertreter einer Elektrizitätsgesellschaft mit dem Vorschlage, Garica elektrisch zu beleuchten. Ein schlauer Spekulant, der in Handelsbeziehungen mit Aethrien stand, wollte im Rosentale von Kaldorba an der suebischen Grenze ein Spielbad gründen und verpflichtete sich bei gegebener Erlaubnis zu einer Jahresrente von zwei Millionen Franken an den regierenden Fürsten. Der Mann flog unsanft hinaus... Emich hatte von früh bis spät angestrengt zu tun: Meldungen beim Kaiser und beim Kriegsminister, Verhandlungen mit Bankier und Rechtsanwalt, der Empfang der Aethrischen Gesandtschaft, Besuche auf der Russischen Botschaft und bei den Geschäftsträgern Suebiens und Moraviens, Unterredungen mit diesem und jenem Diplomaten — dann tausend Kleinigkeiten: die Reise-



vorbereitungen mit allem Drum und Dran und der Hochflut der Lieferanten, die natürlich sämtlich nach dem Ehrentitel eines „Hoflieferanten Seiner Durchlaucht des Fürsten Emich von Illyrien“ dürsteten — alles dies nahm seine Zeit so gewaltig in Anspruch, daß er des Abends gewöhnlich todmüde in sein Bett sank . . . An einem solchen Abend nach anstrengendem Tagewerk soupierte er auf seinem Zimmer mit Maffeo. Der alte Beresco, Porohyle und General Berger waren wieder abgereist; Maffeo war Emich vorläufig als persönlicher Adjutant zugewiesen worden. Da brachte Bob, den Emich mit nach Berlin genommen hatte, eine Visitenkarte mit dem Namen des Prinzen Waldegg in das Zimmer. Aber an Stelle Waldeggs erschien eine tiefverschleierte junge Dame, deren kostbarer und sehr eleganter Toilette eine Wolke zarten Parfüms entströmte. Der Schleier fiel, und die Herren sahen das reizende, bekannte Gesichtchen der Virouette Lafleur vor sich, der vielgefeierten Chançonnettendiva einer großen Spezialitätenbühne, ein entzückend verlegenes Lächeln um den erdbeerfarben bemalten Mund, und auch mit dem Blick der tief-schwarzen, langbewimperten Augen um Entschuldigung bittend . . . Arme kleine Lafleur! Sie kam, um zu siegen, aber sie siegte nicht. Sie hatte den Fürsten Leopold gut gekannt — o sehr gut; er war der Beschützer ihrer Kunst gewesen und ihr selbst ein wahrer Freund. Aber allerhand Rabalen hatten sie aus Garica vertrieben, und hinter ihnen steckte die Dina Marconi von der Italienischen Oper und hinter dieser der Finanzminister Sowojef. Und da war es zu einem Skandal gekommen, und eines Tages war der alte Beresco fluchend beim Polizeidirektor erschienen und hatte ihn ersucht, die Lafleur (pfui, was brauchte der Schändliche für häßliche Ausdrücke!) auf der Stelle auszuweisen. Es geschah, und die Marconi hatte freie Bahn . . . Und nun wollte die niedliche Virouette Lafleur wieder zurück nach Garica, weil der Direktor

Vorsair ihr eine ungeheuer hohe Gage geboten hatte — und dann liebte sie Syrien so sehr — o so sehr — ja, sie liebte Syrien fast noch mehr als ihr theures Frankreich... Durfte sie zurück?... Natürlich hatte ihr Maffeo schmunzelnd einen Stuhl angeboten und ihr schmunzelnd ein Glas Sekt eingeschenkt; auch eine Scheibe Ananas nahm sie, zog dabei sehr langsam den Handschuh von ihrer Rechten und zeigte eine wunderhübsche, fleischige und zierliche kleine Hand mit rosig polierten Nägeln — tat allerliebst schämig, senkte die Wimpern und ließ nur hin und wieder die Augen aufblitzen... Mußte dies reizende Wesen nicht Eindruck auf Emich machen? — Nein.

Der Fürst zog sich zurück und ließ Maffeo mit der Diva allein und rief Bob und sagte zu ihm: „Du bist ein Esel, mein Sohn. Wenn du dich noch einmal unterstellst, Frauenzimmer bei mir einzulassen, die ich nicht kenne und die noch dazu nach Moschus riechen, dann schick' ich dich auf dein Dorf zurück!...“ Und als die Virouette, wieder tief verschleiert, die Treppe hinabhuschte, dachte sie etwas Ähnliches, nämlich folgendes: „Prinz Waldegg ist ein Esel; wenn er morgen wiederkommt, jag' ich ihn zum Teufel“... Halblaut aber murmelte sie, als sie draußen in das Coupé Waldeggs stieg: „Rien à faire avec ces barbares tudesques!...“

Nun galt es, Abschied zu nehmen. Maffeo blieb in Berlin zurück, die letzten Reisevorbereitungen zu treffen, während Emich in Alampin seine Zelte abbrach. Sein Einzug in Garica war auf den dreißigsten Juni festgesetzt worden; er behielt also gerade noch Zeit übrig, seine Angelegenheiten in Deutschland zu ordnen.

An einem sonnenwarmen Nachmittage ritt er auf dem Troilos nach Stenzig hinüber. Er nahm denselben Weg durch den Wald, den er damals eingeschlagen hatte, als er



für Mac Dewleß Freiwerber sein sollte. Fast auch war es ein Tag wie damals. Wieder schillerte die Sonne durch das grüne Blätterdach zu seinen Häupten, und auf der grünen Decke unter ihm tanzten und zitterten goldige Flecken. Sommerahnen ging durch den Wald. Farren und Krokos und Anemonen sprossen aus dem Moose, und eine hundertfach wilde Frühlingsflora blühte in der Schlucht, die das Stenziger Revier von der Grenze Kottaus trennte... Vor ein paar Tagen war Riechow wieder heimgekehrt; so hatte man in der Garnison erzählt. Er war begnadigt worden, ehe er noch die Hälfte seiner Strafzeit abgebußt hatte. Aber es schwebte ein neuer Prozeß gegen ihn, und der konnte unangenehm werden. Einer aus seiner eigenen Gemeinschaft hatte ihn wegen „Purpufscherei“ angezeigt — wahrhaftig, so war es... Emich zuckte mit den Achseln. Riechow verstand es, sich aalglatt aus allen Schwierigkeiten herauszuwinden. Vielleicht fand er auch noch einmal den Weg nach Stenzig zurück. Es geschahen seltsame Dinge in der Gesellschaft. Unmöglich war nichts mehr...

Rechts unten lag die Strebnitzer Furt. Wie bronziert schimmerte die Wasserdecke zwischen den Stämmen. Über grünem Gespinnst auf- und niedertwogende Müdenschwärme und weißbesflügelte Libellen. Durch Binsen und Erlengebüsch glitt das Sonnenlicht in goldenen Bändern, und oben am Abhang starrte der Kiefernwald schwarz in das Blau der Luft. Der Frühling hatte aus dem Morast ein schier toll blühendes Leben gelockt; in tausendfältiger Umischlung und Umstrickung froch das Rankengewirr über den elastischen Boden, und aus diesem Pflanzenteppich drängten sich Orchideen und wilde Mispeln, Glockenblumen und Riesenmosseln. Mitten im Schilf lag ein mächtiger Baumstamm, und auch um seine wie drohend aus dem Wasser herausragenden Wurzeln spann sich das grüne Schlingkraut...

Emich gab seinem Pferde die Schenkel. Durch die rechtwinklig auf den Weg stoßenden Schneisen sah er in schnellem Trabe wechselnde Landschaftsbilder vorüberhuschen: ein kleines, eisenumflochtenes Forsthaus mit blanken Fenstern — einen schillernden Seespiegel, über dem ein schwarzer Punkt im reinen Äther, ein Reiher schwebte — Bruchland und Wiesen grün mit äsenden Rhen — und dann hinein in die Tannenshonung mit ihrem Harzdust und den lichten Trieben auf den fast schwarz erscheinenden Nadeln des Vorjahres! Und da lag auch das Mleefeld — da stand die Königseiche, eine alte Riesin, die vielleicht das letzte Überbleibsel war aus jenen Tagen, da sich hier ein mächtiger Urwald ausgedehnt, bis zu den Ufern des Sees, der unten das Muldental der Strebnitzer Furt mit seinen schäumenden Wassern gefüllt hatte . . .

Und wie an jenem andern Frühlingstage, so zuckte auch heute Emichs Hand in den Zügeln, als der Troilos über den Mlee trakte, denn wieder sah er ein Weib unter der Eiche, zu Rosse im Schatten des Laubdaches halten . . . War das nicht Ruth?

Unwillkürlich hatte er ihren Namen gerufen. Sie stuzte, und dann jagte sie davon. Es flatterte ihr schwarzer Schleier im Winde, und ihr langes schwarzes Kleid schlug um die Flanken des Pferdes. In toller Eile jagte sie dem Walde zu, als fliehe sie — als müsse sie flüchten . . .

Hastig und mit einem Fluchwort riß Emich den Troilos zurück . . . Torheit, ihr nachzugaloppieren! — Vielleicht fürchtete sie ihn, weil sie einen andern an der Königseiche erwartet hatte. Vielleicht ritt Herr von Niebow in diesem Augenblick bereits die Halde hinab, zum verabredeten Rendezvous . . .

Emich blieb in gemächlicher Gangart, bis er Stenzig erreicht hatte. Vor dem Schlosse sagte man ihm, die Frau Gräfin sei im Pferdestall — die Kassiopeia sei an der Kolik erkrankt.



In dem weiten und lustigen Stall hing die arme Kassiopeia bereits in den Gurten, und der Tierarzt machte sich mit ihr zu schaffen, während die Gräfin mit aufgeschürztem Kleide im Gang stand und auf einen der Reitknechte schimpfte, der dem Tiere wahrscheinlich zu frisches Heu gegeben hatte. Aber als sie Emich sah, ließ sie den Reitknecht stehen, gab einem leeren Tränkeimer, der ihr den Weg versperrte, einen kräftigen Stoß mit dem Fuße und stürzte ihrem geliebten Dickerchen entgegen.

„Emich — Jüngelchen — o Gott! . . .“ und sie schloß ihn an ihre Brust und streichelte ihm Wangen und Stirn. Das Wasser trat ihr in die Augen, aber die Leute im Stall sollten das nicht sehen. „Melde mir nachher, wie es um die Kassiopeia steht!“ rief sie zurück; dann faßte sie Emich um die Taille und ging mit ihm über den Wirtschaftshof.

„Also so ganz vergessen hast du mich doch nicht, mein Liebling,“ sagte sie. „Ich wär’ nicht nach Klempin gekommen — nein, mein Junge — so viel Stolz besitzt deine Tante Ermela doch, daß sie dir nicht nachläuft, wenn du nichts von ihr wissen willst! Aber geweint und geseufzt hab’ ich manchmal um dich. Alles, was dich angeht, hab’ ich durch Fremde erfahren müssen: die Erbschaftsgeschichte aus Mexiko oder wo es gleich war — siehst du, Dickerchen, das hätte ich wohl gewünscht, daß dies der selige Onkel noch erlebt hätte, denn der Hans-Carl war für ihn immer der schwarze Mann in unsrer Familie — und nun ist er so gräßlich reich gewesen, und kein Mensch hat etwas davon gewußt! Ja — und — geliebtes Dickerchen — das ist doch wohl nicht wahr, was die Zeitungen schreiben: daß du den Mörderthron von Syrien besteigen wirst? Gott, was haben die Zeitungen nicht alles von dir geschrieben, und der Kladderadatsch hat sogar dein Bild gebracht — als kleinen Jungen, hinten mit einem Hosensatz, wie gemein, und auf einem Steckenpferde über das

Balkangebirge reitend. Hast du das gesehen? Ich habe das Blatt gleich verbrannt, damit es nicht den Domestiken in die Hände fällt! . . .“

Emich kam erst zu Wort, als er der Tante gegenüber im fühlen Zimmer auf einem Sessel saß und zwei Glas Himbeerwasser getrunken und drei kleine Teefuchen gegessen hatte. Er hatte viel zu berichten, und die Tante schlug alle Augenblicke die Hände vor Erstaunen, Schrecken und Freude zusammen. Es schmeichelte ihrer Eitelkeit, daß ihr Dickchen mit Bismarck gesprochen hatte und regierender Fürst werden sollte — aber andererseits war ihr der Gedanke wieder schrecklich, daß Syhrien so weit, so weit entfernt und eine so gefährliche Gegend war. Sie vermochte sich gar keinen rechten Begriff von den Balkanstaaten zu machen und sah dort unten in ihrer naiven Phantasie hinter jedem Baumstamm einen Banditen lauern.

„Denke doch nur an das Schicksal des armen Leopold, Emich,“ jammerte sie. „Ich bitte dich, was hatte der denn den Leuten Böses getan und mußte doch daran glauben! Bismarck hat gut zureden — er verliert nichts dabei! . . . Aber ich — wen habe ich denn noch auf der Welt außer dir und der Ruth — und ach, die Ruth ist kaum noch meine Tochter! Glaubst du, daß ich sie oft ganze Tage lang nicht zu Gesicht bekomme?! . . .“

Nun endlich wurde von Ruth gesprochen. Emich hatte nicht nach ihr fragen wollen, wartete aber mit Ungeduld auf den Augenblick, da die Gräfin von ihr anfangen würde. Sie klagte Emich ihr Herz aus. Ruth sei wie verwandelt, speise gewöhnlich auf ihrem Zimmer und verlasse es nur, um stundenlang auf ihrem Pferde durch den Wald zu jagen. „Sie sieht auch elend aus, Emich. Bläß und hat so etwas Merkwürdiges im Blick. Ihre Augen sind viel größer geworden. Sie hat sich jetzt auch einen Betschemel kommen



lassen. Fromm ist sie ja — sehr fromm — o Gott, ich meine, zu fromm: Der Herr vergebe mir die Sünde, wenn es eine ist, was ich sage! Aber man kann doch auch fromm sein, ohne sich aus der Welt zurückziehen zu brauchen!"

"Da kann ich dir nur recht geben, Tantchen," erwiderte Emich. „Wasche der Ruth einmal gehörig den Kopf und verbitte dir ihre Narrenspossen. Steht ihr denn, zum Donnerwetter, immer noch unter dem Einfluß des Kottauers?!"

"Ach was, des Kottauers! Den hab' ich seit dem Unglück mit Wiegel nicht zu sehen gekriegt!"

"Und auch Ruth nicht?"

Gräfin Jrmela schaute Emich bestürzt an.

"Glaubst du vielleicht, daß Ruth noch lebt —"

"Ich halte nichts für unmöglich. Tante, ich warne dich. Riebow hat Wolfszähne. Ihm ist's nicht nur um die Seele zu tun, sondern auch um den sterblichen Leib deiner Tochter — und um mehr. Stenzig und Kottau grenzen dicht aneinander."

"Gerechter Gott, Emich —"

"Ach, Tante, laß den lieben Gott aus dem Spiel! Seiner Ehre dient der ganze Kummel nicht. Du kennst jetzt meine Ansicht. Und nun lebe wohl! Ich hab' noch zum Umfallen viel zu tun und muß jede Stunde ausnützen. Leb' wohl, mein liebes, liebes Tantchen, mein zweites Mütterchen! Es kann lange währen, eh' wir uns einmal wiedersehen, aber du bleibst in meinem Herzen, allezeit — allezeit! Will mir einbilden, ich fühle deine Hände auf meinem Haar, wenn ich mich schlafen lege, und spüre dein zärtliches Streicheln, wie in der Kinderzeit. Sollst immer in meiner Erinnerung sein, Tantchen — behüt' dich Gott!..."

Sie wollte ihn gar nicht loslassen, drückte ihn an sich und weinte still. Sie hatte noch tausend Fragen an ihn und alle vergessen. Es war viel schlimmer denn damals, als er in das Kadettenkorps kam. Das Herz wollte ihr brechen.

Und auch dem künftigen Herrscher Illyriens war weich und rührend zumute. Er mußte die Zähne sehr fest aufeinander beißen. Stenzig bedeutete seine Jugend, deren treue Hüterin die Tante Jrmela gewesen war.

Plötzlich wischte die Gräfin mit rascher Gebärde das Naß aus ihren Augen.

„Soll ich die Ruth nicht rufen lassen, Emich?“ fragte sie.

Einen Augenblick schwannte er. Dann schüttelte er rasch den Kopf.

„Nein, Tante. Es ist schon besser so. Bestelle ihr herzliche Grüße . . .“

Die Gräfin hatte oben das Fenster aufgerissen, um ihm noch einmal zu winken zu können, während er schon den Troilos bestieg. Sie hatte ihr Taschentuch gezogen und ließ es in der Hand flattern und nickte und winkte und rief unter Schluchzen: „Mein Diebling — mein Dickerchen — schreib auch recht oft!“

Das klang Emich noch lange im Ohre, dies rührende und bittende „Schreib auch recht oft“. Es war von jeher das Abschiedswort der Tante Jrmela gewesen; wenn die Ferien vorüber waren und er wieder nach Berlin mußte, kam mit dem letzten Kuß die Mahnung „Schreib auch recht oft“. Und fast in jedem Brief wiederholte sie sich — und auch jetzt wieder, da er, Mann geworden, ausziehen wollte, ein Reich zu gewinnen! Was kümmerte es dies treue mütterliche Herz, ob Krone und Hermelin ihn schmückten und ein Reich zu seinen Füßen lag. blieb er doch immer für sie das Kind, das nun abermals von ihr Abschied nahm, und dem aus heißem Drange des Herzens heraus sie zurufen mußte — ja, mußte: „Schreib auch recht oft!“ . . .

Am folgenden Tage reiste Emich nach Stubbach und Seesenheim. Diesmal sah er die Heimat seines Geschlechts



Im vollen Lenzesprangen. Der Schnee war auf den Berg-  
höhen geschmolzen und rauschte als Wasser zu Tale, und durch  
die Stubbachflamm gurgelte und schäumte es in sich über-  
stürzenden Wellen, so daß der weiße Gischt bis an das Eisen-  
geländer der Brücke hinauffspritzte, über die der Zug brauste.  
Auch unten das Thal hatte sich lenzlich geschmückt; die Obst-  
bäume blühten und das Städtchen lag da wie mitten hinein-  
gebettet in eine weiße und rosige Wolke . . .

Wieder stand der Bahnhofsinспекtor militärisch grüßend  
auf dem Perron, und mit abgezogenem, spiegelblankem  
Zylinderhut trat Graf Callomeo an Emichs Kupee — un-  
vergleichlich vornehm, ganz Cavalier, in nichts mehr erinnernd  
an jenen plebejischen Krause aus Ludenwalde, der einst als  
Kind auf dem väterlichen Holzplaze mit Friße Müller und  
Lehmanns Gustav Verstecken und Huschefäßchen gespielt hatte.  
Auf der Stubbachfeste waren der Erbprinz und Prinz Waldegg  
zu Besuch, die sich ein paar Tage von den Strapazen Berlins  
erholen wollten und in Kniehosen und schottischen Mützen die  
Berge zu durchstreifen pflegten. Der alte Fürst war noch  
steifer und zeremoniöser geworden, berechnete vorsichtig jede  
seiner Bewegungen und sprach in Perioden, die kein Ende  
nehmen wollten. In einer längeren Unterredung mit Emich  
wurde er auch politisch und beschwor den Nachfolger Leopolds  
des Ersten, niemals den Rückhalt an Rußland zu verlieren;  
denn alles Heil für Syrien sei nur in der Freundschaft des  
Kabinetts von St. Petersburg zu suchen . . .

Emich hielt sich nicht lange auf. Aber die alte Burg be-  
suchte er doch noch einmal — allein und an einem schönen  
Abend, an dem das Leuchtf Feuer des Sonnenuntergangs über  
den schwarzen Kronen der Tannenwälder brannte und über  
die junggrünen Saaten kobaltblaue Reflexe glitten. Da stand er  
sinnend auf der Plattform des Wartturms, und im Geseu  
raschelten die Lazerten, und im Holundergebüsch und dem

wilden Lieder zwischerten die Schwalben. Er dachte daran zurück, wie stark ihm das Herrenbewußtsein die Seele geschwellt hatte, als er zum ersten Male auf dieser Höhe gestanden, weit unter sich das alte Land der Schöninghs, das ehemals bis über die drei Basenköpfe hinaus gereicht hatte, deren dunkle Ruppen in der Ferne verschwammen. Aber heute, da doch eine Krone ihm winkte, wollte dies Gefühl schönen Stolzes nicht Besitz von ihm nehmen. Vielleicht war es nur die Abendstimmung, die sich mit weicher Melancholie in seine Seele schlich, der holde Friedensodem der Natur, der einen Widerklang in ihm weckte und ihn fast demütig werden ließ...

Bei Sturm und Wetterschlag und dem ersten Frühlingsdonner des Jahres traf er in Seesenheim ein. Er konnte zufrieden wieder abreisen. Die Felder standen gut; war der Himmel gnädig, so ließ sich eine vortreffliche Ernte erhoffen. Selbst der alte Settegast, als Prophet allezeit ein arger Pessimist, schaute vergnüglich in die Zukunft und versicherte Durchlaucht händereibend, er hätte nimmer gedacht, daß sich alles noch einmal so günstig entwickeln würde. Auch mit den Arbeiterbeglückungsplänen Emichs hatte er sich ausgesöhnt; er hemmte allerdings noch hier und da in der Praxis, was Emich ihm an theoretisch erörterten Wünschen vortrug, und vertrat sehr energisch das Prinzip des juste milieu; aber er wettete wenigstens nicht mehr über „nutzlose Verschwendung“ und murkte nur noch zuweilen ganz leise in sich hinein...

Auch von Seesenheim nahm Emich nun Abschied. Am Abend eines Gewittertages ritt er durch Feld und Flur, einem noch köstlichen Abend als gestern. Der Regen hatte die Luft abgekühlt und hing noch in glitzernden Tropfen am grünen Getreide und streute über die Wiesen eine unendliche Diamantenpracht, hatte auch das Wasser des kleinen Baches



anschwellen lassen, an dessen Uferseiten blaues Bergißmei-  
nicht aus dem Rasen lugte. Den Bach entlang ritt Emich,  
Schritt für Schritt mit langen Zügeln, Wehmut im Herzen.  
Doppelt reizvoll erschien ihm heute sein Eigen: der Felder  
langgestrecktes Grün, das Dorf mit seinen kleinen Häusern,  
Schlößchen und Park, wo über die wettergraue Ziegelmauer  
der Goldlack kletterte und zwischen wildem Wein die ersten  
violetten Winden wehten — und droben auf der Berglehne  
der Wald . . . Er ließ sein Pferd in Trab fallen. Er wollte  
seinen ganzen Besitz umreiten, bevor es Nacht wurde, wollte  
gewissermaßen die Heimat noch einmal umarmen, ehe er  
in die Fremde zog. So ging es quer über Feld und Acker.  
Überall arbeiteten noch die Leute; der Pflug furchte die  
duftende Erde auf; Arthieb erscholl aus dem Walde. Es war  
dunkel geworden, als Emich nach Hause zurückkehrte. Der  
Glast des Mondes lag blendend über der Landschaft; seine  
Nebel zogen über die Wiesen; die Frösche quakten und die  
Heimchen zirpten. Um die Wipfel des Parks aber glühte es  
wie ein Feuerschein. Und in der That glaubte Emich anfäng-  
lich, es sei Feuer ausgebrochen. Doch er irrte sich. Seine  
Leute hatten den Park illuminiert. Zwischen dem Geäste  
flamnten bunte Ballons und rechts und links von der  
Beranda des Herrenhauses loderte aus riesigen Eisen-  
pfannen das rote Feuer brennenden Becks. Vielstimmiger  
Gesang empfing Emich, und dann hielt Settegast eine Rede,  
die mit einem donnernden Hoch schloß.

Emich war unvermutet in Seesenheim eingetroffen, aber  
eine Abschiedsfeier hatten die Leute ihrem Herrn dennoch  
darbringen wollen . . .

Auch in Klempin gab es glänzende Abschiedsfeste. Zuerst  
im Kasino, dann in der Ressource. Kommandeur und Bürger-  
meister suchten bei diesen Gelegenheiten das Schönste aus  
ihrem Vortschatz zusammen und priesen Alhrien in um so

lebhafteren Farben, als sie es nicht kannten. Klempin hatte in diesen Tagen die Höhe seiner Berühmtheit erreicht. Die Auszeichnungen für Emich überstürzten sich. Er wurde in einer Magistratsitzung einstimmig zum Ehrenbürger erwählt; selbst der Buchhändler Gerike, der immer liberal wählte, und auch sonst kein Fürstenknecht war, sprach nicht dawider. Die Schützengilde schenkte Emich einen Ehrenbecher, und da die Freiwillige Feuerwehr nicht zurückstehen wollte, so ernannte sie Emich zu ihrem Ehrenhauptmann. Im Literarischen Verein hielt der Redakteur des Kreis- und Wochenblattes vor zahlreicher Zuhörerschaft einen Vortrag über Äthrien; da er sich aber in der Hauptsache auf das Brockhaus'sche Konversations-Lexikon von 1843 stützte, das er besaß, so entbehrte sein Vortrag ein wenig des Zeitgemäßen. Doch hinderte dies die meisten nicht, den Redner mit Beifall zu überschütten.

Bob sollte mit nach Äthrien. Die Offiziersburschen redeten ihn nur noch Durchlaucht an. Dafür log er wieder das Blaue vom Himmel herunter, wenn er sie auf der Straße traf oder mit ihnen kneipte. Endlich hatte Emich auch die letzten Besuche hinter sich. Der alte Hildringen war beim Abschied so gerührt, daß er Emich umarmte und küßte. Er erwartete jetzt täglich den blauen Brief. „Wär' ich noch jünger, ich ließ mich bei Ihnen anwerben, Durchlaucht,“ sagte er. „Aber nu hab' ich die Gicht in der rechten Hinterflosse und links vorne das Rheuma. Eine Brigade bekomme ich nicht mehr. Was soll ich machen? Ich zieh' nach Nauheim mit meinen drei Gören und verfaure . . .“ Me, Mi und Ma wischten sich die Augen. Viele Mädchenherzen in Klempin waren um diese Zeit äußerst weich gestimmt.

In der Dämmerstunde hielt ein Jagdwagen vor dem Koellischen Hause. Emich, noch mit Baden und Aufräumen



beschäftigt, war an das Fenster getreten und spähte auf die Straße hinab. Er sah eine schlanke, verschleierte Frauengestalt im Hause verschwinden. Sein Herz schlug schneller. Das war Ruth! Das Charakteristische ihrer Erscheinung und ihres Ganges war unverkennbar. Ruth suchte ihn auf — allein! . . .

Er sprang mit der Lampe an die Tür und leuchtete hinaus. Sie stand vor ihm. Sie hatte den Schleier über den Mund zurückgeschoben und lächelte und sagte mit gleichgültiger Freundlichkeit:

„Du triffst mich nicht in Stenzig, und da bin ich selbst gekommen, dir Adjo zu sagen. Ich — hatte sowieso noch in der Stadt zu tun . . .“

Emich spürte: das war eine Lüge. Und es freute ihn. Sie hatte nichts in der Stadt zu schaffen, gar nichts; ihr Herz drängte sie zu dem Lebenswohl. Wirklich das Herz? —

„Du bist sehr liebenswürdig, Rufine,“ antwortete er und führte sie in das Zimmer. „Ich bin glücklich, daß ich dich noch einmal sprechen kann, ehe ich scheide. Lieber Gott, wer kann wissen, ob und wann wir uns wiedersehen! Ilhrien ist ein vergessener Winkel —“

„Du wirst ihn seiner Vergessenheit entreißen,“ sagte Ruth. Sie hatte nicht abgelegt, sondern sich in Hut und Mantel in müder Haltung auf einen Sessel niedergelassen. „Ich muß dir gestehen, Emich, daß mich deine Kühnheit überrascht hat. Du hättest mit deinen Millionen und deinem Range daheim ein bequemerer Leben führen können. Ich habe nicht geglaubt, daß du auch Ehrgeiz hast . . .“

Er war hinter dem Stuhl ihr gegenüber stehengeblieben. Es war so lange her, seit er sie zum letzten Male gesehen hatte. Und nun fiel ihm auf, wie sehr sie sich verändert hatte. Immer noch war sie das schöne, große, stolze Mädchen. Aber das Gesicht war schmaler und das wundervolle Profil

schärfer geworden. Das ganze Antlitz hatte sich vergeistigt. Es erschien Emich noch reiner und edler — trotz der zitternden Unruhe im Blick, der ihm wohl auffiel...

Nun setzte auch er sich.

„Ich weiß wirklich nicht, ob ich in der That ehrgeizig bin, Ruth,“ sagte er. „Ich glaube eher, daß ein gewisser Latendrang mich dazu trieb, die illyrische Krone anzunehmen.“ Ein Lächeln flog um seinen Mund... „Bismarck hat recht: Einem simplen kleinen Leutnant, wenn er auch schon den Prinzentitel führt, bietet sich so etwas nicht alle Tage. Es ist immerhin etwas wert, seinen Wirkungskreis vergrößern zu können...“

Ruth antwortete nicht sogleich. Ihre Augen schienen in weite Ferne zu blicken; ihre Gedanken wanderten.

„Wie geht es Mac Lewleß?“ fragte sie plötzlich.

„Gut, Ruth. Freilich gefällt er sich drüben wenig. Er ist nur noch auf meine Bitte geblieben, um den Verkauf meiner Liegenschaften in Kentucky zu beschleunigen. Dann kommt er nach Garica. Ich bin gewiß, daß er mir eine Stütze sein wird — und solcher Freunde bedarf ich für die Zukunft...“

Übermals eine Pause. Im Zimmer Emichs sah es unwohnlich aus. Kisten und Reiseförbe standen umher; an den Fenstern fehlten die Portieren. Durch die Scheiben erblickte man den schwarzen Krauskopf der Mohrenfigur über der Apotheke. Die Schirmlampe auf dem alten Zylinderbureau erleuchtete die Stube nicht völlig. Ruth hatte sich so gesetzt, daß ihr Gesicht halb im Dunkeln lag.

Sie spielte mit den Quasten des Sessels. Ihre schmalen, in Wulbleder steckenden Hände zitterten.

„Höre, Emich,“ begann sie von neuem, zuerst zögernd, dann rascher sprechend, und ein feines Rot flog in ihren Wangen auf. „Ich möchte nicht in Unfrieden von dir scheiden.“



Es ist vielerlei zwischen uns getreten. Sage nicht, daß ich schuldig bin an diesen ewigen Reibereien. Genau so, wie ich gehandelt habe, würde ich abermals handeln. Ich steckte in geistiger Not und wollte mich emportasten — ich mußte rücksichtslos sein, um mir Frieden und Freiheit zu holen —"

Sie stockte, und Emich warf ein:

"Hast du beides gefunden, Ruth?"

Die Röte auf ihren Wangen verstärkte sich, aber ihr schon umherirrender Blick wurde ruhiger. Sie schaute Emich jetzt fest in das Auge.

"Eine kranke Seele kann nicht von heute zu morgen gefunden," erwiderte sie. "Und ich war krank. Doch ich bin im Genesen und kenne die Arzneien, die mir nützen. Wenn ich dich zuweilen gekränkt und verletzt habe — denke, daß ich im Fieber handelte. Gib mir die Hand zum Abschied. Schütze dich Gott!"

Sie hatte sich erhoben. Kein Blut färbte mehr ihre Wangen. Im weißen Gesicht brannten die Augen.

"O Emich — wie beneide ich dich!" stieß sie hervor...

Er hielt ihre Hand. Die seine zuckte nicht. Er war ruhig und kühl. Warum klopfte sein Herz nicht mehr so stürmisch wie ehemals, wenn er sie in der ganzen Köstlichkeit ihrer Erscheinung, mit dem stolzen Antlitz und dem Glanze ihrer Augen vor sich sah? — Liebte er sie denn nicht mehr, die durch seine Jugend geschritten war als das Ideal seiner Träume? Liebte er sie nicht mehr — wie damals unter dem Nußbaum im Parke von Stenzig und im Dufte des jungen Aleez unter der Königseiche, da er sie an sich gerissen und ihre Lippen und Wangen mit einem Schauer von Küssen bedeckt hatte?...

Er war ruhig und kühl. Aber es war nicht die Überlegung, die ihn so kühl bleiben ließ. Sein Herz war stumm geworden. Neben dem Weibe stand das Volk, dem nun sein Herz

gehörte. Die Größe der neuen Aufgabe schien jede Regung der Leidenschaft unterdrückt zu haben.

„Ich danke dir, Ruth,“ sagte er, „und gebe dir deinen Wunsch tausendmal zurück. Leb' wohl!“

Mit rascher Bewegung wandte sie sich um, zog wieder ihren Schleier vor das Gesicht und ging stumm von dannen. Emich hörte die Tür zum Nebenzimmer gehen. Bob erschien mit einem Licht in der Hand. Emich winkte ihm ab, nahm selbst das Licht und leuchtete Ruth hinaus.

Sie schaute sich nicht mehr um. Aber mitten auf der Treppe war es, als käme sie ins Wanken. Und auch ein leiser schluchzender Laut schlug an das Ohr Emichs. Da strömte ein feuriger Quell durch sein Herz. Sie weinte. Sie weinte um die verlorne Liebe — und alles das, was er tot gewähnt hatte, schlug wieder in ihm auf. Es war Lüge — er liebte sie ja, — und er hörte wieder den alten Rußbaum über sich rauschen, und der Sommerdust des Kleefelds umwogte ihn. Ein Ruf nur — ein Wort! Ein einziges Wort!...

Es hämmerte in seinen Schläfen. Die Hand, die den Leuchter hielt, bebte so, daß der Lichtschein an der Decke hin und her tanzte.

Kein Ruf, kein Wort... Ein letztes Rauschen von Frauenkleidern... Über das Straßenpflaster draußen ratterte ein rasch davon fahrender Wagen.

Emich kehrte in sein Zimmer zurück, mit blassem Gesicht und festgeschlossener Lippe, einen harten Ausdruck im Auge.

Nun war er ganz frei. Er war Herr geblieben...

Über Garica erwachte der Frühlingsmorgen, das große goldne Kreuz auf der Sankt Michaels-Kathedrale begann zu glühen im Purpur des jungen Tages, der den Himmel hinter dem dunklen Mauerwall der Njura-Schanze mit



fröhlichen Farben schmückte. Die schlummernde Stadt weiter unten lag noch im Dämmer der langsam flüchtenden Nacht, während auf den Bergen ringsumher schon die Freudenfeuer des Morgens leuchteten und die neuen, bis zu den Zickzacklinien des Flusses vorgeschobenen Forts sich im ersten Sonnenblitzen badeten. Und nun tauchten aus dem Nebelgrau noch andre Punkte auf; Kuppeln, Türme und Zinnen, die glockenförmige Haube eines Minarets, der schlanke Bau des erst vor kurzem eingeweihten Parlamentsgebäudes, die große Eishalle am Bahnhofe, die Mitteltoppel des Residenzschlosses, das weithin leuchtende griechische Kreuz auf der russischen Kirche... Siegreicher drang die Sonne vor. Das Grau zerfloß, die Straßenreihen wurden sichtbar: schnurgerade, wie mit dem Lineal gezogen und in scharfen rechten Winkeln sich kreuzend, in dem neuen Quartier — ein Gewirr ineinanderlaufender Linien in den alten Teilen der Stadt, da, wo noch der Orient in all seinem Schmutz und mit all seinen Lastern herrschte. In schlanken Bogen verloren sich die Kais im dichten Grün eines Platanenhains, durch den der Strom in hundert kleinen Kaskaden schäumte: das Bois de Boulogne des illyrischen Paris, in dem an schönen Nachmittagen die elegante Welt ihren Corso hielt... Neue Gruppen großer Gebäude stiegen aus dem sich mehr und mehr verflüchtenden Dämmer empor: die Universität mit den sie umgebenden Parkanlagen, das Nationalmuseum, das der so grausam ermordete Fürst Leopold durch einen prächtigen Neubau für die Bibliothek erweitern ließ — die Kriegsakademie, das alte Kloster der heiligen Barbara, ein eisenmispennener Mauernblock inmitten modernen Brunks — das Englische Konsulat, die neue Kaserne der Leibgardieinfanterie, die Riesenrotunde des sogenannten Fürstenkonaks, in dem zu mittelalterlicher Zeit die Herrscher Illyriens residierten...

Mittelalter und Neuzeit grenzten in Garica so dicht aneinander wie Orient und Okcident. Nur ein Flußarm trennte das neue Quartier mit seinen Boulevards, Anlagen, freien Plätzen und saubern Kais von dem Häusergewirr der alten Stadt, die man noch heute „das Türkenviertel“ zu nennen pflegte, obwohl die Türken auch hier längst nicht mehr die Überzahl der Bewohner bildeten.

An das Frankenviertel schloß sich nach den Bergen zu ein duftig grüner Wiesenhang an, mit Bosketten und Alleen einen weiten Platz umschließend, auf dem sich das Siegesdenkmal von Acabane erhob. Hier, vor den Toren der Stadt, war jene grimme Schlacht geschlagen worden, von der die Barden des Landes so herrliche Lieder sangen, und aus dem Blute, das über diesen Boden geflossen, waren für Illyrien die ersten Knospen seiner Freiheit erblüht. Acabane war ein Dörfchen, das, von Rosengärten umbuscht, dicht am Fuße der Berge lag. Und von oben herab, aus Myrtengrün und dem Dunkel der Pinien und aus dem Schwarz der Korkeichen, grüßte schneeiger Marmor zu Tale: das Lustschloß Monbijou, das sich Fürst Leopold hatte erbauen lassen und in dem er in den Armen einer schönen Frau die letzte Nacht verlebt, bevor der Mordstahl ihn getroffen hatte. Seit dieser Zeit war die Fahne auf der Zinne des reizenden Schlosses nicht mehr entfaltet worden.

Monbijou stand leer, und verödet waren seine herrlichen Gärten, von denen aus man hinauf in den Hochwald steigen konnte, auf viel verschlungenen Pfaden, fast bis zur Spitze des Sasarics, der einst, in nebelerner Zeit, ein Vulkan gewesen sein sollte. Fürst Emic — das h in seinem Vornamen hatte bei der Thronbesteigung der Sprachgewohnheit Illyriens zuliebe fallen müssen — hatte die Schwelle Monbijous nie überschritten. Er residierte unten im Stadtschloß, im „Palais“ ...



Das Palais nahm die ganze Westseite der Esplanade ein; ein schmuckloses Gebäude mit einer ungeheuren Kuppel in der Mitte, die den Thronsaal überwölbte — geradlinig, zweistöckig, mit regelrechten Fensterfronten und grauem Anstrich — ein nüchterner und langweiliger Bau. Zwei mächtige Flügel schlossen sich an; in dem einen garnisonierten die Leibheiducken, der zweite enthielt die berühmte Münzensammlung des letzten Paschas von Garica, auf die nach der Revolution Beschlagnahme gelegt worden war und die aus Mangel an Raum noch nicht im Nationalmuseum hatte untergebracht werden können. Zwischen beiden Schloßflügeln breitete sich das Glas- und Eisennetz des Wintergartens aus, von dem aus man in einen kleinen, hübsch gepflegten Park gelangte, der bis an das Ufer der Sareb reichte.

Vor sämtlichen Fenstern des Mittelbaus, jenes Theils des Schlosses, den die Kuppel überwölbte, lagen weiße Rouleaus. Das ganze zweite Stockwerk nahm der Thronsaal ein; im ersten wohnte der Fürst.

Eine Hand schob hier den Vorhang zur Seite — ein etwas bleiches Männergesicht schaute hinaus auf den Platz, der sich langsam zu beleben begann. Die Schloßwache wechselte — ohne Spiel und Trommelschlag, denn des Fürsten Schlaf mußte geschont werden. Aber es gab nichts zu schonen. Fürst Emic hatte die Nacht durchgearbeitet, und nun stand er am Fenster und blickte in die Sonne hinein, die über seinem Lande emporstieg.

Er trug noch die kleine Uniform seiner Leibgarde-Infanterie, in der er gestern abend dem Ministerrat präsidirt hatte. Es war eine gewichtige Sitzung gewesen. Ein gewaltiger Umschwung im Steuerwesen sollte durchgeführt werden. Die Nationalliberalen hatten, gestützt auf die unleugbare Thatsache, daß die direkten Steuern auf dem flachen Lande nur schwer einzutreiben waren, mit starker Unterstützung der

rechten Seite des Parlaments einen Antrag eingebracht, der eine erhebliche Vermehrung der Luxussteuern bezweckte — und sie hatten gedroht, sich auf die Seite der Opposition zu schlagen, wenn sie kein Entgegenkommen bei der Regierung finden würden. In diesem Falle verteidigte auch der Fürst den Antrag der Nationalpartei; aber er hatte nicht nur den Finanzminister, sondern selbst den alten Beresco gegen sich. Bis tief in die Nacht hinein hatte die Sitzung gewährt. Mit seiner ganzen gleißenden Dialektik hatte der Finanzminister die ökonomischen Gründe dargelegt, die ihn veranlaßten, auf seinem Standpunkt zu verharren. Und dann hatte Beresco sein schweres politisches Geschütz auffahren lassen. Die Finanzgründe des ministeriellen Kollegen imponierten ihm nicht; aber gerade in diesem Augenblick der Nationalpartei nachzugeben, erschien ihm als Schwäche. Die Liberalen näherten sich immer mehr der Opposition, deren glänzend begabter Führer, Herr von Polzien, der Chefdirektor der „Volksstimme“, mit gutem Erfolge den „Einfang“ betrieb. Marquis Beresco war der Ansicht, man müsse zeigen, daß man den Überlauf der sogenannten Nationalen nicht fürchte. Man müsse energisch sein. Und dabei kam der grimme Alte abermals auf vergangene Dinge zu sprechen, tadelte wiederum die allgemeine Amnestie bei Gelegenheit der Thronbesteigung und tadelte im besondern, daß Polzien, den das Attentat gegen den Fürsten Leopold gleichfalls kompromittiert hatte, nicht für immer unschädlich gemacht worden sei. . . . Dennoch setzte Fürst Emic seinen Willen durch. Sein persönlicher Einfluß auf die Minister war so groß, daß selbst der intrigante Leiter der Finanzen davon Abstand nahm, seine Entlassung zu geben, und daß endlich auch der harte Beresco sich fügte. Dieser Alte mit den rotgeäderten Augen und den eisernen, alles zermalmenden Zähnen liebte seinen jungen Fürsten, als sei Emich dem eignen Blute entsprossen. Und auch bei



Beschluß jener letzten denkwürdigen Sitzung neigte er sich, von Emich Abschied nehmend, tief über die ihm gereichte Hand und sagte mit einem milden, sein rohes Baschkiren-gesicht seltsam verschönenden Lächeln:

„Durchlaucht — ich fürchte, es ist nicht gut, daß wir uns allesamt so wenig dem Zauber Ihrer Persönlichkeit zu entziehen wissen . . .“

Der Fürst konnte zufrieden sein. Die Entlastung des direkten Steuersystems entsprach seinen Wünschen; es war vorauszusehen, daß die Nationalen sich insolgedessen in andern Fragen, wie beispielsweise denen der Vermehrung der Wasserstraßen, der Regierung geneigter zeigen würden. Und doch blieb Emich nach Entlassung der Minister in Sorgen zurück — und neben ihm blieb die graue Sorge stehen, die ganze Nacht hindurch, während er am Schreibtische saß, den Kopf in die Hand gestützt, und Berge von Papieren durchslog. Auch über seine Schulter lugte die graue Sorge, lugte mit hinaus auf die Esplanade und in den hellen Sonnenschein, der den Platz überflutete.

Der Fürst zog die Vorhänge vollends zurück und löschte die Studierlampe. Dann klingelte er.

Der Kammerdiener trat ein.

„Das Bad,“ befahl Emich.

Der Diener verneigte sich. Aber er ging nicht sogleich. Ein mitsühlender Blick traf das übernächliche Gesicht seines Herrn.

„Durchlaucht,“ begann er leise, im Tone zaghaften Bittens.

Emich stand schon wieder am Schreibtisch, ein Papier in der Hand, und schaute nun auf.

„Was gibt's?! . . .“ Er lachte . . . „Ah, Bob, du brauchst nicht weiter zu sprechen! Ich sehe es dir an: du hast wieder einmal eine Anklage auf der Zunge, weil ich mir die Nacht um die Ohren geschlagen habe. Dummer Kerl, du! Wenn

ich von Alempin nach Berlin fuhr, hab' ich manche Nacht verbummelt. Wer hat von den Adjutanten den Dienst?"

"Major Mac Lewleß, Durchlaucht."

"Er soll mit mir frühstücken..."

Emich pflegte sein erstes Frühstück gewöhnlich unter einer Palmengruppe im Wintergarten zu nehmen, dessen Glasfenster zur warmen Jahreszeit versenkt wurden, so daß dieser Teil des Schlosses mit dem Park in Verbindung zu stehen schien. Der Fürst frühstückte immer allein, liebte es jedoch, dabei mit einem seiner Adjutanten zu plaudern. Der Zeremoniendienst begann erst zu späterer Stunde. Fürst Leopold hatte für die Repräsentation einen großen Apparat ins Leben gerufen. Emich war eine einfachere Natur. Er änderte zwar nichts in den Ämtern, Würden und Chargen des Hofes, um den Adel des Landes in den ihm schmeichelhaft erscheinenden Ehrendiensten zu belassen, aber er beschäftigte die Herren wenig oder doch nur zur Zeit der großen Feste.

Das Bad hatte ihn so erfrischt, daß er die schlaflos verbrachte Nacht kaum noch spürte. Unter den Palmen hatten die Lakaien inzwischen den Frühstückstisch hergerichtet. Sie zogen sich zurück, als Bob erschien, der Leibdiener Seiner Durchlaucht, der mit seinem Herrn eine Verwandlung zur Höhe durchgemacht hatte: der schlesische Bauernjunge war ein sehr eleganter Kämmerling geworden: diplomatische Ruhe im glattrasierten Gesicht, gemessen in den Bewegungen und immer in tadellos sitzenden Eskarpins und mit höchst sorgfältig gefäkteter weißer Binde.

Er bediente seinen Herrn beim Frühstück ohne Beihilfe. Das war die Erholungsstunde des Fürsten, in der Emich ungern noch andre Lakaiengesichter um sich sah. Es wußte auch niemand mit den kleinen Eigentümlichkeiten Seiner Durchlaucht so genau Bescheid wie Bob. Bob füllte die Teetasse,



überwachte das Rösteln des Toastes, kochte eigenhändig die Eier und schnitt winzig dünne Scheiben Schinken, die er dann mittels einer einzinkigen Gabel zusammenrollte: drei Rouladen von genau derselben Größe. Er schob dem Fürsten die Sessel zu, neigte sich ein wenig über dessen Schulter und fragte gedämpft:

„Befehlen Durchlaucht, daß ich den Adjutanten vorlasse? —“

Mac Lewleß trat auf die Terrasse. Ein anderer als in Alempin und doch noch derselbe. Brauner geworden und mit blondem Vollbart, ohne den Ausdruck geheimen Leidens um den Mund, frischer und wagemutiger ausschauend, aber noch mit den alten Augen. Er trug die etwas phantastische, doch sehr geschmackvolle, sich an die Nationaltracht des Landes anlehrende Uniform der Gardeheiden mit den Majorskandillen und den Fangschnüren der Flügeladjutanten.

„Durchlaucht haben befohlen,“ sagte er.

Emich nickte ihm freundlich zu. „Wir sind allein, Gerald,“ entgegnete er. „Nicht einmal die Herzogin von Kjurca ist in der Nähe, die mich mit einem ihrer Dolchblicke maßregeln könnte. Also laß die Durchlaucht beiseite und trinke eine Tasse Tee mit mir. Bob, nimm dem Herrn Major Säbel und Käppi ab! . . .“

Mit Säbel und Käppi verschwand auch das Dienstgeßicht und die untergebene Haltung Mac Lewleß'. Er reichte dem Fürsten die Hand, nahm neben ihm Platz und begann gleichfalls zu frühstücken.

Um diese Stunde war es wonnevoll hier unten. Nichts zu vernehmen vom Lärmen der Stadt; nur das gleichmäßige im Ries der Wege knirschende Auf und Ab der beiden Palastwachen unweit der Orangerie. Nur das Zwitschern und Tirilieren der Vögel im Park und das volle Rauschen der Fontänen und hin und wieder der Schrei eines Papageien

oder das helle Aufkreischen eines der Seidenäffchen in der Volière. Dazu die quellsrische Morgenluft, die den Duft der Berge in die Stadt trug, das hundertfältig schattierte Grün und der Blütenzauber ringsum und der Ausblick über die Baumwipfel fort bis zu den dunstumschwommenen Felskuppen des Hochgebirges . .

Emich schüttelte dem Freunde das Herz aus. Er erzählte von seinem Siege in der Ministersitzung und von den Sorgen der Nacht.

Ah ja, es waren schwere Sorgen, die auf ihm lasteten. Eine veränderte Aufteilung der Ämter hatte der Korruption der Beamtenwelt steuern sollen. Und in geschlossener Kolonne waren die Entlassnen in das Lager der Opposition geeilt und hatten sich unter die Fahne Polziens geschart. Dieser Polzien war zweifellos der gefährlichste Gegner Emichs. Seine „Volksstimme“ war eine Macht in Syrien geworden. Und was das Böseste war: Es ließ sich kaum noch daran zweifeln, daß Polzien durch russisches Geld unterstützt wurde. Die Politik des Petersburger Kabinetts war leicht zu durchschauen; die innere Opposition sollte die Regierung in Schach halten und zu einer verstärkten Anlehnung an Rußland zwingen. Aber sicher floß auch aus dem Suevenreiche Geld in die Kassen der „Volksstimme“. Polzien nahm, woher er bekam, und seine gierigen Hände streckten sich nach allen Seiten aus.

„Ich hätte den Burschen hängen lassen können,“ sagte Emich. „Beweise, daß er dem Attentat gegen Leopold nicht allzufern gestanden hat, wären leicht zu beschaffen gewesen. Und kein Hahn hätte damals nach ihm gekräht. Aber ich dachte menschlich und ließ ihn laufen. Er haßt mich grimmig, und das gibt seiner Tusamie Triebkraft und Schwung! Dabei ist er zu klug, sich fassen zu lassen. Er ist wie eine Schlange, aalglat, immer wieder entschlüpfend; könnte ich dieser Ratter den Kopf zertreten, dann wäre auch die Opposition mundtot



gemacht, denn er ist ihr einziger Führer. Er duldet niemanden neben sich.“

„Daß ihn ausweisen! Das kann deiner Polizei nicht schwer fallen, da er ein Ausländer ist.“

„Er hat sich naturalisieren lassen. Aber schließlich — ein Formfehler in der Naturalisationsurkunde wäre schon zu finden, wollte ich ungerecht vorgehen. Das aber will ich vermeiden. Ich habe an etwas Bessres gedacht. Ich möchte seinen Haß besiegen, will versuchen, ihn an meine Interessen zu fesseln, ihn in die Staatskarriere bringen, ihm irgendeinen diplomatischen Posten zuweisen. Er ist ein Mensch von glänzenden Fähigkeiten . . .“

Bob reichte die Zigarren.

„Du rauchst immer noch nicht, Gerald?“

„Nein — ich danke, Emich. Aber ich finde, die Inclam sieht gut aus, vertrauenerweckender — verzeih' — als das dunkelfarbige Kraut unsrer Regie.“

Der Fürst lachte, während er an dem Licht, das Bob ihm reichte, seine Havanna anzündete.

„Gerald — wahrhaftig —, als ich hierherkam, habe ich mich vier Wochen damit abgemüht, unsre Regiezigarren rauchen zu lernen. Der Ungstschweiß brach mir dabei aus, und einmal bin ich beinahe sekrank geworden, aber ich hoffte immer noch, mein Patriotismus würde die Revolutionen meines Magens niederschlagen. Schließlich hab' ich die Hoffnung aufgeben müssen. So lasse ich mir denn unter der Deckfirma eines Privatmanns meinen Tabak von meinem alten Berliner Lieferanten kommen und bezahle schweigend den hohen Zoll. Siehst du, den Zoll brauche ich nämlich auch. In den Regierungskassen sieht es noch immer schreckhaft aus. Aber ich verliere den Mut nicht; ich spüre wenigstens, daß es langsam vorwärtzgeht. Der Kanal nach Bosnien soll die Wareneinfuhr auf den Wasserstraßen reger gestalten, damit würde sich

der Zollverdienst erheblich erhöhen. Aber freilich — auch mit diesem Kanal hat es noch weite Wege. In Wien arbeitet man langsam . . .“

Gerald lehnte sich nachdenklich in seinem Sessel zurück.

„Der Kanal nach Bosnia,“ wiederholte er sinnend, „ist das der . . .“

„Derjenige welcher,“ fiel der Fürst rasch ein. „Ja, ja, der ist es! Beresco hat ähnliche Pläne schon mit Leopold verfolgt. Jetzt bin ich sein Versuchskaninchen. Sassenhausen sondiert seit drei Wochen das Terrain. Du lieber Gott, ich wehre mich ja gar nicht! Die Politik wird doch immer die Protektoren meiner Heirat sein . . .“ Er schaute den alten Regimentskameraden von der Seite an . . . „Und du, Gerald? Ich warte darauf, daß du mir deine Verlobung melden wirst. Alle Welt will wissen, daß Fräulein von Kursjewsky nur aus Liebe zu dir so blaß und verhärtet sei!“

„Emich — spotte nicht! Ich sage dir: Alle Welt klatscht. Ich habe Fräulein von Kursjewsky niemals Anlaß gegeben, sich lebhafter für mich zu interessieren. Nein, Emich, mein Herz ist müde geworden und regt sich nicht mehr, seitdem ich die beiden verloren habe, die mir über alles teuer gewesen sind . . . Aber sag', hast du Nachrichten aus der Heimat?“

Der Fürst nickte. „Ja — aus Seesenheim wie aus Stenzig. Tante Irmela schreibt allwöchentlich seitenlange Berichte. Über den Stand der Felder, den Geflügelhof und die Geheimnisse der Ställe, über den Klatsch in der Umgegend und die Veränderungen in Klempin, sie kommt vom Hundertsten ins Tausendste. Und ganz nebenbei erzählt sie auch von Ruth. Sie ist als Oberin in ein großes schlesisches Krankenhaus eingetreten, das dem Malteserorden gehört. Das ist alles. Gelübde religiöser Natur binden sie nicht; sie ist genau so frei wie bisher.“



„Frei, sagst du. Ist sie denn wirklich noch frei? Nach Herz und Seele!“

Emich sah sinnend den Dampfkringeln seiner Zigarre nach. „Gerald,“ sagte er, „du hast Ruth einstmals besser und richtiger zu beurteilen verstanden als ich. Sie hat lange und schwer gerungen, sich aus dem Unbefriedigtsein in eine Sphäre geistiger Klärung zu retten. Das ging nicht so rasch. Eine Wandlung folgte der andern, und wer kann sagen, daß alle diese Wandlungen nunmehr für sie abgeschlossen sind. Ich bin schon froh darüber, daß sie ein bestimmtes Gebiet für ihre Tätigkeit gefunden hat und in einem, wenn auch eng gezogenen Kreise ihre Kräfte entfalten kann. Herrgott, sie war nun einmal keine Landpomeranze, kein Dorfschmuck!“

„Nein — wahrhaftig nicht! Ich sehe sie vor mir in ihrer neuen Würde: stolz und edel, in ganz schwarzer Gewandung, das weiße Malteserkreuz um den Hals, an der Spitze einer großen und segensreichen Institution, über ein Heer von Pflegerinnen herrschend, die Kranken tröstend, betend am Bette der Sterbenden . . . Achtung vor dem Beruf, den sie sich erwählte! Aber, Emich, bot ihr das Leben nichts Besseres?! Will sie denn nie wieder in die Sonne schauen?!“

Der Fürst schüttelte den Kopf. „Ich halte auch diese neue Phase nur für eine Wandlung. Und glaube mir,“ fuhr er rascher fort, „ich verstehe zwischen den Zeilen der guten Tante Imela zu lesen. Mich dünkt, Ruth hat jene Stellung nur angenommen, um sich vor den abermaligen Verbungen Riezows zu schützen.“

Bob meldete den Oberstleutnant im Generalstab und stellvertretenden Chef des Innern Marquis Beresco. Maffeo erschien auf der Terrasse und salutierte.

„Durchlaucht vergeben: Ich bringe eine Botschaft von meinem Vater, den leider eine Erkältung zwingt, sich im Bett zu halten.“

„Tritt näher und seh' dich zu uns. Hoffentlich hast du keine Trauerpost in der Hand.“

„Gottlob nein. Ein neuer Bericht von Sassenhausen aus Wien. Alles geht gut. Hof und Kabinett sind für die Mariage. Erzherzogin Marie wird zu Beginn des Herbstes den verwandten Hof von Rumänien besuchen, und in Bukarest soll die erste Begegnung stattfinden. Hier der Brief...“

Der Fürst nahm die ihm gereichten Papiere und durchslog sie. Sein Gesicht war nicht freundlich dabei. Ein tiefer Ernst lag auf seinen Zügen, und ein ganz leiser Seufzer schwellte seine Brust.

„Also abgemacht,“ sagte er. „Sassenhausen schreibt, man wünsche zu Wien, daß über die Affäre strengstes Geheimnis gewahrt werden solle. Das entspricht meiner eignen Neigung. Auch die Erzherzogin weiß noch nichts von dem — Glück, das ihr bevorsteht. Armer Kaiser! Sie ist noch sehr jung — nicht wahr?“

„Raum Siebzehn,“ erwiderte Maffeo.

Ein fröstelnder Schauer überrieselte Emich. Er goß sich aus der Karaffe ein Glas Sherry ein und leerte es langsam. Dann erhob er sich. Das war das Zeichen für die Entlassung der Freunde.

„Gerald, was hast du heute auf dem Programm?“ fragte der Fürst, den Rest seiner Zigarre in die Aschenschale werfend.

Mac Lewles zog eine Notiztafel aus Elfenbein aus der Brusttasche und schob sie auseinander.

„Elf Uhr Besichtigung der neuen Kaserne am Fort Ladislaus,“ las er vor. „Zwölf Uhr Empfang der bosniatischen Deputation; um Eins Audienz des suevischen Gesandten“ —

„Wegen der Grenzregulierung am Ratschali-Paß,“ fiel der Fürst hastig und ärgerlich ein. „Wann wird diese unselige Geschichte enden!? Aber man irrt sich in Suevien,



sollte man glauben, ich würde nachgeben! Das Recht ist unbestreitbar auf unsrer Seite. Weiter, Mac Lewleß!"

"Vier Uhr Besuch bei der Herzogin von Rijurca" —

"Brrrr!"

"Um Fünf Besuch im Paulinenhospital; halb Sechs Vortrag des Hausintendanten wegen des Theaterumbaus; um Sechs Besichtigung der Landesweinausstellung in den Ruinen der alten Thermen; sieben Uhr Offizierstafel beim zweiten Artillerieregiment; neun Uhr Besuch der Sommeroper. Um diesen Besuch hat der Direktor nochmals untertänigst bitten lassen, da die Geschäfte schlecht gingen."

"Das glaub' ich," sagte der Fürst lächelnd. "Es war eine verrückte Idee. Die Oper zieht schon im Winter nicht. Ein hübsches Programm, Geralb. Sehr viel Zeit pflegt man mir nicht übrig zu lassen... Notier' dir eine kleine Änderung und melde sie dem Hofmarschall. Döring wird wieder schimpfen, aber es geht nicht anders. Die Bosniaken sollen erst um halb Eins vorgelassen werden; um Zwölf will ich in das Parlament, um der Abstimmung über das Steuergesetz beizuwohnen. Und dann noch etwas: Es ist jetzt erst acht Uhr; laß Herrn von Polzien, den Direktor der 'Volksstimme', benachrichtigen, daß ich ihn um Zehn zu sprechen wünsche. In meinem Arbeitskabinett."

Mac Lewleß fuhr zurück. Maffeo war blaß geworden.

"Emich," sagte er halblaut und bittend, "du selbst —? Willst du nicht wenigstens —"

"Ich will nichts, Maffeo," fiel der Fürst herbe ein, "will auch nicht erst deinen kranken Vater beunruhigen. Es bleibt bei meiner Order."

"Verzeihung, Durchlaucht," nahm Maffeo abermals das Wort, "wenn ich mir trotzdem noch eine Warnung erlaube. Polzien ist ein gefährlicher Bursche. Er ist zu allem fähig."

Verstatten Durchlaucht wenigstens, daß Mac Geroleß der Audienz beiwohnt —"

"Auch ich bitte um diese Gnade, Durchlaucht," warf Gerold ein.

Emich streckte beiden die Hände entgegen.

"Seid keine Hasenfüße! Ich habe diesem Herrn von Polzien schon einmal gezeigt, daß ich nicht mit mir spaßen lasse. Und ich fürchte mich heute ebensowenig wie damals . . . Bob, bring' mir die Hunde auf ein Viertelstündchen; dann soll der Schneider mit seinen neuen Uniformen kommen . . . Auf Wiedersehn, meine Herren!"

Er schritt durch den Wintergarten der Schloßhalle zu.

16

Das Arbeitszimmer des Fürsten war ein ernst ausgestatteter Raum mit dunklen Ledertapeten und olivengrünen Vorhängen an den Fenstern. Alle Wände nahmen Bücherschränke ein; nur die eine Wand war frei gelassen worden, und hier hing ein lebensgroßes Ölbild Leopolds von Schöningh, des unglücklichen Vorgängers des Fürsten auf dem Throne von Illyrien. Das Porträt stellte Leopold in der vollen sieghaften Schönheit seiner sonnigen Jugend dar, lebenswürdig lächelnd, mit einem leichten Anflug von Spott in den Mundwinkeln, Stirn und Augen hell, den Kopf fest zurückgeworfen, wie im Bewußtsein des Reizes seiner jugendfrischen Anmut.

Vor diesem Bilde war Emich stehengeblieben, als ihm Herr von Polzien gemeldet worden war. Wenn der Fürst am Arbeitstische saß, schweifte sein Blick zuweilen nach dem Porträt des Veters gegenüber; es war immer eine Mahnung für ihn, auf der Hut zu sein vor der Mörderhand, die auch ihn aus dem Hinterhalt treffen konnte. War die Mahnung



Maffeo Verescos übertrieben gewesen? Konnte nicht auch Polzien ein Stilett im Armel verborgen halten oder plötzlich den Revolver ziehen, um ihn auf den tödlich Gehästen abzufeuern? —

Einen Augenblick schwankte Emich. Es war vielleicht vernünftiger, den im Vorzimmer harrenden Adjutanten zu benachrichtigen und ihn der Unterredung beizubehalten zu lassen. Dann aber schüttelte der Fürst, wie unwillig über sich selbst, den Kopf. Überall konnte der Tod auf ihn lauern — draußen auf der Gasse, auf der Landstraße, im Schatten der Häuser und im Grün der Vorbeerbüsche wie hier zwischen den Mauern des Schlosses.

Er trat hinter den Schreibtisch, dessen Breite die ganze Mitte des Zimmers füllte, und zog ein Schubfach auf. Ein Helles blitzte ihm entgegen; auch er hatte eine Waffe zur Hand — für alle Fälle...

Die Thür zum Vorzimmer öffnete sich von außen: Polzien wurde eingelassen.

Er blieb mit einer Verneigung in der Nähe der Thür stehen. Emich hatte ihn nie zu Gesicht bekommen, seit er in Äthiopien weilte, aber er kannte ihn dennoch ohne weiteres wieder. Die Gestalt war stämmiger geworden; die leichte Neigung zum Embonpoint hatte den Eindruck des Straffsehnigen und Elastischen vermindert; doch der brutale Zug in dem geistig sehr lebhaften Antlitz war geblieben. Und aus dem Auge sprach, unverschleiert und unverhehlt, ein tiefer drohender Groll. Polzien erschien in langem schwarzen Überrock, er war bis auf jede Einzelheit sehr sorgfältig gekleidet.

Der Fürst setzte sich nicht, bot auch Polzien nicht Platz an.

„Ich habe Sie zu mir bitten lassen, Herr Deputierter, um Verschiedenes persönlich mit Ihnen zu besprechen. Wie meinen Vetter und Vorgänger in der Regentschaft, so

beehren Sie auch mich in Ihrer Zeitung, auf der Parlamentstribüne und in den Volksversammlungen mit einer wütenden Verfolgung, die ihre Spitze nicht lediglich gegen meine Regierung, sondern auch gegen mich selbst richtet. Darf ich Sie fragen, welche Ursachen Ihrem Haß zugrunde liegen?"

"Ich bin ohne weiteres dazu bereit, Ihnen Antwort zu geben, Durchlaucht," antwortete Polzien. Er sprach ruhig, nicht respektlos, aber scharf und eindringlich. „Durchlaucht haben das rechte Wort gefunden. Es ist der Haß, der mich leitet. Sie kennen die Stunde, in der ich mir zugeschworen habe, mich an Ihnen für die mir zugesügten Beleidigungen zu rächen. Aber ich bin kein Bravo; ich breche nicht aus dem Versteck hervor, um Sie zu töten, wie der wahnwitzige Mörder des Fürsten Leopold. Meine Waffen sind rein. Daß sie trotzdem scharf sind und zu treffen vermögen, haben mir Eure Durchlaucht selbst zugestanden..."

Diese Offenheit imponierte Emich. Sein helles Auge ruhte forschend auf dem Gesicht Polziens.

"Sie spielen auf die Geschehnisse in Seesenheim an," sagte er, „um mich über die Gründe Ihres Hasses aufzuklären. Es würde mir wenig nützen, wenn ich versuchen wollte, Sie davon zu überzeugen, daß ich derzeitig im Rechte gewesen bin, und daß nur die Hartnäckigkeit, mit der Sie mir gegenübertraten, mich veranlaßte, schließlich Gewalt zu brauchen... Ich möchte noch eine Frage an Sie richten: Bei allem Haß gegen meine Person vertreten Sie politisch und publizistisch doch eine Partei, eine große Partei — die der Unzufriedenen, der Linken im Parlament. Diese Linke will aber grade so die Interessen des Landes fördern, wie — von ihrem Standpunkte aus — die Rechte, wie die Nationalen und wie endgültig die Regierung selbst. Also haben auch Sie, Herr von Polzien, in gewisser Weise die Interessen des Landes im Auge — nicht wahr?..."



Der Fürst hatte anfänglich illyrisch gesprochen, aber dann plötzlich deutsch fortgefahren. Wie es schien mit Absichtlichkeit antwortete Polzien nur auf illyrisch:

„Nicht nur in gewisser Weise, sondern durchaus und lediglich, Durchlaucht. Ich bin kein Tor. Mein Haß ist nur der treibende Faktor. Als ich in Seesenheim vor die Tür gesetzt wurde, ging ich nach Rußland. Ich bin da aufgewachsen, beherrsche die meisten slawischen Sprachen und kenne die einschlägigen Verhältnisse. Sie wissen, daß ich vor sechs Jahren als politischer Agent Rußlands hierherkam. Das habe ich nicht zu verbergen. Inzwischen habe ich in Illyrien festen Fuß fassen und mich von drückenden Einflüssen frei machen können. Ich bin mein eigener Herr geworden und treibe die Politik, die mir beliebt. Ich habe mir eine Stellung geschaffen. Daß ich eine solche in den Reihen Ihrer Gegner suchte und fand, war natürlich. Denn diese Gegner bekämpfen nicht nur Ihr Regiment, Durchlaucht, sondern Sie selbst als Repräsentanten einer ihnen aufgedrängten fremden Dynastie.“

„Sie vergessen, daß ein Plebiszit die Wahl der Volksvertretung gutgeheißen hat, Herr Deputierter.“

„Nicht ich allein, Durchlaucht, sondern die Mehrzahl des Volkes weiß, wie dieses Plebiszit in Szene gesetzt worden und zustandegekommen ist.“

„Sie vergessen ferner, daß meine Wahl gleich der meines Vorgängers unter der Protektion Rußlands erfolgte — und man sagt, daß Ihre ‚Volksstimme‘ auch von russischem Gelde gespeist werden soll.“

„Man sagt vieles, was nicht wahr ist, Durchlaucht . . .“

Erwich schwieg einen Augenblick und spielte mit dem Federmeßer, das er vom Tische genommen hatte.

„Gleichviel, Herr von Polzien,“ begann er von neuem, den Kopf mit kurzem Ruck in den Nacken werfend und den

Blick voll auf den vor ihm Stehenden heftend. „Die Thatfache, daß auch Sie auf Ihre Weise den Interessen des Landes zu dienen hoffen, genau so wie ich, steht fest. Sie haben es mir bestätigt. Und im Interesse des Landes, das unsre neue Heimat geworden ist, schlage ich Ihnen vor, Ihren Frieden mit mir zu machen. Stellen Sie das Land über die Person; begraben Sie Ihren Haß. Sie sind ein Mann von Fähigkeiten, der meines Erachtens irrig auf falsche Wege geführt worden ist. Ich bin bereit, Ihnen den Staatsdienst zu öffnen, damit Sie erkennen lernen können, in welcher Weise die Maschine der Regierung zum Besten des Volkes arbeitet. Ich will Ihnen die Freiheit Ihrer Meinung nicht verkümmern. Aber ich möchte Sie lehren, gerecht zu urtheilen und unbeeinflusst von Instinkten, die — wenn sie auch tief in der Menschennatur begründet liegen — jedenfalls schlechte sind . . .“

Polzien war weiß geworden im Antlitz. Unwillkürlich senkte sich sein Blick. Er war fassungslos geworden. Alles andre hatte er erwartet — das nicht. Er blieb lange stumm. Was mochte in seiner Seele vorgehen? Vielleicht stiegen da allerhand glänzende Bilder empor, von einem raschen Höhenflug, einem gewaltigen Sturmschritt über Hunderte von Unterliegenden hin fort; vielleicht sah er sich schon auf dem Ministerfessel — auch der alte Beresco hatte dem Tode seinen Tribut zu zahlen, und dann war er der allein Herrschende . . . Er machte eine Bewegung nach vorn — und hob den Kopf und schaute den Fürsten an. Ein fast unmerkliches, ganz feines Lächeln huschte um den Mund Emichs. Aber Polzien bemerkte dieses Lächeln — und plötzlich färbte sich sein Gesicht dunkel, und ein Ausdruck abscheulichen Hohnes trat auf seine Züge. Die Linien auf seiner Stirn verdickten sich zu schweren Falten, und das Auge sprühte wieder den alten Haß. Der Gedanke, der ganz plötzlich in ihm



aufgezuckt war: das Mißtrauen gegen die Worte des Fürsten, verstärkte diesen Haß zu einem Aufruhr aller Gefühle. Er dachte wieder an Seesenheim zurück — und er hätte Emich mit der Faust niederstrecken können . . .

„Nun —?“ fragte der Fürst gedehnt. „Nehmen Sie die Hand an, die ich Ihnen reichen will — nicht ich als Schöningh, sondern als Regent von Syhrien?“

Da richtete sich Polzien schroff empor und erwiderte:

„Nein, Durchlaucht, ich danke. Ich lasse mich nicht einfangen!“

Eine helle Flamme schlug über Emichs Gesicht. Er vermochte sich dieser Brutalität gegenüber nur mühsam zu beherrschen.

„Daß heißt: Es bleibt alles wie zuvor?“

„Genau so!“

Der Fürst wandte sich um.

„Es ist gut. Ich danke Ihnen . . .“

Im Vorzimmer schlug hell klirrend die Klingel an. Am elektrischen Apparat fiel die Klappe mit dem Aufdruck „Adjutant“ hernieder. Mac Lewleß eilte in das Arbeitskabinett des Fürsten.

„Durchlaucht befehlen?“

„Ich möchte sofort den Polizeidirektor sprechen! . . .“

Mac Lewleß sandte einen Kurier nach der Präfektur. Sein Gesicht zeigte einen bekümmerten Ausdruck: Es war das erstemal, daß Fürst Emich nach der Polizei schickte.

Der Fürst hatte den neuen Kasernenbau inspiziert und fuhr nun nach der Stadt zurück, über die stattliche Brücke, die die grünen Wasser des Sareb überspannte und dann den breiten Boulevard hinab, der nach dem Parlament führte. Major Mac Lewleß war sein einziger Begleiter;

auf dem Boß saß neben dem Kutscher noch einer der Leibjäger; zwei Heidenen sprengten dem Wagen voran.

Auf Straßen und Plätzen drängte sich das Volk. Eine bunte, tausendköpfige Masse: zwischen Herren und Damen in modernsten Pariser Kostümen Arnauten mit einem Arsenal schlechter Waffen im Gürtelbund, Griechen in ihrer malerischen Nationaltracht, türkische Juden in blauen Kaftanen, Grenzbośniaken in zerlumpten Fellkochen, Armenier, Drusen, Mingrelier, Zigeuner, Weiber im Dschma und in Pump-hosen, verschleiert und unverschleiert — alles das wogte in buntem Gewühl durcheinander, eine Begegnung des Morgen- und Abendlandes, wie man sie in den meisten großen Städten des Balkans findet, ein riesenhafter schimmernder Farbensfleck.

Wo der Fürst sich zeigte, wurde er lebhaft begrüßt. Seine rechte Hand lag fast beständig am Käppi, und als er über den Blumenmarkt fuhr und ein niedliches illyrisches Kind ihm einen Buschen Rosen in den Wagen warf, da lächelte er freundlich und nickte dankend zurück, und ein vielstimmiges, brausendes „Ja—ö“, der Hurraruf des Landes, scholl ihm nach.

Im Parlament hatte die Sitzung soeben begonnen, als Emich in die Fürstenloge trat. Sie lag der Ministertribüne gegenüber und war durch einen Purpurvorhang geschützt, hinter den der Besucher sich jederzeit zurückziehen konnte. Dennoch war das Kommen des Fürsten sofort bemerkt worden; die Glocke des Präsidenten gab das dreimalige Zeichen, und die gesamten Insassen erhoben sich zum Gruß. Emich verneigte sich von seiner Loge aus und nahm dann wieder Platz.

Von hier aus überschaute man das ganze Haus, das trotz seiner Neuheit und der Marmorverkleidung der Wände einen kahlen und fröstelnden Eindruck machte. Doch die Menge der Anwesenden belebte es nicht nur, sondern gab ihm auch farbige Stimmung — gleich der Welt draußen, die über Straßen und Plätze flutete. In der Ministerloge



fehlte die ragende Gestalt des alten Veresco; man sah das verkniffene und gallige Gesicht des Finanzministers über die Balustrade lugen, daneben den grauweißen Schnauzbart des Kriegsministers und das glatte Diplomatenprofil des Staatssekretärs Baron Porohyle. Unten war Platz an Platz besetzt. Eine dunkle Wolke von schwarzen Köcken, hie und da eine Uniform, wechselnd mit vereinzelt Coutanen; der Generalprokurator der Geislichkeit hatte sogar sein Amts-Kleid, eine eisengraue Kutte, angelegt. Auf den Zuschauertribünen dichtes Gedränge; in vorderster Reihe leuchtende Damentoiletten. Auch in der vollbesetzten Loge für das diplomatische Korps sah man einige Damen — und ganz vereinzelt auf einer Art Ehrenplatz eine sehr alte Frau, die aber überall dabei sein mußte und sich einer schier beispiellosen Popularität erfreute: in schwarze Seide gekleidet, mit Witwenschnecke und wallendem schwarzen Schleier, doch mit Brillanten übersät. Das war die Herzogin von Rjurca, der letzte lebende Sprößling jenes heldenmütigen Schafhirten, dessen gewaltige Faust einst den Sieg von Acabane erkämpft hatte. Der Herzogin erwies man die gleichen Ehren wie dem regierenden Fürsten, und auf allen Hoffesten bei dem unverheirateten jungen Herrscher spielte sie die Dame d'honneur, die die weiblichen Besucher empfing. Emich hatte einen großen Respekt vor ihr, denn die Enkelin des tapferen Schafhirten war von einer vernichtend zeremoniösen Steifheit, der auch ihr chronischer Stöckschnupfen nicht Abbruch tat...

Durch das Haus ging von Anbeginn an jene gewitterschwangere Stimmung, die auf etwas Gewaltiges und Unerhörtes hindeutet. Man wußte nichts von jenem Minister-rate, der bis Mitternacht im Palais versammelt gewesen war. Aber man wußte, daß dieser heutige Tag die Entscheidung darüber bringen sollte, ob die Nationalpartei gänzlich auf die Seite der Linken treten würde oder nicht. Der Führer

der Opposition, der Deputierte Polzien, schien durch den heiteren Triumph, der auf seinen Zügen lag, bestätigen zu wollen, was man sich allseitig zuraunte: daß eine völlige Verschiebung der parlamentarischen Verhältnisse in Aussicht stand. Auch er hatte sich beim Eintritt des Fürsten erhoben, aber ein wilder Blick flog dabei zur Loge hinauf. Es war klar: Dieser kleine preußische Leutnant dort oben hatte gehofft, ihn fördern zu können, um dem drohenden Schicksal der heutigen Tagung eine andre Wendung zu geben . . .

Eine Reihe unerheblicher Anträge leitete die Sitzung ein. Dann kam der Antrag der Nationalpartei an die Reihe. Der Finanzminister erhob sich zum Wort. Man erwartete, er werde nochmals seine alten Gründe für Beibehaltung des bisherigen Steuersystems unter Drohen, Bitten und Schmeicheleien nach rechts und links wiederholen. Die allgemeine Aufmerksamkeit war denn auch anfänglich sehr geteilt. Aber ganz plötzlich trat tiefe Stille ein, eine fast lautlose Stille. Die Hälse reckten sich — aller Augen wandten sich dem Sprechenden zu . . .

Polzien schnellte von seinem Sitz empor. Fassungslos und totenbleich starrte er den Minister an. Hölle und Teufel, was sprach der Mann?! — Gleichmäßig, in wohlgefügten schönen Worten, wie ein durch üppige Ebenen strömender Fluß, glitt die Rede dem Minister von seinen Lippen. Man habe in gemeinsamen Konferenzen nochmals das gesamte Material geprüft und sei auf Grund dieser Prüfungen zu entgegengesetzter Ansicht gelangt als vordem. Und man scheue sich auch nicht, den Irrtum von früher ruhig einzuzestehen . . . Mit eleganten Wendungen und großer rednerischer Kunst, denn er war ein Meister des Worts, erwog der Sprecher noch einmal in allen Einzelheiten das Für und Wider des Antrags, um ihn schließlich in einigen kräftigen Schlußsätzen auf das wärmste zu unterstützen.



Und nun brach der Sturm los. Gewittert hatte es schon lange genug vorher. Jeder im Hause wußte: Dem Fürsten allein war dieser unerwartete Gesinnungsumschwung zu danken; der Fürst hatte seinen Willen durchgesetzt, war dem Minister gegenüber Sieger geblieben. Die Zao-Rufe brausten und donnerten zur Loge empor. Man winkte mit Taschentüchern und Hüten; die Damen ließen ihre Schleier wehen, und die alte Herzogin von Rjurca stieß als Zeichen des Beifalls mit rhythmischer Bewegung ihren Krückstock auf den Boden. Sie war ahnungslos, um was es sich eigentlich handelte, aber sie beteiligte sich trotzdem begeistert an der Huldigung. Sie mußte immer dabei sein . . .

Emich hatte das Haus verlassen. Doch draußen setzten die Kundgebungen sich fort. Im Sturme hatte sich die Nachricht von dem Siege der Nationalen in der ganzen Stadt verbreitet, und die abenteuerlichsten Glossen dazu wurden lautbar. Man erzählte, es habe einen furchtbaren Kampf zwischen dem Fürsten und dem Ministerium gegeben; aber als der Fürst erklärt habe, er werde auch ohne seine Minister weiterregieren, da hätten diese sich stillschweigend gefügt. Dann wieder wurde davon gesprochen, daß der alte Beresco Gift genommen habe; andre wollten wissen, der Fürst sei gestern in eigener Person auf der Redaktion der „Volksstimme“ gewesen und habe sich von Polzien einen Vortrag über den neuen Steuerentwurf halten lassen: Die Lügen und Übertreibungen schwirrten förmlich durch die Luft. Nur das eine stand fest: daß die veränderte Stellungnahme der Regierung zu dem Antrage der Nationalliberalen lediglich auf das persönliche Eingreifen des Fürsten zurückzuführen gewesen sei. Und da jener Antrag wegen der Steuerentlastung der Ärmern eine starke Popularität für sich hatte, so war grade in den Volksquartieren der Jubel ein ungeheurer. Im Türkschen Viertel, wo man nach Lazzaroni-Art auf offener

Straße zu leben pflegte, kam es zu Ausläufen und Zusammenrottungen, und als gegen ein Uhr der suebische Gesandte nach dem Palais zur Audienz fuhr, wurde er von den Volksmassen mit Hohngeschrei begrüßt; denn man wußte, daß die Frage des Matschali-Passes, an der Suebien seit drei Jahren herumzerrte, wiederaufgenommen werden sollte. Vor der Redaktion der „Volksstimme“ gab es sogar blutige Köpfe. Polzien hatte sich in seinem wütenden Grimm zu beleidigenden Äußerungen gegen den Fürsten hinreißen lassen. Das wurde ruchbar, und grade heute war die Menge, die sich sonst gern von dem gewandten Agitator ins Schlepptau nehmen ließ, nicht in der Stimmung, eine Verunglimpfung ihres Herrschers zu dulden. Man warf Polzien die Fenster ein; in seinem Hause kam es zu einer greulichen Razzbalgerei.

Nun hatte Herr Nowokowicz, der Polizeidirektor, Gelegenheit, kräftig einzuschreiten. Ihm war der Befehl zugegangen, die Papiere Polziens mit Beschlagnahme zu versehen. Es ließ sich kaum daran zweifeln, daß sich in ihnen genügend Material für eine Rechtfertigung der Ausweisung des gefährlichen Demagogen vorfinden würde. Der Krakeel vor dem Hause der „Volksstimme“ kam Nowokowicz außerordentlich gelegen. Ein ganzer Schwarm von Polizisten vertrieb die Menge, umzingelte das Haus und besetzte die Redaktion. Polzien selbst wurde vorläufig unter der Anklage der Fürstenbeleidigung und des Versuchs landesverrätherischer Umtriebe in Haft genommen. Bei seiner Abführung mühte er sich, zum Volke zu reden; aber die Stimmung war so gründlich umgeschlagen, daß nur seine Wächter ihn vor Prügel retten konnten.

Gegen Abend änderte sich abermals die Situation. Die Freunde Polziens hatten in aller Eile, aber mit großem Geschick einen Putsch arrangiert. Als der Fürst von seinem Besuche im Paulinenhospital zurückkehrte, wogten drohende



Volksmassen durch die Straßen, und die Rufe „Polzien freilassen!“ wurden laut. Die Schürer der Opposition hatten an den Kaiz, in den Stadtvierteln jenseits des Sareb, in den Höhlen des Glends ganze Haufen von Gesindel, meist Armenier und Italiener, aufgeslöbert, Gold unter ihnen verteilt, sie halb betrunken gemacht und dann mit kurzer Instruktion auf die Boulevards und die Esplanade gejagt. Hier kam es nun zu neuen Schlägereien. Gegen sechs Uhr wurde der Tumult so bedrohlich, daß die Kräfte der Polizei nicht mehr ausreichten. Die Heibuckengarde wurde mobilgemacht; das Leibgarde-Infanterieregiment folgte. Aber kein Schuß fiel; im Nu wurden die Straßen gesäubert, und unter Geheul und Gejohle kroch das Gesindel in seine Löcher zurück. Und als dann unerwartet der Fürst zu Pferde, nur von seinem Adjutanten begleitet, auf der Esplanade erschien und langsam den Boulevard bis zur Sarebbrücke hinabritt, da begann der Jubel von neuem. Auf der Esplanade waren schon mit Beginn der Dämmerung einige Fenster illuminiert worden. Das wirkte wie ansteckend. Immer mehr Lichter tauchten hinter den Scheiben auf, bis schließlich der ganze Platz in hellem Glanze schwamm. Es war seltsam genug: Garica feierte seinen Fürsten und zugleich damit eine Blamage des Ministeriums...

Aber Emich rehabilitierte dies arme besiegte Ministerium glänzend. Er sparte auch nicht mit dem wohlfeilen Balsam der Ordensdekorationen und richtete an den glattzüngigen Leiter der Finanzen ein huldreiches Handschreiben, das die offiziöse Zeitung Garicas, die merkwürdigerweise den Titel „Die Wahrheit“ führte, an erster Stelle und mit mächtigen Lettern wiedergeben mußte...

Trotz der Unruhe des Tages vergaß Emich nicht sein Versprechen, am Abend die Sommeroper zu besuchen. Der Direktor hatte seit langer Zeit wieder einmal ein ausverkauft

Haus. Beim Eintritt des Fürsten gab es neue Ovationen; die Musik mußte die Nationalhymne spielen — es währte wohl eine halbe Stunde, ehe der Sturm der Begeisterung sich legte und die schöne Carmen mit ihrem Torero zu schäffern beginnen konnte. Für diese Carmen, eine glutäugige Südfrauzösin, interessierte sich das Publikum besonders. Man wollte wissen, daß ihr der Haus- und Hofmarschall Graf Döring einmal das Taschentuch seines durchlauchtigsten Gebieters überbracht hatte. Und das machte dem Publikum Spaß...

Nach dem zweiten Akt der Oper entstand eine leichte Bewegung im Parterre. Man hatte gesehen, daß der Fürst sich erhoben und einem großgewachsenen Herrn in Zivil, der in die Loge getreten, mit ausgestreckter Hand entgegengetreten war. Und man zerbrach sich den Kopf, wer dieser Fremde sein könne.

„Sassenhausen ist soeben eingetroffen, Durchlaucht,“ flüsterte der Adjutant dem Fürsten zu. „Darf er herein?“

„Was Teufel — Saß!? J, nun natürlich...“ Sassenhausen stand bereits in der Logentür.

„Untertänigsten guten Abend, Durchlaucht,“ sagte er, sich respektvoll verneigend. „Ich bitte zunächst um Vergebung, daß ich es wage, in Reisezivil zu erscheinen.“

„Schon gut, schon gut,“ fiel der Fürst ein; „nebenan, wenn ich bitten darf — ich bin sehr begierig...“

Er drängte Sassenhausen in das kleine Kabinett neben der Loge, in dem an Galaabenden der Tee eingenommen wurde, und in dem Fürst Leopold sich einstmals die hübschesten weiblichen Mitglieder der Truppe vorstellen zu lassen pflegte, um sie seiner gnädigen Guld zu versichern...

„So, Saß,“ sagte Emich, „hier sind wir ungestört. Nun sprich!“



„Durchlaucht, ich bin glücklich, vermelden zu können, daß alles ganz über Erwarten gut abgelaufen ist,“ begann Sassenhausen seinen Bericht. „Aus meinem Schreiben an Erzellenz Beresco werden Sie bereits ersehen haben, wie ich mich bemüht habe, möglichst vorsichtig zu Werke zu gehen. Aber sowohl der Kaiser als auch der Erzherzog kamen mir mit so liebenswürdiger Offenheit entgegen, daß ich mich ohne weiteres meiner diplomatischen Enthaltksamkeit entäußern konnte. Es scheint, daß man der Verbindung nicht nur wohl will, sondern sie sogar zu fördern sucht — vermutlich, um den russischen Einflüssen an der bosnischen Grenze etwas stärker entgentreten zu können. Jedenfalls erblickt man in der intimeren Annäherung Illyriens an Oesterreich einen schätzenswerten Vorteil — ganz abgesehen davon, daß die Persönlichkeit Eurer Durchlaucht dem Vater der jungen Erzherzogin in hohem Maße sympathisch ist. Wie die Öffentlichkeit, so soll auch Erzherzogin Marie von der Affäre noch nichts wissen; ich glaube, sie hatte da — sie hatte da eine leichte Herzensneigung für einen Offizier der Esterhazy-Kürassiere gefaßt, und diese Backfischtorheit soll sich zunächst einmal verbluten. Im September besucht sie den königlichen Hof von Rumänien — über das Weitere habe ich bereits dem Marquis Beresco berichtet . . .“

Der Fürst schaute auf die Spitze seines auf- und niederwippenden rechten Fußes.

„Nun — und die Erzherzogin selbst?“ fragte er. „Wie sieht sie aus —?“

„O,“ rief Sassenhausen emphatisch und hob die Hände, „das ist ein süßer Fisch — tausendmal Verzeihung, Durchlaucht, daß ich mich hinreißen ließ — ein gradezu entzückendes junges Mädchen! Zierlich, fein, grazios, mit allerliebstem Gesichtchen — blond und mit so niedlichen Bauselöckchen über der Stirn —“

„Also ganz dein Geschmaç, Saß,“ sagte der Fürst lächelnd. „Für die Hauslöcher warst du ja immer . . . Hast du nicht wenigstens eine Photographie der Prinzessin mitgebracht?“

„Nein,“ entgegnete Sassenhausen verblüfft, „daran hab’ ich weiß Gott nicht gedacht! Aber ich will sofort telegraphieren . . .“

„Um Himmels willen!“ fiel der Fürst ein; „das würde unnütz Aufsehen erregen. Wozu auch? — Im Gegenteil: Ich will ihr Bild nicht sehen! Hörst du, Saß? ich will nicht. Ich — ich — nimm an, ich will mich überraschen lassen!“

„Durchlaucht, sie ist entzückend — ich wiederhole es . . .“ Und plötzlich ergriff Sassenhausen des Fürsten Rechte und fügte hinzu: „Emich, wär’ sie es nicht — wär’ die Prinzessin ein Greuel gewesen — bei Gott, ich hätte gleich wieder fehtgemacht und einem andern die Mission überlassen! . . . So aber bin ich stolz: eine liebreizende Fürstin und den Kanal von Bosnia in Aussicht — das hätte kein Diplomat besser machen können!“

Der Fürst lachte wieder.

„Du bekommst deinen Orden auch noch nachträglich, mein Alter,“ sagte er. „Und bei deinem nächsten Kinde bitte ich um die Ehre, Pate sein zu dürfen. Aber, Saß, daß du mir deiner kleinen Frau nichts sagst! Hast du ihr etwas mitgebracht?“

„Ja,“ erwiderte Sassenhausen mit glücklichem Gesicht und zog ein Etui aus der Tasche; „ein Armband! Eigentlich sollt’s eine Perlschnur sein, aber die war mir zu teuer. Gott, was bin ich vernünftig geworden!“

„Zeit war’s, Saß — bleib’ so! . . . Die Oper fängt wieder an. Grüß deine Frau und schlaf dich aus und hab’ schönen Dank! . . .“

Er drückte Sassenhausen die Hand und kehrte in seine Loge zurück. — —



Auch in dieser Nacht blieb der Fürst noch lange auf. Er saß in seinem Arbeitszimmer und überdachte die Geschehnisse des Tages: den Sieg, den er durch seinen Herrenwillen zum Besten des Volkes erfochten, die Begeisterung, mit der man die Wirkung seines Machtworts aufgenommen hatte, den Bericht Sassenhausens...

Und dann nahm er aus einem der letzten Fächer seines Schreibtisches, da, wo seine Privatpapiere lagen, eine Photographie und hielt sie in den Lichtkreis der Lampe. Es war das einzige Bild, das er von Ruth besaß, und das sie ihm geschenkt hatte, als er nach dem Deutnantsexamen „auf die Weide“ nach Stenzig gekommen war. Es stellte Ruth als ganz junges Mädchen dar, in ihrer ersten Hoftoilette, derselben, in der Emich sie auf jenem Feste zu Ehren des Schahs von Persien im Berliner Schlosse gesehen hatte.

Das Bild war gut und noch nicht verblaßt. Emich betrachtete es lange, und Wehmut trat in sein Auge. Er fühlte, daß nichts von seiner heißen Liebe zu dem schönen Mädchen zurückgeblieben war als ein Rest redlicher Zuneigung, ein Empfinden, das vielleicht nur noch freundschaftlich war. Und das stimmte ihn wehmütig und doch zugleich froh — nun, da die Politik ein Opfer seines Herzens verlangte. Dies Herz war frei und gewillt, das Opfer zu bringen. Aber noch ein andres Opfer war da: die kleine blonde Wiener Prinzessin, die sich die hübschen Augen rotweinen mochte, weil sie ihrem geliebten Deutnant entsagen mußte...

Emich legte das Bild Ruths wieder in den Schreibtisch zurück. Wer konnte sagen, ob er an ihrer Seite nicht dennoch glücklicher geworden wäre als in der Zwangsehe, die ihm bevorstand?! —

Niemand ist Herr, jeder ist Knecht.

Die Ausweisung Polziens war tatsächlich erfolgt. Man hatte unter seinen Papieren genügend Anhaltspunkte gefunden, um ihn vor Gericht stellen zu können. Aber der Fürst war kein Freund politischer Prozesse. So war er denn froh, als sich ein Ausweisungsgrund entdecken ließ: Polzien wurde über die Grenze gebracht. Emich hatte anfänglich auf einen Notenwechsel mit Rußland gerechnet. Doch nichts rührte sich.

In der Hauptstadt selbst machten die persönlichen Anhänger des Ausgewiesenen noch einige Putschversuche, die rasch unterdrückt wurden. Dann trat Stille ein. Polzien wurde vergessen. Man hörte, er sei in suebische Dienste getreten und dort mit offenen Armen willkommen geheißen worden. Das war anzunehmen. Der König von Suebien hatte für derartige Subjekte stets gute Stellen übrig, und Polzien galt für einen Mann, der über die inneren Verhältnisse Illyriens trefflich Bescheid wußte.

Das neue Steuergesetz war der Volkstümlichkeit Fürst Emich in hohem Grade zuflatten gekommen. Daß der Fürst es gegen den ursprünglichen Willen seiner Regierung hatte durchsetzen können, festigte aber auch seine Stellung den Ministern gegenüber. Die Herren sahen, daß sie es mit einem stärkeren Willen zu tun hatten als dem des immer nachgiebigen Leopold. Und sie beugten sich. Auch der alte Verešco — aber der alte Verešco nur widerwillig. So sehr er auch seinen jungen Herrscher vergötterte — es schmerzte und kränkte ihn doch, daß er, der Heros Illyriens, der an seinem mächtigen Leibe einundzwanzig Wunden zählen konnte, die er in dem langen Freiheitskampfe des Landes empfangen, daß er nun langsam in den Hintergrund geschoben werden sollte. Es war nicht mehr wie ehemals. Das Volk



hatte die Ketten der Knechtschaft abgestreift; die eiserne Krone von Syrien war wieder aus ihrem dunklen Versteck unter dem Hauptaltar des Klosters der Heiligen Barbara hervorgeholt worden. Und der, den sie schmückte, das war ein andrer als der lustige Leopold, der so froh war, wenn er die Zügel der Regierung in die Hände des alten Beresco legen und nach Monbijou zu seinen schönen Freundinnen zurückkehren konnte. Selber Herr wollte Fürst Emich sein — und dieses starke Pochen auf seine Selbstherrlichkeit tat Beresco weh. Er grollte. Er zog sich monatelang auf seine Güter in den Bergen zurück; er war krank und verstimmt, nervös und verärgert. Emich ließ keine Gelegenheit vorübergehen, ihn zu ehren, und besuchte ihn häufig. Aber der Riß schloß nicht mehr. Sie hatten beide zu harte Köpfe.

Wie einst vor Jahren in Seesenheim, so überstürzte Emich auch in Syrien seine Reformen. Er schuf ein besonderes Ministerium für Straßen- und Wasserbau und setzte sich an die Spitze einer Ackerbaugesellschaft, die aus den Staatskassen dotiert wurde. Eine Reorganisation der Bildungsschulen wurde eingeführt, eine medizinische Lehranstalt gegründet; neue Stipendien wurden ausgesetzt, das Gerichtswesen und die Gemeindeverfassung durchgreifenden Änderungen unterworfen. Das Land blühte sichtlich auf — aber alle die eingeführten Neuerungen verschlangen ungeheure Summen. Emich hatte für die ersten Jahre auf seine Privatliste verzichtet; er mußte indessen trotzdem oft genug in die eigenen Taschen greifen, um drohenden Kalamitäten vorzubeugen. Das machte ihm nichts, denn er war reich und hatte für seine Person geringe Bedürfnisse. Aber freilich — auch das konnte sich ändern. Er sollte heiraten — und wer wußte, wie sich die kleine blonde Erzherzogin, die ihm zugunsten des Kanals nach Bosnien zugebracht war, entwickeln würde!? — —

Der Sommer verrann. Er brachte drohende Wolken, die sich aber immer wieder glücklich zerteilten. Die Frage des Ratschali-Passes hatte sich Anfang August, als die Manöver beginnen sollten, gefährlich zugespitzt. Es hatte den Anschein, als suche man im Suebenreiche nach einer Ursache, Illyrien in Handel zu verwickeln. Die Gegnerschaft beider Lande war alt und hatte nach der Unabhängigkeitserklärung Illyriens an Schärfe gewonnen. Der dicke König Michael war ergrimmt auf den kleinen Nachbarkönig, der ihm die Hegemonie in diesem Teile des Balkans zu rauben drohte. Schon zur Zeit Leopolds war drüben gewaltig gerüstet worden; jetzt hörte man von neuen Anleihen und einer abermaligen Vermehrung der Armee. Der apoplektische König selbst, der sich sonst am liebsten in durchsichtigem Inkognito in Paris, Monte Carlo oder Biarritz aufzuhalten pflegte, kam nicht mehr aus seiner knappen Uniform heraus und hielt eine Revue über die andre ab. Illyrien wurde mit suebischen Agenten überschwemmt. Ein paar Spione hatte Fürst Emic bereits aburteilen lassen; die Spionagegesetze wurden verschärft, der Grenzverkehr wurde einer besseren Kontrolle unterworfen — trotzdem erfuhr man von immer neuen Verätereien. Sie durchliefen gewöhnlich dieselben Kanäle und endeten am Ausgangspunkt: im Geheimbureau des auswärtigen Nachrichtendienstes der suebischen Regierung, an dessen Spitze Herr von Polzien berufen worden war.

Diese Tatsache allein glich einer Provokation. Aber sie war nichtsdestoweniger ein kluger Schachzug König Michaels. Polzien hatte in Illyrien noch immer tausend Fäden in der Hand; seinen zahlreichen Verbindungen war kaum auf die Spur zu kommen. Er hatte in sechsjähriger Wühlarbeit die politischen und sozialen Verhältnisse und Hilfsquellen, die Stärken und Schwächen des Landes genau kennengelernt; er war der beste Verbündete Suebiens...



Noch einmal löste sich die Spannung. Es schien, als sei drüben noch nicht alles in rechter Ordnung, als habe man gewichtige Gründe, mit dem Beginn offener Feindseligkeit zu warten.

Tiefe Ruhe trat ein. Eine gemeinsame Kulturarbeit, für die die Anregung von der illyrischen Regierung ausging: ein Tunnelbau an den Grenzen beider Länder, wurde in Suebien willkommen geheißen und sofort in Ausführung genommen. In einem heuchlerischen Handschreiben beglückwünschte König Michael seinen fürstlichen Bruder und Nachbarn zu der großen Idee und versicherte ihn seiner unwandelbaren Freundschaft . . .

Nach beendetem Manöver erkrankte der Fürst. Es war nichts Gefährliches; er hatte keine Schmerzen, aber er fühlte sich nervös abgespannt. Der Leibarzt drängte darauf, Emich möge die politische Stille zu einer Reise in die deutsche Heimat benützen; schon das Fernsein vom Regierungsapparat und die Abwechslung werde ihm gut tun. Doch davon wollte der Fürst nichts wissen; er wünschte im Lande zu bleiben. Schließlich kam er selbst auf einen guten Gedanken, der aber geheimgehalten werden sollte: nur der Leibarzt wurde in das Vertrauen gezogen und billigte ihn.

Der alte Beresco weilte auf seinem Weinbergschlößchen Madedje, das von Garica aus mit der Bahn in drei Stunden zu erreichen war. Ohne sich vorher anzusagen, fuhr der Fürst in Begleitung von Maffeo und Mac Bewleß eines Vormittags nach Madedje hinüber, wo man den Ministerpräsidenten in der Brennerei auffuchen mußte. Der Alte schaute zu, wie Glimowicz fabriziert wurde.

Er war sehr erstaunt über den unerwarteten Besuch und führte ihn sofort in das Schlößchen zurück, wo auf der Terrasse ein Frühstück serviert wurde. Hier saß es sich prächtig, unten Nebengrün, hoch oben der heitere Himmel

„Liebster Marquis,“ begann Emich zwischen Zettammern und Rehrücken und zwischen dem grünlich schimmernden Wein der heimischen Berge und dem Mouffeur des Pommery; „liebster Marquis, ich habe ein Anliegen an Sie.“

„Ich werde mich glücklich schätzen, es erfüllen zu dürfen, Durchlaucht.“

„Ich möchte mir auf zwei, drei Wochen Urlaub erbitten.“  
Beresco lachte.

„O, Durchlaucht — sind Sie nicht selbst der Herr im Lande!?“

„N—nicht so ganz, Beresco; ich habe auch Ketten an den Füßen. Aber ich möchte sie einmal ablegen. Ich möchte einmal frei sein wie der Vogel in der Luft und das Reh im Walde. Möchte einmal wieder Schöningh sein und nicht Fürst Emic.“

„Durchlaucht, Sie geben mir Rätsel auf . . .“

„Also ernsthaft. Doktor Radoj wünscht Ruhe und Abwechslung für mich, das heißt Fernhalten von jeder Arbeit, und wollte mich nach Deutschland schicken. Aber ich habe eine bessere Idee. Offiziös werde ich nach Deutschland reisen — tatsächlich will ich jedoch in Illyrien bleiben, um mir einmal unter der Maske eines Staatenbummlers mein Land ein wenig genauer anzuschauen, als es mir bisher möglich war. Was meinen Sie dazu?“

Der Marquis hatte den Champagnerkellch in der Hand und sah mit seinen roten, wimpernlosen Augen dem Steigen und Fallen der Schaumperlen zu.

„Um . . . ja . . . Durchlaucht, pardon — die Idee scheint mir ein ganz klein wenig abenteuerlich . . .“

„Gewiß,“ fiel Emich ein, „gebe ich auch ohne weiteres zu. Was schadet das!? Ich möchte einmal den Harun al Raschid spielen! Ich kenne nichts von Illyrien als die Eisenbahnwege und die graden Straßen und die paar Städte, die ich



auf meiner ersten feierlichen Rundtour besuchte. Aber das flache Land und die Berge und Dörfer, das alles ist mir noch fremd und gehört doch auch mit zu meinem Reiche! Kenn' ich das Volk, ich meine das Volk draußen? Nein, Beresco — aber ich sehne mich danach, es bei seiner Tätigkeit beobachten, es aus freiem Herzen heraus lachen, klagen und plaudern zu hören! Maffeo und Gerald, sitzt nicht so stumm da — spricht auch einmal ein Wort zu meinen Gunsten! . . .“

Und nun begannen die beiden mit großer Lebhaftigkeit ihren Herrn und Freund zu unterstützen. Keiner weiter wußte um das Geheimnis der geplanten Reise als der Leibarzt und sie selbst. Alles war vorbereitet und reiflich erwogen worden. Nur Mac Lewles sollte den Fürsten begleiten. Man wollte bis zur Grenze fahren und von dort aus, unter der Maske zweier Äthiopien bereisender deutscher Gelehrten, quer in das Land hinein — zu Wagen, zu Pferde und zu Fuß, wie die Verhältnisse es mit sich bringen würden. Maffeo sollte in Garica zurückbleiben und die laufenden Regierungsgeschäfte erledigen. Ihm würde man auch ein Verzeichnis der Haltstationen überlassen, damit der Fürst im Falle der Not jederzeit zu erreichen wäre . . . Gerald und Maffeo wußten, mit welcher Leidenschaft der Fürst an seiner Idee hing, und verteidigten sie schließlich mit solcher Lebendigkeit, daß Beresco sich lachend die Ohren zuhielt und ausrief:

„Ich höre ja, Herrschaften, ich hör' noch ganz gut! Durchlaucht, ein paar bessere Anwälte hätten Sie nicht mitbringen können! . . . Also, ich sage Ja und Amen . . .“ Einen Moment schwieg er und fragte sodann, sich hastig an den Fürsten wendend, mit einem Aufblitzen in seinen klugen dunkeln Schakaläugen: „Und wenn ich Nein gesagt hätte, Durchlaucht?“

„Dann“ — eine rasche Wolke flog über Emichs Stirn — „würden Sie zweifellos so gewichtige Gegengründe angeführt

haben, daß Sie mich überzeugt hätten, lieber Marquis. Geben Sie mir Ihre Hand!"

Beresco drückte fest die Rechte des Fürsten.

"Ah, Durchlaucht," sagte er seufzend, "es ist so schwer, Ihnen etwas abzuschlagen! Sie sind ein Schöningh, wie Ihr Vetter Fürst Leo es war. Aber neben seiner hinreißenden Diebenswürdigkeit und dem Glück seiner Jugend besitzen Sie noch etwas, was er nicht besaß: Charakter. Und das..." Er brach ganz plötzlich ab, als besinne er sich auf die gefährliche Äußerung, die ihm auf der Zunge lag, und fuhr erst nach kleiner Pause wieder langsamer, gleichsam Wort auf Wort abwägend, fort: "Durchlaucht, es ist wahr, man kann Ihnen schwer etwas abschlagen. Gebe Gott der Herr, daß ich es nach Pflicht und Gewissen niemals muß... Und nun verstaten Sie mir in Gnaden, daß ich ein volles Glas auf Euer Durchlaucht Wohl leere. Glückauf zur Reise ins Land!..."

Maffeo bat um die Erlaubnis, den Nachmittag über in Madedje bleiben zu dürfen. Sein Vater hatte es gewünscht; es gab noch mancherlei zu besprechen.

Der Marquis nahm Maffeo nach der Verabschiedung des Fürsten in sein Arbeitszimmer und bot ihm eine Zigarre an.

"Setz' dich, mein Junge," sagte er, "und hör' zu. Ich halte diese Herumreise à la Harun al Raschid für eine Dummheit — na also, ich will mich respektvoller ausdrücken: für einen übermütigen Streich, der hoffentlich gut ablaufen wird, der aber zweifellos auch seine Gefahren hat. Morgen früh fahre ich zu Nowokowicz. Seine Geheimpolizei ist außerordentlich tüchtig und auf ihre Verschwiegenheit kann man sich verlassen. Der Fürst soll nicht einen Schritt tun, ohne von unsern Leuten beobachtet und geschützt zu werden."

"Vater — der Fürst wird außer sich sein, wenn er das erfährt!" rief Maffeo.



„Ich werde dafür Sorge tragen, daß er es nicht erfährt.“  
„Aber es kann dennoch sein. Es ist so leicht möglich...  
Du spielst mit der Ungnade!“

Beresco erhob den Kopf. Seine Stirn schwell an.

„Glaubst du, daß ich die Ungnade fürchte?“ fragte er fast drohend. „Und hältst du den Fürsten für so klein, daß er mich leichterhand zur Seite schieben könne, weil ich besorgt um ihn bin? — Nein, mein Junge, eine Pappalie trennt uns nicht!...“ Er änderte seinen Ton. „Hast du den Plan der Reise zufällig bei dir?“

„Ja, Papa. Durchlaucht hat ihn mir erst unterwegs zugesteckt...“ Er zog ein Papier aus seinem Portefeuille, entfaltete es und reichte es Beresco. Es enthielt die Route, die man einschlagen wollte, mit Angabe aller Aufenthaltsstationen; auch ein Proki war beigefügt.

Beresco las halblaut vor:

„Kloster Lošnicz — die Ruiker Berge bis Alta — Merinac — den Jadał hinab bis zur rumänischen Grenze — die Silberwerke von Duschä — Bad Krotowo...“ Er blickte auf, strich über seine Stirn, wiederholte noch einmal das Wort „Krotowo“ und erhob sich sodann, um an den riesigen Schrank zu gehen, der eine ganze Breitseite des Zimmers füllte. Dieser Schrank war in Fächer eingeteilt, die auf Eisenbeinknöpfen die Buchstaben des Alphabets trugen. Das war die wichtigste Hinterlassenschaft, die Maffeo einst zufallen sollte: der Schrank enthielt die Geheimpapiere des alten Beresco von jener Zeit ab, da er eine führende Rolle in Syrien zu spielen begann.

Der Marquis schloß eines der Fächer auf, die in anscheinend musterergültiger Ordnung gehalten waren, und entnahm ihm einige Papiere, die er durchblätterte. Dann nickte er zufrieden, legte die Papiere in das Fach zurück, verschloß es wieder und setzte sich von neuem an den Schreibtisch.

Lächelnd sah er seinen Sohn an.

„Ich habe nichts mehr gegen diese abenteuerliche kleine Reise,“ sagte er, „— im Gegenteil... Aber Nowokowicz werde ich dennoch benachrichtigen — jetzt erst recht!“

Masseo zog die Achseln hoch und schüttelte den Kopf. Er verstand nicht.

„Papa — darfst du nicht wissen...“

„Nein, mein guter Junge,“ fiel Beresco ein; „es gibt Dinge in Syrien, die der Minister des Innern — die auch der Fürst selbst nicht zu wissen braucht. Es genügt, daß ich sie kenne... Aber ich denke, du wirst mir zutrauen, daß ich sowohl gegen den Minister des Innern wie gegen den Fürsten keine — bösen Ränke spinnen werde.“

Lachend küßte Masseo seinem Vater die Hand.

18

Das waren sonnige Tage!

Sorgenlos und frei hinaus in die Welt! Wie ein paar lustige Wanderburschen, mit leichtem Gepäck und fröhlichem Herzen, durchstreiften der Fürst und Mac Lewleß das Land. Herbstzeit stand schon im Kalender, aber es war noch ganz sommerlich in der grünen Ebene, und an den Hängen reiften die Reben, und in den Bergtälern blühte und duftete es wie im Lenz.

Die Pässe der beiden waren auf die Namen der Doktoren Robertus und Egon Franz ausgestellt worden — zweier junger, reiselustiger Gelehrten aus Berlin, die Syrien kennenlernen wollten. Die Pässe waren nur eine Vorsichtsmaßregel; die Herren wurden niemals nach ihnen befragt, da sie die großen Städte nicht berührten, sondern auf Seitenstraßen durch das Land zogen. Die Eisenbahnen wurden nicht benutzt und auch nur dann und wann die Posten; häufig



mieteten sich die beiden in irgendeinem Dorfe oder einer Landschenke einen Bauernwagen, um einmal schneller vorwärts zu kommen — meist aber gingen sie zu Fuß, gleich Touristen oder Handwerksburschen, mit dem Känzel auf dem Rücken und dem Knotenstock in der Hand. Obwohl nicht anzunehmen war, daß man in diesen Gegenden die Persönlichkeit des Fürsten kannte, hatte Emich vorsichtshalber seine Frisur geändert, ließ sich den Vollbart stehen und trug eine Brille. So sah er in der That wie ein junger deutscher Gelehrter aus — und wo er einkehrte, da freuten und wunderten sich die Leute, wie gut die fremden Herren die Landessprache beherrschten.

Mac Lewleß war in diesen Tagen nicht Seiner Durchlaucht Adjutant, sondern lediglich der alte Freund und Dußbruder Emichs. Daß er trotzdem auf dieser Herbstfahrt eine recht verantwortungsreiche Stellung einnahm, verhehlte er sich freilich keinen Augenblick; die Abschiedsworte des alten Beresco: „Sie haften mir für den gnädigen Herrn, lieber Major!“ wollten ihm nicht aus dem Kopf. Er war daher sehr froh, daß Emich sich überreden ließ, einen Führer zu nehmen, der auch für das auf das Allernotwendigste beschränkte Gepäck zu sorgen hatte. Dieser Führer hatte sich ihnen bereits auf der Grenzstation angeboten; er hieß Stenko, kannte Weg und Steg auf das beste und bewährte sich trefflich.

Es war ein prächtiges Wandern und ein lehrreiches zugleich. In der That — jetzt erst lernte der Fürst sein Land vollends kennen. In der Schenke und in den Bauernstuben saß er mit dem niedern Volk am Tisch und ließ sich erzählen — und wie aufmerksam hörte er zu! Im allgemeinen schien man zufrieden zu sein; man schimpfte freilich noch immer auf die selbst den Fleißigsten arm fressenden, verdamnten Steuern, aber das neue Gesetz bot doch wenigstens eine Hoffnung auf Besserung. Da hatte der Fürst einmal gezeigt,

daß er ein ganzer Kerl war! Auf den Fürsten ließ man nichts kommen. Hundert Anekdoten wurden von ihm erzählt; ein ganzer Mythenkreis schloß ihn ein. Nur hin und wieder fiel ein abfälliges Wort. In den Silberwerken von Duschka wühlten die Sozialisten. Da hatte man die Ausweisung Polziens und die Unterdrückung der „Volksstimme“ noch nicht vergessen, und der Fürst bekam manche Bitterkeit zu hören. Was Emich indessen am meisten in Erstaunen setzte, war die überall in hellen Flammen aufschlagende Wut gegen die Sueben. Nicht der Russe und nicht der Türke, sondern der Suebe war heute der Erbfeind. Die Grenzfrage wegen des Ratschali-Passes regte die Bevölkerung maßlos auf. Warum machte die Regierung nicht einmal kurzen Prozeß und legte die Hand auf das, was den Illyriern zu Recht gehörte? Warum schlug sie nicht auch auf die Klinge — wie drüben der dicke König, dem man schon heimleuchten wollte, wenn er es wagen würde, seinen Fuß auf illyrischen Boden zu setzen! Warum nicht? — Man schrieb dem Fürsten die Antwort ins Ohr — empört, fluchend, in tiefer Seele erbittert: Weil die Minister vor Rußland Angst hatten! So war's! Immer dieses Sichbücken vor Rußland! Immer die Sorge, dem Zaren nicht zu nahe zu treten, der die eine Hand nach Illyrien hinstreckte, die andere nach Suebien! Zum Teufel, es war endlich einmal an der Zeit, sich auch von diesen Fesseln frei zu machen! Die Minister waren eine feige Gesellschaft — konnte der Fürst nicht ein Nachtwort sprechen, wie damals bei dem Steuergesetz?!...

Fürst Emich lernte sein Land kennen. Von Kloster Došniec aus, dem altberühmten, dessen gigantische Kletterrose am Nordturm noch von Stephan dem Großen erzählen konnte, der hier nach der Schlacht auf den Mudirischen Feldern das Abendmahl nahm, ging es hinauf in die Berge und hinein in die Eichenwälder und die Olivenhaine, in dunkel



verschlungenes Dickicht, in eine geheimnißvoll romanzösche Welt. Da rauschte der Wilbbach und grub sich durch gährende Klüfte Bahn, und lachende Seen umspülten Ufer voll Wiesengrün, und die Schluchten mit ihrer tausendfach verschlungenen und verästelten wilden Flora glichen riesigen Blumenkörben, die mit ihrem Dufte die Berge erfüllten. Aus der Erde schürste man die Erze der Tiefe; da gab es Zink- und Schwefelminen und Lager von Blei, Kupfer, Gips, Salpeter und feuerfestem Ton. Emich sah erst, wie reich sein Land war; aber bisher hatten die Mittel gefehlt und auch die praktischen Kräfte, alle diese Schätze zu heben, und vielfach waren Minen und Gruben an ausländische Gesellschaften für ein Spottgeld verpachtet worden . . . Dann wieder hinab zu Tale, in das Flußgebiet des Jadaß, wo mächtige Kukuruzfelder sich ausdehnten, über grüne Weiden mit allen möglichen Orchideenarten, Ruckfußblumen, Herbstzeitlosen und wildem Knoblauch, durch ganze Wälder von Pflaumenbäumen, die den Sliwowiz lieferten, durch kleine Dörfer, von Gärten umzogen, in denen zu goldenen Haufen Melonen und Kürbisse reiften . . . Und abermals veränderte sich die Landschaft. In dem Winkel, wo sich der Jadaß mit der Sareb vereinigte, näherte man sich der rumänischen Grenze. Der Weg stieg wieder an; Bergketten schoben sich kullissenförmig ineinander; Lorbeer und Myrte gesellten sich zu Weiß- und Schwarzdorn, dem Brombeergebüsch und dem dichten Garn von Ginster, Clematis und wildem Wein, das sich durch die Wälder spann — — und plötzlich standen die Touristen am Höhenrande eines Talleffels, der eine verzauberte Welt einzuschließen und in dem noch der Lenz wachgeblieben zu sein schien.

Das war Krotowo, das schon zu römischer Zeit als Mineralbad sich hohen Rufes erfreute, heute aber trotz der zauberischen Reize seiner Natur nur wenig besucht wurde, weil es allzuweit abseits der großen Heerstraße lag . . .

Hier wollte man ein paar Tage rasten. Emich war entzückt von diesem lauschigen Rosenneß, denn hier blühten die Rosen noch und die Wiesenhänge waren bedeckt mit Vergißmeinnicht, Euphorbien, Ehrenpreis und Schlüsselblumen. Tief unten im Tale lag der kleine Badeort: ein paar freundliche rotbraune Häuser, umschattet von mächtigen Eichen, aus deren Grün eine marmorne Kuppel emporstieg.

Und in dieser weltentlegenen, blumenduftenden Einsamkeit vollzog sich das Herzensschicksal Emichs. „Krotowo“ hieß das Stichwort, das den alten Beresco veranlaßt hatte, dem Harun al Raschid-Plan seines jungen Fürsten die Zustimmung zu geben. Durch seine Agenten in Bukarest wußte er, daß die Erzherzogin Marie zu einem Besuche am dortigen Hofe eingetroffen war. Nun war in der rumänischen Hauptstadt jedoch unvermutet die Diphtherie ausgebrochen, und infolgedessen gedachte Königin Elisabeth sich mit ihrem Gaste in die Berge nach Schloß Pelesch zurückzuziehen. Jetzt aber flogen Depeschen zwischen Madedje und Garica, Bukarest und Wien hin und her. Statt nach Pelesch siedelte man nach dem Kastell Elena über, einem reizenden Felsenschloßchen dicht an der illyrischen Grenze, und es war eigentlich ganz selbstverständlich, daß hier die alte Gräfin Törky, die Begleiterin der Erzherzogin, ihrer jungen Herrin gelegentlich vorschlug, einen Ausflug von einigen Tagen nach dem berühmten Krotowo zu unternehmen, seinen Eichenwäldern und alten Ruinen und jener oft beschriebenen „Eishöhle“, die einem Märchen aus Tausend und Einer Nacht gleichen sollte.

Beresco war geübt in Intrigen und im diplomatischen Komödienspiel. Er hatte sich auch diesmal nicht verrechnet. Er kannte die kleine Österreicherin, ein frisches Mädelschen mit dem niedlichen Gesicht einer Wiener Soubrette, kannte die schlaue Törky und wußte, daß er in Stenfo, dem Führer, einen ausgezeichneten Geheimagenten besaß, der ihn auf



dem laufenden halten würde. Und so geschah es denn auch. Schon das erste Telegramm Stenkos konnte er mit behaglichem Schmunzeln lesen. Es lautete: „Drei Waggonn Korinthen im Rollen.“ Das hieß nämlich nichts anderes als: „Die Bekanntschaft ist vermittelt und scheint zum Ziele zu führen.“ Dann trafen Tag für Tag ähnlich geheimnisvolle Depeschen in Madedje ein und schließlich ein Telegramm des Fürsten selbst, in dem er seinem alten Minister seine Verlobung mit der Erzherzogin anzeigte.

Es hatte sich alles von selbst ergeben. Die Jugend hatte wieder einmal gesiegt, und der greise Menschenkenner in Madedje konnte triumphieren. Aber auch Emich war glücklich. Vor dieser „Konvenienz-Ehe“ hatte er sich gefürchtet, und nun regte sich doch sein Herz, wenn auch ganz anders als damals im Schlosse zu Stenzig, da er ein blutjunges Bürschchen gewesen war und nicht hatte schlafen können, so gewaltig hatte die Liebe gebrannt. Heut war es keine tolle Leidenschaft mehr, nur eine herzliche und innige Neigung zu einem frohen Kinde mit frischer Lebenslust und gutem Humor. Ja, er war glücklich, weil auch er sich geliebt wußte und über seiner Zukunft endlich die Sonne schien.

Aber eines Tages stieg ein Wetter auf — drüben auf feindlicher Seite, wo immer die Wetter sich ballten. Sassenhausen erschien als Kurier der Regierung in Protowo und brachte schlimme Post. Suevien hatte einen Gewaltstreich begangen und jenen Teil des Matschali-Passes, der seit Jahren das Streitobjekt der beiden Reiche bildete, besetzen lassen. Die Anwesenheit des Fürsten in der Hauptstadt war unbedingt nötig.

Die Prinzessin weinte und schluchzte, als sie von ihrem Vielgeliebten Abschied nehmen sollte, und wollte sogleich mit nach Garica. Das ging nun natürlich nicht. Über Protowo war ein Hagel von Telegrammen herniedergeströmt. In Wien und Bukarest freute man sich, daß bei der geplanten

Marriage auch die Herzen mitsprachen. Die Veröffentlichung der Verlobung sollte in den nächsten Tagen erfolgen. Vor allen Dingen aber sollte die Erzherzogin schnell nach Wien zurück, denn der Troussseau mußte beschafft werden. Und von Garica herüber erscholl die Stimme Berescos. Es ließ sich nicht ändern: man mußte scheiden..

Die Abschiedsstunde kam. Aber nicht der Doktor Robertus verließ Krotowo, sondern der Fürst Emic. Aus allen Dörfern der Umgegend waren Deputationen entsandt worden und strömte das Volk herbei. Das kleine Rosental war mit Menschen überfüllt. Bauern zu Pferde, in ihren weißen Schaffelljacken, mit bunt umschnürten Fustanellen und flatternden Bändern an den Filzbaretts, bildeten das Gefolge Emichs, das ihn bis zur nächsten Bahnstation geleitete. Sein Infognito wurde nicht mehr geschont. Die Rückreise nach Garica glich einem Triumphzug.

In der Hauptstadt herrschte eine ungeheure Erregung. Der Gewaltstreich Sueviens hatte die Gemüther in Aufruhr versetzt. Als der Fürst vom Bahnhofe nach dem Palais fuhr, umwogten die Menschenmassen seinen Wagen, und in den Jubel, der ihn umbrauste, mischten sich wütende Drohungen gegen Suevien und den König Michael.

In der That — die Situation war kritisch. Emich wollte zunächst die Minister hören. Schon in der ersten Sitzung gerieten der Marquis Beresco und der General Berger, der Kriegsminister, scharf aneinander. Berger war unbedingt für die Kriegserklärung; Beresco wünschte ein Schiedsgericht anzurufen. Nur mit innerlichem Widerstreben stellte sich Emich auf seine Seite. Die Herausforderung Sueviens war so unerhört, daß auch er sie am liebsten mit dem blanken Stahl beantwortet haben würde. Aber er dachte an zwei in Tränen verschwimmende Schlehenaugen, und sein Herz wurde weich.



Auf das Herz des Verliebten hoffte Beresco. Seiner Überzeugung nach war die Zeit, mit Suevien abzurechnen, noch nicht gekommen. Auch schien ihm der Augenblick geeignet, einmal wieder dem Zaren die Freundschaftshand zu drücken, ohne daß man sich dabei etwas vergab, und ohne daß es etwas kostete. Rußland sollte der Schiedsrichter sein.

Die diplomatische Wendung, die man auf diese Weise der strittigen Angelegenheit gab, war einer der berühmten Schachzüge Berescos, war wieder einmal ein kleines Meisterstück politischer Kunst. Und um den Fürsten noch gefügiger zu machen und Emichs Kriegslust noch stärker abzdämpfen, war Beresco auf den Gedanken gekommen, die Heirat mit der Erzherzogin Marie nach Möglichkeit zu beschleunigen. Hatte der Fürst erst ein geliebtes Weib zur Seite, dann würde er es gewiß nicht so eilig haben, zur Waffe zu greifen.

Die offiziöse Zeitung Garicas verkündete triumphierend die einsichtige und maßvolle Haltung der Regierung in der schwebenden Frage. Das Kabinett von St. Petersburg hatte sich bereit erklärt, das Schiedsrichteramt zu übernehmen; aber es waren Berge von Karten und Plänen zu prüfen: daher konnten Wochen, vielleicht Monde verstreichen, ehe es zu einer Fällung des Urtheils kam.

Inzwischen sorgte Beresco dafür, daß der baldigen Hochzeit des Fürsten keine Schwierigkeiten in den Weg gelegt würden. Rußland, das eine Verbindung Emichs mit einer seiner Prinzessinnen lebhaft gewünscht, hatte sich anscheinend beruhigt, als ihm als Dank für die Übernahme des Schiedsrichteramts eine Hafenstation zugesichert worden war. In Oesterreich fanden Berescos Bemühungen freundliches Entgegenkommen — und Emich selbst wünschte nichts sehnlicher, als eine baldige Verbindung mit seiner geliebten kleinen blonden Prinzessin...

Aber es sollte nicht dazu kommen. Mitten in die Vorbereitungen zur Hochzeit fiel eine bedrohliche Nachricht. Vom Ratschali-Passe wurde gemeldet, daß die Sueben dort mit der Erbauung eines neuen Forts auf jenem Teile begonnen hätten, dessen Zugehörigkeit zu Suebien oder Syhrien noch nicht entschieden worden war.

Emich schäumte vor Grimm. In der schleunigst zusammenberufenen Minister Sitzung wurde beschlossen, zunächst in Petersburg anzufragen, ob das Schiedsgericht noch immer zu keinem Resultat gekommen sei.

Fast unmittelbar erfolgte die Antwort: Das Schiedsgericht könne aus dem vorliegenden Material nicht ersehen, welche Partei im Recht oder Unrecht sei, und richte an die Regierung von Syhrien die Bitte, es seiner Verpflichtungen zu entbinden.

Es lag klar zutage: Rußland wollte es auch mit Suebien nicht verderben und hatte eine Politik der Hinhaltung gespielt. Noch hielt sich Emich in der Gewalt. Man verzichtete höflichst auf eine fernere Intervention Rußlands, und dann wurde eine besondere Mission an den König Michael geschickt, die ihm den Vorschlag unterbreiten sollte: die Entscheidung über den Ratschali-Paß Deutschland, Österreich oder Italien anzutragen; doch müsse Syhrien darauf dringen, daß bis zum Rechtspruche der strittige Teil des Passes als neutraler Boden angesehen werde.

Die Gesandtschaft brachte einen niederschmetternden Bescheid zurück. Sie war nicht von König Michael, sondern von dem Minister des Außern und dessen rechter Hand, dem Staatsrat Polzien, empfangen worden: Man forderte, eine in der Hauptstadt Suebiens abzuhaltende Konferenz sämtlicher Balkanstaaten sollte über den Ratschali-Paß entscheiden, bis dahin aber der strittige Landesteil mit suebischen Truppen besetzt bleiben ...



Emich fluchte halblaut, als Maffeo ihm diese Meldung erstattete. Das kam einem Faustschlage gleich! Nicht die verlangte Konferenz berührte die Ehre Illyriens, wohl aber die kaltblütige Erklärung, daß Suebien den Fuß auf illyrischer Erde behalten werde. Suebien räumte nicht; es baute auch an seinen Forts lustig weiter. Suebien war sicher, daß die Balkankonferenz gegen Illyrien Partei nehmen, daß es Herr des Matschali-Passes bleiben würde. Und es mochte recht behalten, wenn Illyrien auch diese Demütigung einzustecken gewillt war. Denn an dem Ausgange der Konferenz ließ sich kaum zweifeln: Auf Illyriens Seite stand nur Rumänien — alle andern Völker, in erster Linie Rußland, waren Feinde des aufblühenden Reiches.

Der Telegraph rief die Minister zusammen. Der alte Beresco fuhr von Madedje auf einer Lokomotive nach Garica. Er trug ein Portefeuille mit Papieren bei sich, das er unter seinen verschlossenen grauen Überzieher geknüpft hatte. Als er das Konferenzzimmer des Schlosses betrat, sah er grade, wie die anwesenden Minister mit Begeisterungsrufen den Fürsten umringten und nach seinen Händen haschten. Von der Esplanade aus scholl das Geschrei des Volkes herauf; Extrablätter hatten soeben das Scheitern der illyrischen Mission am suebischen Hofe verkündet...

„Grüß Sie Gott, Marquis Beresco!“ rief der Fürst dem Eintretenden zu und streckte ihm die Rechte entgegen. „Sie sehen, wir haben bereits begonnen, und, dem Himmel sei Dank, wir sind einig! General Roskull versichert, daß die Mobilisierung in sechs Tagen beendet sein kann, daß unsere Magazine gefüllt sind und die Armee sich in schlagfertigen Zustande befinde. Daß der Generalstab wohlorganisiert ist, kann Ihnen Maffeo — kann besser ich selbst bezeugen. Finanzminister Somojesh erklärt, keine Bedenken zu tragen, unter den gegenwärtigen Verhältnissen seine Reserven anzugreifen,

und zweifelt gleich mir keinen Augenblick daran, daß die für morgen zusammenberufene Volksvertretung uns den erbetenen Kredit einstimmig bewilligen wird. Zum Schutze der Käsen stelle ich aus meiner Privatschatulle eine Million zur Verfügung. Sollen wir auch noch das Volk befragen, ob wir den uns angetanen Schimpf einstecken oder mit dem Schwert in der Faust beantworten wollen? — Hören Sie, Beresco, wie das Volk spricht!?"

In der That scholl in diesem Augenblick das tobende Geschrei auf der Esplanade wie Meeresrauschen im Sturme an.

Das Gesicht Berescos war unverändert geblieben, während der Fürst sprach. Nur einmal blitzte sein Auge nach der Stelle hinüber, auf der Maffeo stand. Er verneigte sich tief vor Emich.

"Ehe ich mir verstatte, meine Ansichten und Meinungen den Herren des Ministeriums vorzutragen," sagte er, "möchte ich Euer Durchlaucht um die Gnade bitten, mir eine kurze Unterredung unter vier Augen gönnen zu wollen."

Fast gleichzeitig erhoben sämtliche Minister die Köpfe; Sowojeß ließ ein leises Brummen hören, und Koskull schlug ärgerlich mit der Hand auf den Tisch. Maffeo biß sich auf die Lippen, und Falten der Sorge furchten seine Stirn.

Auch der Fürst war sichtlich überrascht, aber er öffnete sofort die Thür des anstoßenden Zimmers.

"Verzeihung, meine Herren," rief er. "Erzellenz Beresco — darf ich Sie bitten!..."

Die Thür schloß sich wieder: Eigenhändig löste Emich die Tragbänder der Portieren und ließ, um den Schall der Worte zu dämpfen, die Vorhänge fallen.

"So, lieber Marquis — nun sprechen Sie!"

Beresco knöpfte seinen Überrock auf und legte sein Portefeuille auf den Tisch.



„Durchlaucht,“ sagte er, „ich bin mir der Tragweite dessen, was ich vorzubringen habe, wohl bewußt — auch bewußt, daß ich meinem teuren Herrn und Fürsten einen großen Schmerz bereiten werde. Aber ich kann nicht anders: Ich erkläre mich gegen den Krieg!“

Emich war bleich geworden. Doch er schwieg. Er wartete auf die Begründung der ablehnenden Haltung Berescos.

Der Minister hatte seine Mappe geöffnet und legte dem Fürsten eine Reihe von Papieren vor. Sie enthielten eine Aufstellung über die Stärke der suebischen Armee, die in allen Teilen der illyrischen überlegen war. Doch das war noch nicht alles. So kriegsbereit war man jenseits der Grenze, daß das suebische Heer bereits in Illyrien einmarschiert sein mußte, ehe hier die Mobilisierung vollendet war. Und schon ein erster und zweiter suebischer Sieg würde die Vernichtung Illyriens bedeuten. Die Skipetaren in Albanien warteten nur darauf, bei der siegreichen Armee Söldnerdienste zu nehmen; die Moravier würden folgen — beutelustige Banditen, zitternd nach Gold und Schlachten; längst eifersüchtig auf Illyrien wegen der Festungen im Rhodogasgebirge waren auch die Montenegriener; und neigte sich erst das Fahnenglück auf die Seite der suebischen Völker, so würde schließlich auch der Russe nicht zögern und seine Macht in die Wagschale werfen...

Der Fürst hatte ruhig zugehört. Nun nahm auch er das Wort.

„Haben Sie Dank für Ihre klaren Darlegungen, Marquis,“ antwortete er, „Dank auch für Ihre ernste Mahnung, die ich, glauben Sie mir, wohl zu schätzen weiß. Aber ich muß Ihnen sagen, daß Ihre Gründe mich nicht überzeugen können. Oft genug hat eine kleinere Armee eine größere geschlagen. Wenn wir nun die ersten Siege feiern können — werden die Skipetaren und Moravier und Montenegriener sich nicht

uns zugesellen, statt den Sueben?! Und, Beresco, ich hoffe auf diese Siege! Haben die Sueben auch mehr Bataillone und Batterien als wir — in einem sind wir ihnen himmelhoch überlegen: der Kraft des Generalstabs. Strategie und Taktik aber entscheiden in den Kämpfen von heute zuweilen gewichtiger als die Gewalt der Waffen."

Der alte Beresco neigte den Kopf.

"Ansicht gegen Ansicht, Durchlaucht. Sie sprechen Hoffnungen aus, ich habe Zahlen angeführt. Noch etwas möchte ich hinzufügen. Als bei der Revolution Achtundsiebzig Rußland zu unsern Gunsten intervenierte, gab ich das Versprechen ab, in den nächsten zehn Jahren keinen Krieg ohne Einwilligung des Petersburger Kabinetts zu beginnen. Diese zehn Jahre sind noch nicht verflossen."

"Wohl aber ist Syrien inzwischen Fürstentum geworden, Beresco, und die Regierung der Monarchie als einer neuen Ordnung der Dinge kann unmöglich an die Versprechungen gebunden sein, die unter dem Druck der Revolution hierhin und dorthin gegeben worden sind."

"Das ist in gewisser Weise richtig, Durchlaucht, denn auch die Politik laßt zuweilen des Meineids der Verliebten. Aber vergessen Sie nicht, daß wir noch immer nicht so recht auf eignen Füßen stehen gelernt haben, daß wir den Rückhalt an Rußland noch immer nicht völlig entbehren können. Ich habe auch meine Agenten hier und da in den Landen, und in meinem Geheimschrank schlummert mancherlei, was außer mir nicht — viele wissen . . ." Er richtete sich straffer empor und erhob wie warnend die rechte Hand. "Durchlaucht, Rußland war Fürst Leopolds Freund, weil er ein Schwächling war — Ihnen aber großt Rußland, weil Sie ein Charakter sind. Keine Hand wird der Zar rühren lassen, wenn Suebien Sie besiegt. Im Gegenteil — man wird sich im Winterpalais eine vergnügte Stunde bereiten, wenn König Michael



in Garica einzieht, und wird es zu einer neuen illhrischen Revolution kommen lassen, um schließlich die eiserne Krone einem der Großfürsten auf das Haupt zu setzen, der dann nichts als ein Vasall Rußlands sein würde... Durchlaucht, ich begreife, daß Ihnen die Häuste zuken. Dennoch sage ich Ihnen: Warten Sie noch zwei, drei Jahre, bis wir fester im Sattel sitzen, bis wir keine Rücksichten mehr zu nehmen haben — dann schlagen Sie los! Heute aber — beißen Sie die Zähne zusammen und schlucken Sie die Demütigung hinunter! Ich werde dafür Sorge tragen, daß die Natschali-Frage auf politischem Wege aus der Welt geschafft wird. Sparen Sie sich die Revanche auf später!"

"Nicht auf später, Beresco! Suebien bestiebt uns und höhnt uns noch — sollen wir das schweigend dulden, weil wir uns fürchten vor seiner Übermacht?! Und sollen wir uns ewig am Gängelbande Rußlands leiten lassen?! Ich bin hergekommen, um mit ganzer Gewalt für die Freiheit Illhriens einzutreten. Das kann ich nur, wenn ich selber frei bin. Was nützt uns der 'Rückhalt an Rußland'?! Unser Konflikt mit Suebien hat es gezeigt. Ich lege meine Hände ins Feuer, Beresco: Rußland steht den Mächenschaften in Suebien nicht fern! Ich glaube Ihnen, wenn Sie sagen, daß man mich im Winterpalais hält, weil ich dem Zaren zu selbständig bin und die Reverenzen vor Fedor Konstantin vergaß. Glaube Ihnen, daß man in Petersburg auf mein Verderben sinnt. Nun denn, ich werde den Herren zuvor kommen! Ich werde auch das russische Joch abzuschütteln wissen — oder untergehen!..."

Nun spielte Beresco seine letzte Karte aus.

"Und die Durchlachtigste Braut?" fragte er lauernd.

Doch der Fürst ließ sich nicht beirren. "Beresco, ich bin auch nur ein Mensch," antwortete er. "Ich habe überlegt, ob wir die Hochzeit nicht beschleunigen können. Aber ich will

keine Kriegstraumung. Ich will als Sieger meine Braut heimholen — und mein siegreiches Volk soll Trauzuge sein. Nun genug der Worte!..."

Der Minister schaute in das Gesicht und das Auge des Fürsten. Da stand ein unbeugsamer Wille zu lesen, ein Wille, der nicht zu brechen war. Beresco versuchte keinen weiteren Einwurf; er wußte, es wäre unnütz gewesen. Sein Wort galt nicht mehr — er konnte gehen...

Mit Spannung hatten die Minister im Konferenzsaal die Rückkehr des Fürsten erwartet. Sowojek, der alte heimliche Gegner Berescos, lächelte hämisch: Ein Ahnungsgefühl sagte ihm, daß sich da drinnen im Nebenzimmer der Beginn einer neuen Ära vorbereite. General Koskull stand am Fenster und trommelte mit den Fingern wütend gegen die Scheiben. Schweigend, mit übereinandergeschlagenen Beinen, den Kopf auf die Brust gesenkt und das Antlitz finster, saß Maffeo in einem der hochlehnigen Sessel am Tische. Auch durch seine Seele zogen bange Ahnungen; er fühlte etwas von den Schauern des Kampfes, der ihm bevorstand...

Da hörte man nebenan die Portieren rauschen — die Tür öffnete sich. Der Fürst und Beresco traten in den Saal zurück, beide blaß und mit harten Gesichtern.

"Meine Herren," sagte der Fürst, "ich habe Ihnen zu meinem schmerzlichen Bedauern mitzuteilen, daß Seine Excellenz der Ministerpräsident Marquis Beresco sich von heute ab aus dem Staatsdienst zurückziehen will. Wie schwer es mir wird, die bewährte Kraft dieses großen Vaterlandsfreundes gerade in einer so verhängnisvollen Stunde verlieren zu müssen, brauche ich nicht noch zu betonen. Aber ich ehre die Gründe, die den Marquis Beresco nötigten, um seine Entlassung zu bitten, und ich trage mich mit der Hoffnung, daß er auch in der Einsamkeit seiner Berge an der Fortentwicklung Illyriens mit Rat und Tat Anteil nehmen wird.



Meine Herren, ich bitte Sie, die Häupter zu neigen vor dem Scheidenden: Ein Großer geht — aber die Spuren, die er gewandelt hat, verweht kein Sturm. Marquis Beresco, als äußeres Zeichen meiner Dankbarkeit ernenne ich Sie zum Herzog von Madedje."

Er umarmte den Alten und küßte ihn auf beide Wangen. Stumm zog Beresco die Hand des Fürsten an seine Lippen. Dann wollte er sprechen, aber es schien, als versagten ihm die Worte. Er stammelte nur, kaum hörbar:

"Gott schütze Illyrien! . . ."

Nun wandte er sich zum Gehen, während die Minister in ehrfurchtsvollem Schweigen am grünen Tisch stehen geblieben waren. Aber noch einmal stockte der Fuß des Alten.

"Maffeo," sagte Beresco, und Frage und Bitte und fast auch Drohung lagen im Ton seiner Stimme.

Maffeo sprang an seinen Vater heran und ergriff dessen Hände.

"Vater, laß mich auf meinem Platz!" rief er. "Das Land und der Freund halten mich fest. Du kannst nicht wollen, daß ich verleugne, was mir teuer ist! . . ."

Es zuckte und wetterte über das lederbraune Gesicht des Alten, doch er erwiderte den Druck der Hand seines Sohnes.

"So bleib!" hauchte er.

Hinter ihm fiel die Thür ins Schloß. Tiefe Stille im Zimmer, aber draußen, auf der Esplanade, erneuter tobender Volkslärm.

Der Fürst reckte sich.

"General Roskull," sagte er, "an Stelle des Marquis Beresco übernehmen Sie den Vorsitz im Ministerium. Formulieren Sie den Text der Kriegserklärung und lassen Sie die Pässe für den Gesandten bereithalten. Die übrigen Herren kennen ihre Funktionen. Ich bin für die Minister jederzeit ohne Anmeldung zu sprechen. Und nun an die Arbeit! . . ."

Auf den flachen Ruppen, die die Talmulde von Valenta umgaben, hatten sich die Illyrier verschanzt und erwarteten die suebische Armee. Es war Anfang März, und der Frühling zog schon über die Berge, hatte den Schnee zum Schmelzen gebracht und trieb die Wasser der Sareb in langen, schäumenden Bogen durch die Ebene. Bei Valenta theilte sich der Fluß und bildete eine kleine, bewaldete Insel; das Dorf lag ihr gegenüber am Rande ausgedehnter Moor- und Sumpfstrecken, welche die illyrische Position schützten.

Der Marquis Veresco hatte mit seiner Prophezeiung recht gehabt. Ehe General Roskull seine Mobilisierung beenden konnte, hatte die suebische Armee bereits die illyrische Grenze erreicht und rückte in Eilmärschen gegen Garica vor. Aber auch Fürst Emic war seines Generalstabs sicher. Auf eine suebische Invasion war man vorbereitet und der Plan, wie ihr am zweckmäßigsten zu begegnen sei, längst entworfen. Die beiden Festungen an der unteren Sareb hielten den Vormarsch des Feindes auf; ein paar kräftige Ausfälle splitterten die Linie des Heeres in drei Teile. König Michael, der die Oberleitung seiner Armee übernommen hatte, mußte sich zu einer langen und zeitraubenden Umgehung des Festungsterrains entschließen, um seine Truppen wieder zusammenziehen zu können. Inzwischen war es General Roskull möglich geworden, den Aufmarsch des illyrischen Heeres zu vollenden. Die Hauptarmee, das mittlere Korps, befehligte Fürst Emic selbst. Er nahm hinter den Schanzen von Valenta Aufstellung, während die, in der Hauptsache aus Kavallerie bestehenden beiden andern Korps im Osten und Westen die Flanken der Mitte zu decken hatten. Diese Korps, von den Generälen Berger und Dimitrowicz kommandiert, lieferten in leichter Plänklerarbeit den Sueven



die ersten Gefechte. Abermals zeigte sich hier die Überlegenheit der illyrischen Taktik. Die Generalstabskarten der Sueben erwiesen sich als mangelhaft. Zwei Bataillone suebischer Scharfschützen und ein Artillerieregiment gerieten infolge der Unzuverlässigkeit der den Führern mitgegebenen Karten in den Engpaß von Slivniza und wurden dort völlig zerrieben.

Im großen Europa erregte der Illyrisch-Suebische Feldzug wenig Interesse. Bismarck sprach im deutschen Reichstage sein berühmtes Wort von „dem bißchen Illyrien“ und meinte bei Gelegenheit eines parlamentarischen Frühstüppens: Wenn der „Leutnant Schöningh“ da unten seine Pflicht tue, sei es unrecht, ihn daran hindern zu wollen . . . Mit um so größerer Spannung verfolgte man in den Balkanstaaten die Entwicklung des Feldzuges. Feinde besaß das junge Fürstentum Illyrien ringsum; doch diese Feinde hüteten sich, in die Aktion einzugreifen, ehe es möglich war, die Entscheidung zu überblicken. Und gönnte man auf der einen Seite Illyrien auch eine gehörige Schlappe, so war man andererseits des russischen Einflusses müde und verhehlte sich nicht, daß er durch den Sieg Illyriens leicht ins Wanken kommen könne. Aber auch Rußland war auf der Hut und stand schon auf der Lauer, im geeigneten Augenblick einzugreifen. Von Beginn des Feldzugs ab weilte der Staatsrat von Polzien in strengstem Inkognito in Petersburg. Auf die Entwicklung des Krieges hatte er keinen Einfluß. Doch heute weiß man, daß dieser genaue Kenner Illyriens die Niederlage des suebischen Heeres ahnte und daß er grade im Siege Illyriens den Triumph seiner Sache sah — wie man heute auch weiß, daß damals schon das verhängnisvolle Gegenpiel des alten Beresco begann . . .

. . . Im Dorfe Valenta, dessen ärmliche Lehmhütten sich an die Hänge der Kuppen lehnten, herrschte das bewegte Leben eines Feldlagers. Die Truppen kampierten teilweise

auf den Straßen; hier flammten die Kochfeuer, über denen riesige Kessel hingen. Marktetender zogen umher, Zigeuner boten gestohlene Hühner und Gänse zum Kauf an; Geschrei und Gelächter scholl durch die Gassen, dazwischen auch die Töne der Trommelslote und der mandolinenartigen Gusla. In der Ründung eines Torwegs spielten ein paar Soldaten auf einem leeren Sliwowizsack Karten, und durch die weit geöffneten Türen der kleinen Schenke sah man, daß drinnen ein Schwarm Heibuden mit drallen Mädeln den Stratzpötkä tanzten, während ein zerlumpter Walache dazu den Dudelsack bließ.

Oben auf den Anhöhen lugten über die Schanzendeckung die Eisenstücke der illyrischen Artillerie. In der Ebene dahinter lagerte die Hauptarmee in Erwartung des Feindes. Hier befand sich auch, zwischen vier alten verkrüppelten Weiden, das Zelt des Oberstkommandierenden.

Der Fürst stand vor einem Tische, auf dem eine große Karte lag, über die er sich im Augenblick tief geneigt hatte, um den ihn umgebenden höheren Offizieren die Route zu erläutern, die seiner Vermutung nach die feindliche Armee allein einschlagen konnte.

„Sehen Sie hier, meine Herrn,“ sagte er, „das ist der Weg Bergers. Berger hat die im Defilee von Sliwniza geschlagenen Truppen vollkommen zerstreut; sie irren im Gebirge umher. Eine Verfolgung würde zu viel Zeit erfordern, die Berger nötiger brauchte; denn er soll den Pelim-See umgehen, um sich hinter dem Rücken der feindlichen Armee mit dem Korps Dimitrowicz zu vereinigen. Von Dimitrowicz fehlen noch die Depeschen. Seine Aufgabe ist, sich zwischen das Gros und die Reserven König Michaels zu schieben und durch geschickte Bewegungen die letzteren so nahe an Bergers Korps heranzudrängen, daß sie vom Gros abgeschnitten werden müssen.“



Eine eintretende Ordonnanz unterbrach den Vortrag des Fürsten. Der Kurierdienst war ausgezeichnet geregelt; eine große Anzahl Stafetten traf täglich im Hauptquartier ein und erleichterte die Aufklärung.

Emich riß das Kubert auseinander, das die Ordonnanz ihm reichte.

„Sieh da, — das ist wichtig! . . . Messieurs, es kann noch in der Nacht zum Tanze kommen. Die Spione von drüben sind unzuverlässige Leute; wir bieten ihnen ein paar Dukaten mehr, und da kommen sie lieber zu uns. Also, meine Herrn, die Avantgarde der Sueben steht drei Meilen vor uns, und noch ahnt man drüben nichts von unsrer Aufstellung. Man weiß lediglich, daß wir die Defensivbeibeibehaltung wollen. Ja wohl“ — und er lachte heiter auf — „beibehalten, aber nur so lange es uns beliebt! . . . Was gibt es, Mac Lewles?“

Der Major war in das Zelt getreten.

„Durchlaucht vergeben, wenn ich störe: die Dritte Sanitätskolonne ist eingetroffen, zugleich mit dem Wagenzug der Freiwilligen Krankenpflege . . .“

„Das ist Sache des Obersten Dvernicki . . .“

„Sehr wohl, Durchlaucht, — aber bei der dritten Kolonne befindet sich auch eine Dame, die“ — das Gesicht des Majors färbte sich mit heißer Röte — „untertänigst um kurze Audienz bitten läßt.“

Der Fürst wurde ungeduldig.

„O Himmel, nur keine Damen im Feldlager!“ rief er. „Eine Pflegerin aus der Aristokratie? Vielleicht Witra Sassenhausen — es sähe ihr ähnlich“ —

„Nein, Durchlaucht, — es ist die Komteß Wiesel,“ antwortete Mac Lewles ruhig.

Emich trat einen Schritt zurück; auch sein Antlitz rötete sich.

„Ruth, Gerald?! — Ruth?! . . . Versteh ich dich recht? Ruth Wiesel hier?!“

„Komteß Ruth, Durchlaucht,“ bestätigte Mac Lewleß. „Ich habe sie selbst gesprochen. Sie ist unmittelbar nach Beginn des Feldzuges von Breslau abgereist, hat in Bukarest ganze Wagenladungen mit Verbandstoffen erworben und hofft, daß Sie ihr verstaten werden, sich unsrer Krankenpflege zu widmen.“

Emich schüttelte noch immer den Kopf.

„Das ist Ruth — ganz Ruth!... Selbstverständlich, daß ich sie empfangen muß. Es ist jetzt drei Uhr; bitte sie, sich um Vier in meinem Zelt einzufinden. Und Sorge für ihre Unterkunft. Oberst Dwernicki soll sich ihrer besonders annehmen.“

Er wandte sich wieder an den Kartentisch und seine Offiziere zurück. — —

Am Nachmittage begann es neblig zu werden. Aus der Sareb stiegen graue Schatten auf, und über die schwarzbraunen Sumpfstrecken mit ihren grünlich schillernden Lachen und Kanälen huschte und flatterte es, ein ganzes Heer von Nachtgespenstern, das sich ausbreitete und ein großes Schleiertuch über die Landschaft deckte. Im Dorfe war der Lärm verstummt — das fröhliche Lagerbild wie durch eine Riesensaust fortgewischt von der Erde. Ein Armeebefehl hatte tiefste Stille angeordnet. Cymbal und Gusla und Trommel flöte erklangen nicht mehr, kein frohes Gelächter, Schimpfen und Fluchen und Schreien — — es war, als schritte der stumme Tod im Nebel daher und rührte mit eifriger Hand an allem Lebendigen.

Ein düstere Bild. Im grauen Gebräu nur ein schattenhaftes Hin und Her. Dann und wann ein gedämpftes Kommando, leises Waffentirren oder aus der Höhe der mistönige Kreischlaut eines über den Sumpf streichenden Reihers...

Auf dem großen Tische im Fürstenzelt standen ein paar Leuchter mit brennenden Kerzen. Sie erhellten wenig. Es



war ein unruhiges, flackerndes Licht, das den Augen Ruths weh that und über ihr Gesicht rasch aufzudende und wieder verwehende gelbe Reflexe warf.

Es war noch immer dasselbe schöne, stolze und vornehme Antlitz, das Emich bei seinem Abschiede von Klempin zum letzten Male gesehen hatte. Ernster geworden und reifer und frauenhafter, gleich der ganzen Erscheinung, die etwas wie Weltflucht und klösterliche Einsamkeit auszuströmen schien, ein Hauch stiller und demütiger und doch nicht unfroher Resignation.

Sie saß auf einem Feldsessel dem Fürsten gegenüber. Er mußte sie immer wieder betrachten; — das dunkle Haar, das sonst in freiem Gelock ihre Stirn umspielt hatte und sich nun in schlichter Scheitelung unter der großen Flügelhaube hervordrängte — die glänzenden Augen, die mit freundlichem Ernst zu ihm hinüberschauten — die köstliche Gestalt, von dem Gewand der Entsagung umschlossen, dem nur eines zum Schmucke diente: das weiße Malteserkreuz auf der Brust.

... „Daß ich dich noch einmal in Syrien wiedersehen würde, Ruth,“ sagte der Fürst, „hätte ich mir niemals träumen lassen — wahrlich, nie! Aber ich freue mich von Herzen, daß du den Entschluß gefaßt hast, uns in der Pflege unsrer Verwundeten hilfreiche Dienste zu leisten — und ich danke dir auch dafür.“

„Danke nicht, Emich,“ entgegnete sie; „es ist mir eine liebe Pflicht — und auch mehr, ich gesteh’ es dir zu. Ich bedurfte des Herausreißen aus einer Tätigkeit, die auf die Seele wie Balsam wirkt, in ihrer Eintönigkeit aber doch auch wieder zur Ermüdung führt... Mißversteh’ mich nicht, Emich,“ fuhr sie unter raschem Erröten fort, als sie sah, daß der Fürst mit einer Bewegung freudigen Staunens den Kopf erhob; „ich sehne mich nicht etwa wieder nach den Freuden der Welt zurück — o nein! — Ich bedurfte nur

einer äußeren Abwechslung, einer Nervenfrischung, und die hat mir schon die Reise hierher geboten."

"Ich begreife, Ruth — aber ich fürchte, daß die Entbehrungen der Campagne zu deiner Erholung auch nicht gerade beitragen werden."

"Erholung — — wer spricht davon! Ich bin ja doch nur glücklich in der Arbeit. Nein, Emich, du verstehst mich immer noch nicht. Du — aber lassen wir das! Ich werde auch hier meine Pflicht tun wie daheim; du sollst zufrieden mit mir sein . . . Emich, ich bin über Wien gefahren und habe mir eine Audienz bei der Erzherzogin Marie erbeten."

"Ah," rief er, und nun lachte sein Gesicht und seine Augen wurden glänzend, "du warst bei ihr — warst bei meiner Braut?!"

"Ja — und habe dir natürlich tausend Grüße zu bestellen. Am liebsten hätte sie mich begleitet . . ."

"Aber das läßt die Neutralität des Kaiserreichs nicht zu," fiel Emich ein, und seine Stimme klang ein wenig bitter. Doch er änderte sofort den Ton: "Wie gefällt dir Marie?" fragte er.

Sie umging die Antwort. "Nun weiß ich, daß du glücklich bist," sagte sie.

"Ja, Ruth — ich bin es."

"Und konntest auch nur so ein kleines süßes rosiges Geschöpfchen lieben. Denn im tiefften Kern deines Wesens lag doch immer das Frohe und Heitere, das deinem Empfinden Stimmung gab. Und auch, daß deine Marie keine herbe Natur ist wie ich — auch das ist gut für dich, denn dein starker Eigenwille hätte kein Weib ertragen, das nicht — dir zu Willen wäre . . . So ist alles ausgeglichen, was zwieträftig war, und gottlob, wenigstens einer von uns viere hat zur Höhe gefunden . . ."

Es war sehr still, nicht einmal der Schritt der Schildwache draußen zu vernehmen. Emich konnte jedes Wort Ruths verstehen, obwohl sie fast flüsternd sprach.



„Von uns viere?“ wiederholte er fragend.

Sie nickte. „Du, ich, Riegow und Mac Lewieß.“

„Wo ist Riegow?“

„Auf Reisen. Und er wird nicht wieder zurückkehren. Er kam zu mir nach Breslau und bot mir von neuem seine Hand an. Ich sagte nein und lachte. Mein Lachen ließ ihn erbleichen. Vier Wochen später verkaufte er seine Kottauer Herrschaft und reiste nach Japan...“

Emich suchte in den Zügen Ruths nach dem Reflex einer Seelenregung. Aber dies schöne Sphinggesicht war ruhig und gleichmäßig geblieben...

„Und Gerald?“ fragte er. „Du hast Mac Lewieß gesprochen? Wie fandest du ihn?“

Jetzt erst schien es dem Fürsten, als bläse es im Auge Ruths auf: ein warmer Strahl, ein Stück Sonne, das den Nebel zu verscheuchen schien. Und dann erhob sie mit sanfter Bewegung die linke Hand, strich über das Kreuz auf ihrer Brust, neigte den Kopf ein wenig und sagte gleichgültig:

„O, ich finde, er sieht trefflich aus...“ Nichts weiter. Sie erhob sich und reichte dem Fürsten die Hand. „Ich will zu meinen Leuten zurück, Emich. Es gibt noch viel zu schaffen. Ich höre, ein Kampf steht bevor.“ Sie drückte fest seine Rechte. „Mein Gebet wird bei euch sein...“

Draußen schritten, leise plaudernd, ein paar Offiziere im Nebel auf und ab.

„Oberst Dwernicki!“ rief der Fürst hinaus. Der Gerufene sprang herbei. „Haben Sie die Güte, die Gräfin Wiesel zu ihrer Kolonne zurückzuleiten.“

Der Oberst verneigte sich und reichte Ruth den Arm.

Emich trat wieder in das Zelt und schlug die Leinwand zu dem Nebengelaß auseinander. Dort saß Mac Lewieß vor einem roh gezimmerten Tische und hatte den Kopf auf die Arme gelegt.

„Hast du unsre Unterredung gehört, Gerasd?“

Mac Lewleß erhob sich langsam. „Jedes Wort, Emich; du hattest mir befohlen, hier zu bleiben, und die Zeltwand ist keine Mauer. Ich mußte euch hören. Aber es hat mir wehe getan. Wenn sie spricht, bäumt sich mein Herz.“

„Also alles wie früher, Gerasd?“

„Ich bin keine Natur, die sich modelt. Ich kann vergessen, doch nicht verschmerzen. Die alten Wunden brennen wieder.“

Der Fürst schlang seinen Arm um die Schulter des Freundes.

„Gerasd, hör' zu. Erschrick nicht und jauchze nicht. Was ich dir sage, ist keine Gewißheit, sondern nur ein unbestimmtes Ahnen... Sie kam hierher — um deinetwillen!“

Als habe Mac Lewleß ein Faustschlag getroffen, so zuckte er zusammen, mit großen Augen Emich anstarrend, kaltig im Gesicht. Und plötzlich warf er sich, im Ungestüm leidenschaftlich erwachender Hoffnung, an des Fürsten Brust. Er wollte sprechen, fragen, Erklärungen fordern, aber da klirrte es vor dem Zelteingang und Stimmen wurden laut. Emich riß die Leinwand zurück und trat hastig in den vorderen Raum.

Sassenhausen stand salutierend, in beschmutzter Uniform und anscheinend zu Tode erschöpft, vor ihm.

„Durchlaucht, melde ganz gehorhamst, daß die Patrouille geglückt ist. Die Vereinigung der Korps Berger und Dimi-trowicz hat stattgefunden; die Reserven des Feindes sind nach den Rhodogasbergen zurückgedrängt worden. Der Nebel ist uns günstig. Das Gros der Sueben hat kaum eine Meile von hier, unweit des Marktfleckens Jübaschi, Lager bezogen und ahnt nichts von unsrer Stellung. Nichts, nichts, Durchlaucht — wie eine Hammelherde laufen die Kerle in ihr Verderben — — Verzeihung!“ und er schlug sich auf den Mund.

Der Fürst lachte. „Ich verzeihe... O du segensreicher Nebel — halt aus bis zum Frührot — und dann mag uns die Sonne leuchten!... Saß, du siehst toll aus!“



„Durchlaucht — elf Stunden zu Pferde —“  
„Trink!...“ Emich reichte dem Patrouillenoffizier den auf dem Tische stehenden gefüllten Feldbecher.  
„Gehorsamsten Dank. Auf Euer Durchlaucht Wohl...“  
„Und auf das deiner Mitra!... Saß, jetzt mag sie an dich denken. Hast heiße Sehnsucht im Herzen — ich glaub's. ... Ach, mein Junge, es geht dir wie mir!...“

Ein Hahn krächte... Im Röhricht am Moor erwachte das Leben: Zirpen, Schreilaute, Hämmern und Zwitschern. Ein Schwarm Trappen strich auf... Noch immer hingen die Nebelschleppen dicht über der Erde. Aber sie waren nicht mehr grau. Ein flimmerndes Licht schoß in sie hinein, eine rote Lohe: der erste Gruß des neuen Tages...

An der vordersten Linienreihe der Tranchen hörte man das Knattern einer Flintensalve, — ein paar kurze Anrufe — dann wieder das Kommando „Feuer!“ und abermals knatterndes Gewehrfeuer. Das ging rasch vorüber. Zu sehen war in den roten Dünsten, die schwer und dick über die Erde strichen, so wenig wie zuvor.

Ein kleiner Schwarm Reiter, suebische Aufklärer, die das Gelände sondieren wollten, jagte in rasender Karriere nach der Vorhut der Armee zurück. König Michael schlief noch, aber er wurde unsanft geweckt. Bei Valenta hatte sich der Feind verschanzt! Wo?! Bei Valenta! — König Michael in Unterhosen und noch, ach, wie verschlafen, ließ sich von seinem Adjutanten die Karte unter die Nase halten. Valenta — da lag's! Heilige Panagria, da hatte man ja den Feind dicht auf dem Leibe! Und wußte nichts davon... König Michael brüllte, daß die Zeltwände zitterten. Den Kommandeur der Avantgarde! Den Chef des Generalstabs! „Gummel, geb' Er mir meine Hosen!“ Dies galt dem Kammerdiener... Das Zelt füllte sich mit glitzernden Uniformen,

während sich der König einen Eimer Wasser über den kurzgeschorenen dicken Kopf gießen ließ. Dabei brüllte er immer noch. Warum wußte man nichts von den Stellungen des Feindes? Warum stand man wie ein Ochse vorm Scheunentor? — Der König liebte kräftige Ausdrücke . . . Allgemeines Achselzucken: der Rebel allein trug die Schuld, nur der Rebel, der verdamnte Rebel. Aber man mußte hindurch durch den Rebel, in Stücke mußte man ihn hauen — man mußte wissen, was sich alles hinter den Verschanzungen der Äthrier barg! Himmel Donnerwetter, warum umging man die Stellungen nicht?! Unmöglich: ostwärts riesige Sumpfstrecken, im Westen die Sareb mit ihren gesprengten Brücken . . . Neues Geflüche: dieser verdamnte Rebel! Dann eine kurze, inhaltschwere Generalstabsitzung . . .

Die Sonne wollte nicht Herrin des Rebels werden. Sie lugte schon über den Horizont und sandte goldne Pfeile in das dichte Gebräu, das sie purpurn färbte, das aber immer noch Moor, Tal und Heide füllte, eine glühende Wolkenschicht. Und durch diese rosige Lohe galoppierte ein Kavallerieregiment: König Michaels Leibpanduren sollten die Bresche legen. Sie wußten, es war ein Todesritt. Allen voran ein stattlicher Offizier, mit dem blanken Stahl gradeaus weisend — die Schenkel heran und nicht die Sporen geschoht — vorwärts in der Karriere — „Zivio! Zivio! . . .“

Der erste Anprall ist so furchtbar, daß die Postenkette der Äthrier über den Haufen geworfen wird . . . Aber nun gellen die Hörner und die Trommeln rasseln Alarm. Musketenfeuer von allen Seiten, ein unaufhörliches Anattern, dazwischen der dröhnende Einschlag der großen Eisenstücke. Verderben ergießt sich auf das prachtvolle Pandurenregiment; unter dem Speien der Geschütze sinken ganze Reihen danieder — aber die Überlebenden kämpfen mit Todesmut — ihre Säbel sausen herab — es ist ein Ringen und Würgen Mann gegen



Mann . . . Blutleuchtend quellen und wogen die Nebelmassen. Die Sonne ist höher gestiegen. Der rote Dunst lichtet sich und fliegt gleich brennenden Schwaden empor . . .

König Michael hält mit seinem Hauptquartier auf einer Anhöhe, dicht unter den still hängenden breiten Flügeln einer Windmühle. Er sitzt auf einem weißen Rosse mit Muschelzäumung und Purpurschabracke und hat ein Fernrohr in der Rechten, durch das er hinabspäht in den roten Nebel. Dieser Nebel ist nicht mehr undurchsichtig. Er gleicht nur noch einem feinen Schleier, den jeder Windzug in Fetzen zerflattern lassen kann . . . „Meine braven Panduren!“ stöhnt König Michael, das Glas am Auge; „sie kämpfen wie die Löwen — da — sind sie nicht schon an der Kehle der mittleren Batterie?! Ich seh’ ihre weißen Röcke leuchten — General Paszwan, werfen Sie die Infanterie im Sturmschritt nach! Reitende Jäger rechts und links zur Deckung ihrer Flanken! Die Illyrier schlagen Pontons über den Sumpf! Rasch, rasch, eh’ ihre Operationen beendet sind! . . .“

Katatata — der Sturmmarsch dröhnt! . . . Längst haben die Illyrier ihre Defensiv aufgegeben. Zweifellos, dem ersten Ansturm sind sie unterlegen: die Michael-Panduren haben im Kartätschenhagel der Batterie Wunder verrichtet. Und plötzlich schweigt das Dröhnen der großen Geschütze. Aus dem Defilee von Valenta quellen, ehe noch die suevische Infanterie Zeit zur Aufstellung gewonnen hat, ungeheure Menschenströme — eine glitzernde Schlange, die sich mit rasender Geschwindigkeit ausdehnt . . . Vom Moor herüber schallen gelle Kommandos, rasloses Hämmern, der klingende Einschlag der Arthiebe. Über diesem locheren, schwammigen Sumpf mit seinem grünlich schillernden Netz kleiner Kanäle wird es lebendig. Über diesen Sumpf rollen sich neue Menschenwogen, den Feind in der rechten Flanke zu fassen . . . Und auch linker Hand, über den Wogen der Sareb, wachsen

schwebende Brücken empor. Die Pioniere arbeiten, daß ihnen der Schweiß über die Wangen tropft. Die Kosak-  
Dragoner donnern über die Brücken; hinterher Kürassiere  
und ganze Fluten von Fußvölkern.

König Michael auf seinem weißen Rosse knirscht mit den Zäh-  
nen. „Wo kommen diese Bestien nur alle her? ...“ Verdamm-  
ter Rebel! Man hat die ganze Armee des Feindes vor sich...

Nun hat die Sonne ihre Macht erwiesen. In blendender  
Pracht steht sie am blauen Himmel. Kein Rebel mehr. Über  
dem weiten Schlachtfeld liegt goldner Glanz... Auf allen  
Seiten entspinnt sich der Kampf. Auch die illyrischen Bat-  
terien haben ihre Stellungen geändert; sie schützen den  
Aufmarsch an der Sareh, während vom Sumpfe aus schon  
die Bajonette der Leibgarde-Infanterie und des Regiments  
Fedor Konstantin herüberblitzen. Der Angriff gilt der rechten  
Flanke des Gegners... Es ist ein mörderisches Fechten.  
Dem „Zivio“ der Sueven schallt das „Zao“ der Illyrier  
entgegen und hüben wie drüben der Allahruf der eingestellten  
Mohammedaner. Brust liegt an Brust; in einem Anäuel  
menschlicher Leiber sieht man verzerrte Gesichter, geschwärzt  
von Pulverrauch und blutüberrieselt, glänzende Augen, aus  
denen die Mordlust strahlt... Es ballt sich zusammen; über  
zertretene Menschenleiber stürmt das Leben, das sterben will...

Bis zum Mittag schwankt die Entscheidung hin und her,  
auch die Sueven sind tapfer. Aber sie sind eingekeilt in ein  
furchtbares Dreieck, dessen eiserne Schenkel sie fester und  
fester umschließen. Nur die dritte Seite, die Rückzugslinie  
ist noch frei. Von dorthier erwartet man die Reserven. „Wo  
sind die Reserven?“ ruft König Michael; „Himmel und  
Hagel, wo stecken sie nur?!...“ Ja, wo sind sie? — Von  
den Generälen Berger und Dimitrowicz in die Schluchten  
des Rhodogazgebirges hineingeworfen, und an ihrer Stelle  
näher sich nun jene beiden Korps in vereinigter Kolonne



dem Rücken des Feindes, um auch die letzte Seite des Dreiecks zu schließen...

Die Mittagsglut scheint die Raserei der Kämpfenden noch zu steigern... Der Hügel, auf dem König Michael mit seiner Suite hält, wird immer mehr eingeengt von den Wogen der Schlacht. Aber der dicke König sieht es nicht oder achtet nicht darauf. Er keucht, stöhnt und flucht; seine Befehle überstürzen sich; seine an sich schon rauhe Stimme klingt nur noch wie ein Krächzen... Diesem Hügel entgegen sprengen die Gardeheiden Fürst Emich. Beim Rasseln des Sturmschlags folgt ein Regiment Infanterie. Wahnsinn — will man dem König selber zu Leibe?! — Ja, man will es! Fürst Emich galoppiert an der Spitze seiner Heiden. Er will den König fangen — und damit die Schlacht und den Krieg beenden und seinem Lande Ruhe schaffen...

Es ist keine Zeit zu verlieren. König Michael sieht die Gefahr nahen. „Die Reserven!“ schreit er noch einmal auf; dann jagt er davon und setzt sich an die Spitze der Tschegula-Reiter, seiner letzten intakt gebliebenen Kavallerie, deren Lanzenfähnchen wehen und deren Rüstung in die Sonne gleißt... „Zaó! Zaó!“ — Die Regimenter prallen aufeinander — ein wütendes Schlachten beginnt... Emich pariert seinen schäumenden Gaul mitten im Kampfgewühl. Seine Hiebe sitzen; sein Stahl trieft. Aber man hat ihn erkannt. König Michael zeigt ihn seinen Panzerreitern. Gebrüll und Geheul füllen die Luft, Dröhnen und Knattern; die Sonne hat sich umdüstert, wolkengleich weht der Pulverrauch empor... Zwei Schützen hat Emich zur Seite: Maffeo Beresco und Geraó. Sie wappnen seine Brust; ihre Klängen scheinen zu dampfen; jeder ihrer Hiebe bringt Tod.

„Sund!“ schreit Maffeo, und sein Stahl zischt auf einen Tschegula-Reiter hernieder, der sich dicht an den Fürsten herangedrängt hat und sein Pistol auf ihn abfeuert.

Auch Mac Demoleß schreit auf. Aber er kann nichts weiter tun, als Emich in seine Arme gleiten zu lassen. Der Fürst ist verwundet worden — eine Ohnmacht umfängt ihn . . .

Der Kampf braust weiter. Doch einer Insel im Strome der Schlacht gleicht jene Stelle, da der Fürst mit blutender Wunde liegt. Gerald hält Emichs Kopf im Schoße. Maffeo hat ihm die Uniform aufgerissen und versucht, das quillende Blut zu stillen. Ringsum haben die Gardeheiducken einen eisenstarrenden Wall gebildet, an dem sich die Flut der Feinde bricht.

Der Kampf braust weiter . . . Katatata — nun auch im Süden illhrische Hörner, Sturmschlag und schmetternde Fanfaren. „Die Reserven!“ jauchzt König Michael auf. Aber nein — er hat falsch gehört. Die Armeen Berger und Dimitrowicz sind es, die dem Feind in den Rücken fallen! Das eiserne Dreieck ist endlich geschlossen — die Zermalmungsarbeit beginnt.

Ein einziger Schrei des Entsetzens gelst über das Schlachtfeld. Dann eine tolle und wahnsinnige Flucht . . .

Die Wunde Emichs war nicht schwer. Sie war verheilt, als er den Waffenstillstand unterzeichnete, den König Michael zur Einleitung der Friedensverhandlungen angeboten hatte.

Dies geschah zu Gumurdja, einem Nest an der Grenze, mitten in den Morästen der Sareb, über denen beständig Wolken von Raben kreisten. Gumurdja war eine sogenannte Freistadt, ein neutraler Flecken, der bei der Grenzregulierung von 1878 vergessen worden war, eine Republik von drei Kilometer Umfang, die einen kleinen spitzen Keil in suebisches Gebiet hineinschob. Der alte Beresco, der den Fürsten in Balenta abholte, hatte vorgeschlagen, diesen Felsen Land den Sueben zu überlassen; man kam dem Besiegten mit Klugheit entgegen und forderte an Stelle jeder Kriegsentuschädigung nur eine unbedingte Anerkennung der Rechte Äthriens auf den Ratschali-Paß. So wünschte es Beresco,



und der Fürst erklärte sich einverstanden. Er wollte nichts als sein Recht, keine Demütigung des Gegners. Er bot König Michael die Freundeshand.

Das Hauptquartier und der persönliche Dienst waren in Valenta zurückgeblieben. Auch von der gegnerischen Seite wurde als Vertreter der Regierung nur Herr von Polzien erwartet. Diese Staatsaktion, die den Frieden auf dem Balkan wiederherstellte, sollte keine Augenweide für den Pöbel der Welt werden. Es war eine Versöhnung wie nach einem Zweikampf, und auch damit hatte der Fürst sich zufrieden gegeben, daß ein russischer Unterhändler, der General von Kaulen, als Unparteiischer fungierte. Emich wußte, daß sein Sieg den Panславismus von neuem gereizt hatte, und wollte ihm entgegenkommen. Rußland sollte gehört werden.

Man fuhr, nur begleitet von Bob, dem Kammerdiener, in einem Salonwagen von Valenta nach Gumurdja. Es war eine vierstündige Eilfahrt durch strömenden Regen, der einen rinnenden Schleier über die Fensterscheiben warf. Beresco und Emich saßen sich gegenüber, beide blaß: der eine von dem kaum überstandenen Wundfieber, der andre vielleicht von den Anstrengungen der letzten Tage, die sein hohes Alter spürte. Sie sprachen auch nicht viel miteinander. Es war alles abgemacht und alles in Ordnung, es war nichts mehr zu erledigen. Es war aber auch seltsam, daß Emich nicht froh sein konnte. Beresco hatte nach der Schlacht von Valenta darum gebeten, wieder seine alte Staatsstellung einnehmen zu dürfen, und ohne weiteres hatte Emich dem Wunsche nachgegeben. Doch er wurde das Gefühl nicht los, daß der alte Illyrier nicht mehr der alte Freund war. Jrgend etwas saß, stand, schwebte zwischen ihm und seinem Kanzler. Es lebte in der Luft und füllte sie mit einer feindseligen Strömung.

In der Dämmerstunde hielt der kleine Zug vor dem elenden Bahnhof, auf dessen Perron nur ein paar Petroleumlampen

brannten. Alles war abgesperrt. Emich empfand ein starkes Unbehagen, und es legte sich auch nicht, als General von Kaulen ihn mit noch einigen russischen Offizieren in großer Unterwürfigkeit empfing und sogar deutsch anredete. Diese russischen Herren ärgerten Emich. Er war darauf nicht vorbereitet; es wäre ihm doch lieb gewesen, hätte er sein Hauptquartier mitgebracht. Er hatte im allgemeinen wenig Sinn für eine große Feierlichkeit; immerhin — eine etwas stärkere Betonung seiner Stellung würde am Platze gewesen sein. Donnerwetter — er kam doch als Held und Sieger!...

Aber er schluckte den Ärger herunter. Ein paar Wagen hielten hinter dem Bahnhof. General von Kaulen entschuldigte sich wegen der jämmerlichen Gefährte — aber in dieser seltsamen Republik, und er lachte, kannte man die Kultur des Westens nur vom Hörensagen.

Es regnete noch immer. Emich, Beresco und Kaulen saßen in einem Wagen, einer riesigen sogenannten Viktoriachaise mit Polstern aus rotverblichenem Samt, der nach Mottenpulver roch. Man hatte die Fenster offen gelassen. Die Chaise rumpelte über schlechtes Pflaster und fuhr durch Wasserlachen. Man hörte das Klatschen und Spritzen. Pappeln huschten vorüber. Am Wege mußten auch Menschen stehen, doch in der Dunkelheit sah Emich nur schattenhafte Gebilde und vernahm ein leises Murmeln und Flüstern. Einmal erschien einer dieser Schatten dicht vor dem Wagenfenster. Dann rief eine heisere Stimme „Jaó“, und ein Brief fiel in den Schoß des Fürsten. Dann schien es, als werde der Schatten draußen zurückgerissen.

General von Kaulen stieß einen kurzen russischen Fluch aus. „Bettelei“, sagte Beresco und nahm den Brief an sich.

Eine Bettelei, wiederholte sich Emich. Derlei kam oft vor. Aber er spürte, wie sich plötzlich sein Herz zusammenzog. Er fühlte ein rasendes Bedürfnis nach freier Luft — ja, nach



Freiheit. Am liebsten hätte er die Tür aufgerissen und wäre hinausgesprungen und hätte nach Maffeo, nach Saß, nach Mac Demleß, nach seinen Getreuen gerufen. Dies Gefühl verstimmte ihn. Es war kindisch. Es war eine letzte Nachwirkung des Wundfiebers, eine krankhafte Angsthemmung. So ließ es sich deuten. Unsinn! Konnte er sicherer sein als hier auf neutralem Gebiet? Und saß nicht sein erster Minister neben ihm? Und wollte man nicht dem besiegten Feinde den Frieden diktieren?...

Nun floß heller Lichtschein in den Wagen. Vor dem Gasthofe des Städtchens standen Leute mit Fackeln. Sie flackerten sehr hoch; Emich sah niedrige Häuser, die vor der Helle zurückzuweichen schienen, und ein Gewimmel von Menschen. Das alles kam ihm merkwürdig unwirklich vor, und er sagte sich wieder, daß er doch noch immer an leichten Fieberfällen leiden mußte. Vielleicht war es auch die verdammte Sumpfluft, die ihm auf die Nerven fiel.

Ein roter Teppich war über die Straße bis an den Wagen gelegt worden. Emich hatte das Gefühl, in Blut zu treten. Dann versang sich sein rechter Sporn in einem Riß des Teppichs. Ein paar Arme fingen ihn auf.

„O — Euer Durchlaucht,“ rief eine scharfe Stimme, aber in heiterem Tonfall. Ein schlanker Mann, barhäuptig, eng in seinen schwarzen Überrock geknöpft, verneigte sich ehrfurchtsvoll. „Ich habe die Ehre, Eure Durchlaucht untertänigst zu begrüßen,“ sagte er.

„Guten Abend, Herr von Polzien,“ entgegnete der Fürst. Nun stockte sein Fuß nicht mehr. Eine Musikbanda mußte auf dem Platze stehen. Die illyrische Nationalhymne ertönte, dann die suebische; auch die Musik hielt auf Neutralität.

Der Wirt des Hauses war in schmierigem Frack. Er dienernte unendlich tief.

„Bob!“ rief der Fürst.

„Durchlaucht zu Gnaden?“

„Nicht erst auspacken. Ich denke, wir werden in zwei Stunden weiterfahren können. Ist die Bahnlinie nach Garica frei und können wir unsern Salonwagen behalten?“

Die Frage war an Beresco gerichtet. Der Herzog verbeugte sich stumm. Sein altes faltenzerrissenes Gesicht war weiß wie Linnen...

Der Eßsaal des Gasthauses war als Konferenzzimmer eingerichtet. Ein kahles Gemach mit niedergelassenen Rouleaus vor den Fenstern. Die Rouleaus bestanden aus Wachstafet; auf jedes war eine Alpenlandschaft gemalt, von einem knallblauen Rahmen umgeben. An einer Wand hing ein Abreißkalender. Auf dem langen Tische in der Mitte des Zimmers standen ein paar Armleuchter, die einer Kirche entnommen schienen, dazwischen Tintenfass. Vor einigen Plätzen lagen Papierbogen, Bleistifte und Federhalter.

Die drei Türen wurden geschlossen. Fürst Emic sah nicht, daß draußen vor jeder Tür einer der russischen Offiziere Wache hielt.

Nun waren die vier Herren allein: der Fürst, Beresco, der Geschäftsträger Sueviens und der General von Kaulen.

Herr von Polzien war sehr aufgeräumt. Er machte ein paar lustige Bemerkungen über die Umgebung, war aber von respektvoller Liebenswürdigkeit gegen Emich. Er schien jede persönliche Gegnerschaft vergessen zu haben.

„Beginnen wir,“ sagte der Fürst und nahm Platz.

Die Verhandlungen wickelten sich glatt ab. Es währte nicht zwei Stunden, sondern nur fünfundzwanzig Minuten. Herr von Kaulen verlas die Protokolle. Suevien verpflichtete sich zur Räumung des Ratschali-Passes, die binnen drei Tagen gewährleistet wurde. Dann sollte der vorläufige Waffenstillstand automatisch in den Friedensschluß übergehen. Illhrien sah von einer Kriegssentschädigung ab und erklärte seine



Zustimmung zu der Überlassung des bisherigen Gebiets von Gurmudja an das Nachbarland. Beide Kontrahenten gaben schließlich die feierliche Versicherung ab, daß unter ihren Mächten fortan „Friede herrschen“ sollte.

Beresco und Polzien unterzeichneten für ihre Regierungen, dann setzte auch General von Kaulen seinen Namen als „Bürge“ unter das Protokoll.

Emich atmete tief auf und erhob sich.

„Ihre Hand, Herr von Polzien,“ sagte er. „Wir haben Frieden geschlossen. Auch Sie und ich.“

Der Rücken des Staatsrats krümmte sich. Emich fühlte eiskalte Finger in seiner Hand.

Dann sah er, daß Beresco wankte.

„Mein Gott,“ rief er, „Beresco, was ist Ihnen?!”

„Nichts, Durchlaucht,“ entgegnete der alte Mann und straffte sich. „Eine Schwäche überfiel mich — sie ist vorüber — und sie war erklärlich in diesem — diesem schwersten Augenblick meines Lebens. Euer Durchlaucht sind Herr geworden über den Gegner, und nun bitte ich Sie: Seien Sie auch ein getreuer Diener des Staats, den Sie so heiß lieben wie ich. Fügen Eure Durchlaucht sich dem unvermeidlich Gewordenen und räumen Sie den Platz der provisorischen Regierung.“

Er hatte ein Aktenstück aus der Tasche gezogen und legte es auf den Tisch. Emich warf nur einen Blick auf das Papier und sah: es war seine Abdankungsurkunde...

Die drei russischen Offiziere, die vor den Türen Posten standen, hörten einen kurzen Aufschrei.

Der Fürst war totenbleich. Er nahm das Dokument und machte eine Bewegung, als wolle er es zerreißen. Aber er tat es nicht. Er warf das Papier wieder auf den Tisch.

„Warum das?“ fragte er. Seine Stimme klang hell und fest.

Beresco trat näher. Der Greis war in gewaltiger Erregung. Er mußte sich erst sammeln, ehe er weiterprechen konnte.

„Euer Durchlaucht werden sich entsinnen,“ sagte er, „daß ich vor diesem Kriege gewarnt habe. Ich wußte, daß Sie siegen würden, und wir durften nicht zu groß für Rußland werden. Nun ist es gekommen, wie ich ahnte. Der Zar schickte drei Armeekorps an die Grenze, um Suebien zu unterstützen. Da griff ich ein. Vernichten lassen wollte ich Syrien nicht. Ich habe Syriens Freiheit durch das Bersprechen Ihrer Abdankung erkaufte.“

„Und haben Ihren Fürsten in eine Falle gelockt,“ rief Emich schneidend. „Wird das Volk Ihnen danken?“

„Ich halte die Zügel fest in meinen alten Händen, Durchlaucht. Dankbarkeit ist keine Volkstugend. Wie man Ihnen zujubelte, so jauchzend wird man auch den neuen Herrscher empfangen, den Rußlands Gnade durch die Tore von Garica läßt.“

Emich lächelte bitter.

„Steht er schon im Vorzimmer, der Nachfolger?“

Beresco überhörte den gereizten Ton. „Ich führe vorläufig mit dem bisherigen Ministerium die Regierung weiter,“ entgegnete er. „Nur mein Sohn scheidet aus.“

„Armer Maffeo,“ sagte der Fürst. „Und was wird sonst mit meinen Getreuen im Lande?“

„Ich mußte Verhaftungen vornehmen lassen, und Ausweisungen werden folgen. Aber in wenigen Tagen wird die Ruhe wiederhergestellt sein.“

Der Blick Emichs flog durch das kahle Zimmer und blieb auf dem Abreißkalender an der Wand haften. Eine große schwarze Aht stand auf dem Blatte. An diesem Achten wurde ein Held zum Gefangenen — und ein ganzer Mann wurde heimtückisch erwürgt.

Herr von Polzien hatte sich in eine Ecke zurückgezogen. Er hielt den Kopf gesenkt.

Das Auge des Fürsten traf den russischen General.

„Was hat man mit mir vor, Erzellenz?“ fragte er.



„Ich habe den Allerhöchsten Auftrag,“ erwiderte Herr von Raulen, „Euer Durchlaucht zu bitten, mir auf russischen Boden zu folgen. In Keni werden Euer Durchlaucht von dem Großfürsten Fedor Konstantin erwartet.“

Emich sah sich um. Ihm war, als höre er unter den Fenstern ein leises Waffentklingen.

Da nahte sich wieder Beresco, haschte nach seiner Hand und küßte sie.

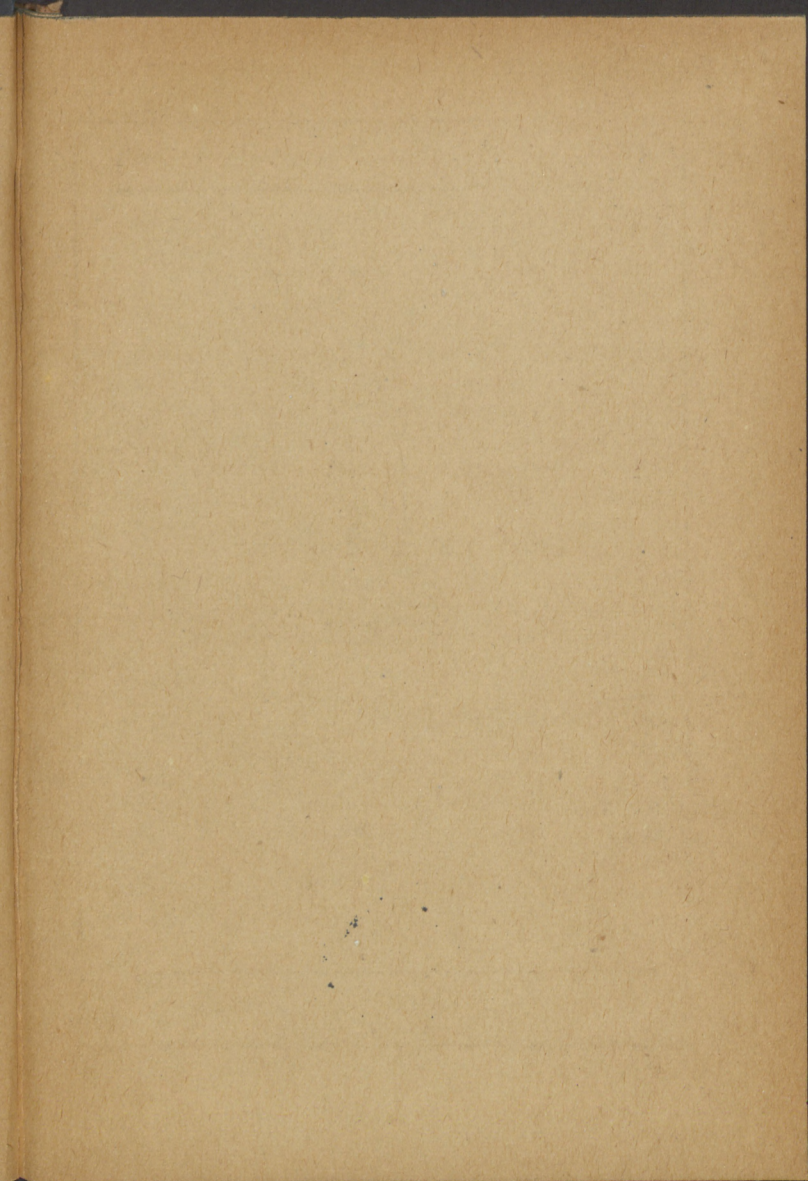
„Fürst Emich,“ sagte der Alte, und der Strom seiner Seele schwang mit in seiner zitternden Stimme, „du warst mir mehr als mein Sohn, du warst wie Fleisch und Blut von mir, du bist noch immer ein Stück meines Herzens. Schmähe mich — und wenn deine Hand mich schlagen will, ich werde nicht zucken. Was ich tat, geschah um Alhriens willen. Ich kann auch leiden meinem Lande zuliebe. Du, Fürst, bist noch jung, und die Jugend wird dein Leid lindern und dir die Überwindung erleichtern. Sieh, du ziehst ja als Sieger von dannen und nicht als geschlagener Flüchtling, und wenn du in Wien . . .“

Mit einer schroffen Handbewegung hieß Emich ihn schweigen. Ohne ihn anzusehen, griff er zur Feder, und während er seinen Namen unter die Urkunde setzte, sprach er halblaut und doch jedes Wort bewertend:

„Rußland als Schützer Alhriens . . .“ Die Feder flog auf den Tisch zurück. Die Tinte spritzte über das Leinen . . . „Pfui Teufel! . . .“

Der Fürst erhob sich. „Erzellenz Raulen, ich bin bereit . . .“

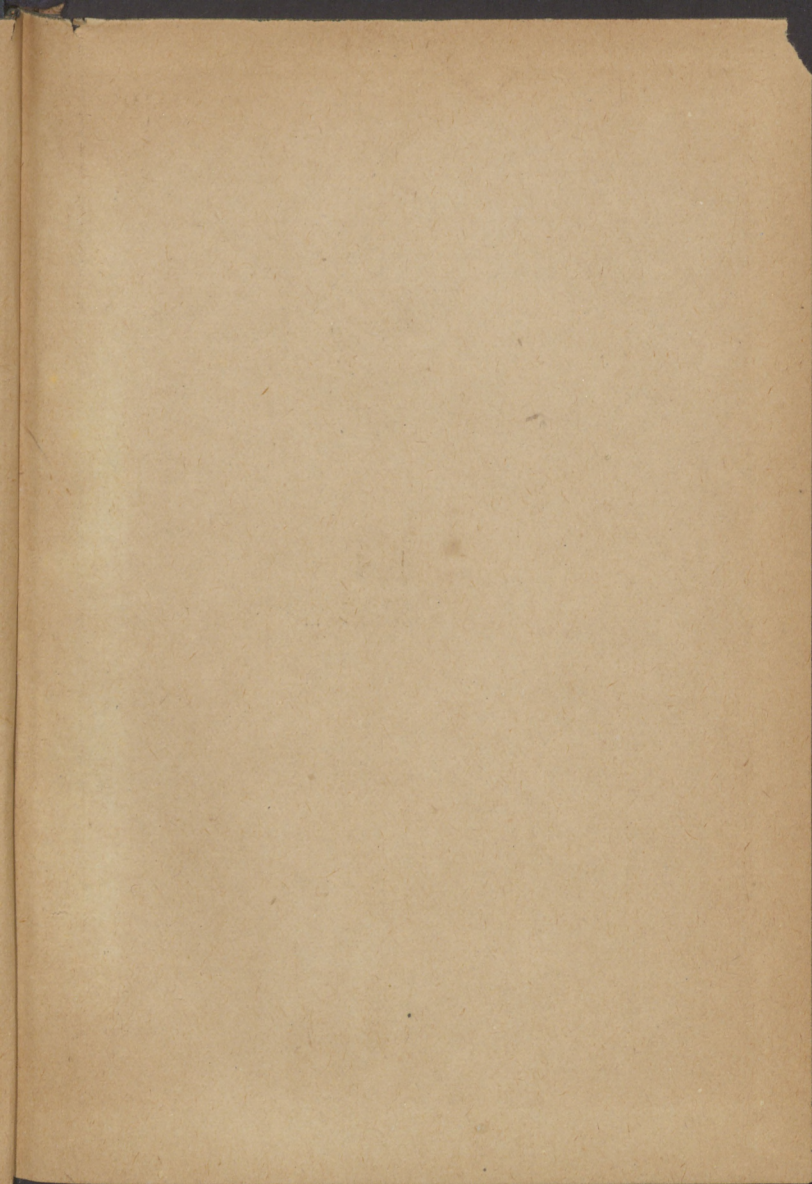








Möller & Co  
Berlin SW 68







18, -



*Wojewódzka Biblioteka Publiczna  
w Olsztynie*



010-043567